



Lebensdokumente
vergangener Jahrhunderte



Schauspielerleben





Joseph Anton Christ
Nach dem Gemälde von Anton Graff

Schauspielerleben
im achtzehnten Jahrhundert

Schauspielerleben im achtzehnten jahrhundert

Erinnerungen
von Joseph Anton Christ

Joseph A. Christ

Zum ersten Male veröffentlicht von
Rudolf Schirmer



Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen-München und Leipzig

Das erste bis dreißigste Tausend
dieses Buches ist im Sommer 1912
in der Spamerschen Buchdruckerei
zu Leipzig gedruckt worden.

Joseph Anton Christ

einer der Besten aus der Zeit, da aus Komödianten- und Franzosentum die deutsche Schauspielkunst entstand, hat Erinnerungen aus seinem wechselvollen Leben hinterlassen, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden. Er erzählt darin von sich und seinen Kunstgenossen in Prag, Berlin, Hamburg, St. Petersburg, Riga, Mainz, Frankfurt am Main, Dresden und Leipzig. Der zeitliche Hintergrund ist das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts.

Joseph Anton Christ ward am 5. Juni 1744 zu Wien geboren als Sohn eines kaiserlichen Archivars und erhielt seine Erziehung in einem Jesuitenkloster, entfloh aber und ward Soldat. Bei einem österreichischen Husarenregimente machte er den Siebenjährigen Krieg mit und ward 1760 als blutjunger Fähnrich in der Schlacht bei Liegnitz verwundet. Die Bühne betrat er zum ersten Male im Jahre 1765 bei der Ilgenerschen Schauspielerbande in Salzburg unter dem angenommenen Namen Suitangi. Später finden wir ihn an andern österreichischen Bühnen, auch in seiner Vaterstadt Wien. 1772 geht er als jugendlicher Liebhaber und Tänzer nach Prag an die Bühne des früheren Hanswurstspielers von Brunian. Inzwischen hatte er sich mit der jungen Schauspielerin Isabella Maria Peixoto de Costa aus Lissabon heimlich vermählt.

Mit Prag setzen Christs Aufzeichnungen ein.

Erster Abschnitt: Prag.

Einst erhielt ich ein Einladungsbillett von einer Gräfin T., welche Stiftsfräulein auf dem Hradschin war; ich sollte aber im Friseurrocke kommen, weil jeder andern Mannsperson der Eintritt in dies Heiligtum verboten wäre; sie habe mit mir etwas zu besprechen.

Ich borgte mir von meinem Friseur Rock und Hut und wandelte, den Puderbeutel unterm Arme, munter den Berg hinan ins Stift. Man wies mich zur Gräfin T. Die Kammerjungfrau empfing mich mit dem Bedeuten, daß die Gräfin jetzt schriebe, aber bald erscheinen würde. Es war halb acht Uhr früh. Indessen schlug es acht, neun, zehn und endlich halb elf. Da wurde geklingelt, die Kammerjungfrau bat um Vergebung, mich allein lassen zu müssen, und schlüpfte zur Gräfin hinein. Nicht lange währte es, so erschien die Gräfin, aber nicht, um mit ihr zu konversieren, sondern, mit Gebetbuch und Rosenkranz geziert, eilte sie in die Kirche und ließ mich mit einem langen Gesichte stehn. Es wurmte mich sehr, daß sie mich nicht einmal eines Wortes würdigte; ich biß mich in die Lippen und kaute an den Nägeln, als die Kammerkatze sich mir mit niedergeschlagenen Augen nahte, mir sanft über die Backen strich und mit einer Träne in den Augen sagte:

„Ach, lieber Herr Christ, was müssen Sie von mir denken, wenn ich Ihnen sage — und sagen muß ich es doch schon einmal —, nicht die Gräfin, sondern ich habe das Billett geschrieben. Ich wünschte Ihre Bekanntschaft und wußte nicht,

wie ich die Sache anders einkleiden sollte; ich habe mich unter die Firma meiner Gräfin gesteckt, um meinen Zweck zu erreichen; und nun mag über mich ergehen, was da wolle, ich bin ganz glücklich, daß ich Sie von Angesicht zu Angesicht kenne."

„Aber liebes Mädchen," erwiderte ich, „was kann Ihnen meine Bekanntschaft helfen! Ich bin ein verheirateter Mann und werde mich wohl schwerlich zum zweiten Male in den Friseurrock stecken." Verdrießlich griff ich nach meinem Hut und empfahl mich.

Beim Hinausgehen zum Klosterhof sah mir der Portier scharf ins Gesicht und fragte: „Wo ist Er denn gewesen?"

„Bei der Gräfin T.," war meine Antwort, und mit zwei Sprüngen war ich außer dem Gehöfte und flog den Berg hinunter. Beim Friseur wechselte ich die Kleider und kam in aller Unschuld nach Hause, ärgerte mich über die naseweise Kammerjungfrau und ging, um mich zu zerstreuen, mit meiner Frau spazieren.

Den folgenden Tag war Komödie. Da ich hineinging, vertrat mir die Kammerzofe den Weg und sagte: „Halt, mein Herr, diesmal entgehen Sie mir nicht, denn ich habe wirklich einen Auftrag von meiner Gräfin an Sie. Sie läßt Sie um den Klavierauszug aus der Operette „Das Versprechen im Mauthause" ersuchen. Um kein Aufsehen zu machen, sollen Sie wieder im Friseurrock erscheinen."

„Ha ha, Sie wollen mich wohl zum zweiten Male düpieren? Aber diesmal will ich mich der Gefahr nicht wieder aussetzen; denn der Portier hat mich verflucht scharf ins Auge gefaßt, er könnte Lunte riechen und mir das Leder durchgerben, und es dürfte leicht Ihre Revanche sein; ich aber will Ihnen die Freude nicht machen."

Sie schwur hoch und teuer, daß sie mir die Wahrheit gesagt, und ich schwur bei allem, was heilig ist, daß ich ihr nicht glaubte, und so ging jedes seinen Gang. Indessen besorgte ich auf jeden Fall die geforderte Klavierstimme und wartete in Ruhe ab, was da kommen sollte.

Acht Tage wartete ich vergebens. Endlich erhielt ich wirklich ein Handbillett, worin ich wie im vorigen um einen Klavierauszug und um die Verkleidung als Friseur gebeten ward; wenn ich wieder nicht glauben wollte, so dürfte ich ja nur die Schauspielerin Madam F. fragen, welche ehemals, bevor sie zum Theater geheiratet, Kammerjungfrau bei ihr gewesen sei und ihre Hand recht gut kenne. Ich befolgte diesen Wink, und nachdem ich gewiß war, daß es der Gräfin Hand sei, flog ich des andern Morgens mit meiner Musik und im Puderrocke den Schloßweg hinauf und wurde von der Jungfrau zwar etwas kalt, von der Herrschaft aber sehr gnädig empfangen. Ich traf bei ihr noch eine Komtesse P., einen Engel von Schönheit, auch einige Jahre jünger als die Gräfin T. Diese fragte, ob ich nicht auch Unterricht im Tanzen gäbe, und da ich es bejahte, brach sie plötzlich den Diskurs ab, hüpfte ans Klavier und spielte einige Walzer, dann auch eine Menuette. Da ergriff mich die Gräfin T. bei der Hand: „Nun, lieber Christ, wollen wir's miteinander versuchen?"

„Wenn Sie, gnädige Gräfin, sich nicht schämen, mit einem Friseur zu tanzen, so bin ich bereit."

„O mein Bester, dieser Friseur hat doch auf dem kleinen Venedig öfters mit den Damen des ersten und ältesten Adels ganz öffentlich getanzt."

„Ja, gnädige Gräfin, aber nicht in diesem Rocke."

„Tut nichts, mein Guter, jetzt sind wir unter uns"; und somit nahm sie mich bei der Hand, und eine recht angenehme Menuette wurde vollendet.

Die Komtesse P. stand auf und entfernte sich, kam aber nach einer Viertelstunde wieder und sagte: „Höre, liebe T., ich habe vorhin deinen Spielmann gemacht, daß du mit Christen tanzen konntest. Du hast mir nichts bezahlt. Jetzt zum Lohne setze du dich ans Pianoforte, spiele auch du uns eine Menuette vor; jetzt wollen wir es miteinander versuchen." Dabei führte sie die Gräfin ans Instrument und stellte sich mit mir, indem sie mir ein Billett in die Hand

drückte, zum Tanze hin. Da aber die Gräfin nur Walzer spielte, flog ich mit der göttlichen P. wie besessen in der Stube herum, bis wir beide ermüdet auf das Sofa hinsanken.

Nun nahm mich die Gräfin T. zu ihrem ordentlichen Tanzmeister an; jeden Dienstag um acht Uhr morgens sollte ich ihr eine Stunde geben. Ich versprach's. Dabei blickte mich die Komtesse P. sehr bedeutend an. Aber ich empfahl mich und ging abermals als Friseur glücklich zum Tor des Stifts hinaus.

Im Nachhausegehen las ich das mir von der P. in die Hand geschobene Billett und fand es also gestellt:

„Lieber Freund! Wenn Sie das auch noch nicht sind, so „müssen Sie es noch werden. Ich fürchte nur, daß die T. schon „einen großen Anspruch auf Ihre Freundschaft macht. Sollte „meine Furcht ungegründet sein, so erscheinen Sie künftigen „Freitag früh um acht Uhr, mir als Friseur im Tanzen Unter-„richt zu geben. Doch darf die T. nichts von dieser Unterrichts-„stunde erfahren, warum, werden Sie einsehen. Vergessen „Sie nie, daß ich meine Ehre Ihrer Delikatesse anvertraue .— „Adieu."

Wie elektrisiert war ich, nachdem ich gelesen hatte, ein Mädchen, schön wie Venus, geistvoll und lebhaft, bietet mir die Gelegenheit an, ein paar Stunden lang mich in ihrem Unterrichte himmlisch zu amüsieren — o Gott, meine Freude war grenzenlos. Aber doch mitten im Taumel sagte ich mir, oder vielmehr mein noch nicht verdorbenes Herz sagte mir: Du bist verheiratet und das Mädchen ist unschuldig! Auf der Stelle lief ich in die Kirche Sankt Galli, warf mich vor dem Hochaltar nieder und schwur mir selbst einen Eid, heilige Ehrfurcht vor des Mädchens Unschuld zu haben und mein der Gattin gegebenes Versprechen zu halten. Und Gott sei Dank, ich habe, so viel Gelegenheit mir in der Folge auch aufstieß, mich zu vergessen, bestanden wie ein Mann, und noch heute könnte sie mir wie ich ihr, ohne zu erröten, ins Angesicht sehen.

Zwei Monate lang setzte ich meine Unterrichtsstunden

ungehindert fort, ohne daß die Gräfin etwas von der Freitagsstunde erfahren hätte. Die Komtesse P. hingegen war jeden Dienstag um acht Uhr bei der T. unter dem Vorwande vorzuspielen, daß also letztere nie mit mir allein sein konnte; denn die P. war vor acht Uhr da und ging erst wieder, wenn ich fort war. Da wurde die Gräfin der ganzen Sache überdrüssig und gab die Tanzstunde auf.

War es, daß sie es wirklich überdrüssig war, oder hatte sie Kenntnis von der Freitagsstunde, ich weiß es nicht; aber mir fiel das boshafte Lächeln der Kammerjungfrau auf, und ich ward vorsichtiger. Zum nächsten Freitag schickte ich den Friseur, von dem ich die Kleider geborgt hatte, mit einem Billett an die Komtesse P. und bat sie darinnen, mich wissen zu lassen, ob der Weg noch rein sei und ob ich ohne Gefahr meinen Unterricht fortsetzen dürfte. Aber wie der Mensch zur Stiftspforte eintrat, sprang der Portier mit einem Stocke heraus und schlug mit den Worten: „Du verfluchter Komödiant, ich kenne dich schon!" so unbarmherzig auf den armen Schelm los, daß er die Flucht ergriff und außer Atem den Berg herabrannte. Mit nassen Augen kam er zu mir und klagte mir seine Leiden. Ich mußte zwar bei seinem Unglück lachen und schenkte ihm einen Spezies, froh, daß der Fall ihn traf und nicht mich, auf den er eigentlich gemünzt war; aber ich war wirklich in Verlegenheit, wie ich mit der Komtesse reden und mich über diese Geschichte weiter explizieren sollte.

Den andern Tag war ich frei in der Komödie und ging daher zeitig ins Parterre, gerade unter die Loge, wo die Stiftsdamen zu sitzen pflegten. Ich hatte gut spekuliert, denn die Komtesse war eine der ersten, die in die Loge traten. Sie bemerkte mich gleich und warf einen mit Bleifeder geschriebenen Zettel herab, den ich aufnahm und folgendes darin fand: „Morgen um ein Uhr auf der Primatorinsel, da wo das Gebüsch am dicksten ist."

Daß ich die Stunde nicht versäumte, wird man mir aufs Wort glauben. Dreiviertel auf ein Uhr war ich da, bezahlte statt einen Kreuzer Fährlohn einen Groschen und erwartete

die Himmlische. Gleich nach ein Uhr war sie da, und wir fanden uns an der verabredeten Stelle. Sie bedauerte mit einer Träne im Auge meinen Unfall. Da ich ihr aber sagte, daß das Malheur nicht mich, sondern meinen Friseur betroffen, konnte sie sich des lauten Lachens nicht enthalten und erzählte mir, daß sie zwar nicht wisse, ob die Gräfin oder ihre Jungfrau an dem Verrat schuld sei, daß aber gewiß die ganze Sache daher käme. Denn sogar die Dame Superior habe von verkleideten Komödianten gesprochen und ihr unter vier Augen gesagt, sie dürfe im Theater nie wieder vorne in der Loge sitzen, sondern habe älteren Damen dieses Vorrecht zu überlassen. In der Folge fand ich auch, daß immer die Gräfin T. an der Barriere, die göttliche P. aber rückwärts saß.

Kaum hatten wir uns im Schatten auf der Insel ins Gras plazieret, als wir mehrere Wagen an den schmalen Arm der Moldau, welcher die Insel bildet, anfahren und da halten sahen. O Gott, welch Schrecken, es waren der Erzbischof und mehrere Stiftsdamen, die sich auf die Insel übersetzen ließen! Wir waren verloren, wenn sie uns beide beisammen fanden. Sie erschrak, fiel mir um den Hals mit den Worten: „Adieu, guter Christ, adieu auf ewig!" und so mit dem ersten und letzten Kuß in diesem Leben floh sie hin.

Ich aber wand mich durch das Gesträuch auf das entgegengesetzte Ufer der Moldau. Denn wo ich hergekommen war, konnte und durfte ich nicht wieder zurück, weil dort die Equipagen und Domestiken sich aufhielten. Dort harrte ich lange, bis ich einem Fischer, der mitten im Strome war, mit äußerster Anstrengung und Zeichen mit dem Schnupftuche verständlich machen konnte, daß er mich ausholen sollte; denn rufen durfte ich ja nicht, weil ich mich da selbst verraten hätte. Er kam; aber bevor er mich in den Kahn treten ließ, fragte er: „Was bekomme ich?" „Nun, mein Freund, Er weiß ja wohl die Taxe, diese ist ein Kreuzer. Ich gebe Ihm aber einen Groschen. Das ist doch honett?" „Gott bewahre, damit kommen Sie nicht einen Fuß breit vom Lande." Kurz, ich durfte nicht lange fackeln, denn ich riskierte zuviel, ich

mußte vier Siebenzehnkreuzerstücke, also die festgesetzte Taxe achtundsechzigmal bezahlen, und doch dankte ich Gott, als ich die Altstadt erreichte.

Von diesem Tage an sah ich die Komtesse nie mehr, und es war auch gut. Denn nachdem sie mir selbst den ersten Kuß gegeben, hätte sie vielleicht ihren Stand und ich meine Pflicht und den in der Kirche mir selbst geleisteten Eid vergessen. Bald darauf heiratete sie nach Ungarn, und gottlob, die Geschichte war für immer vorbei.

Ich hatte vergessen, von Wien aus mir Empfehlungen an die Freimaurerloge in Prag mitgeben zu lassen. Ich machte es also wie alle jungen, mit der Heiligkeit dieser Verbrüderung noch nicht genugsam bekannten Mitglieder und gab, wo ich mich auch befand, maurerische Zeichen zur Schau, auch sogar auf dem Theater während der Vorstellung. Lange trieb ich dies Spiel ohne Erfolg, bis mich einmal beim Herausgehen aus dem Theater ein sehr ansehnlicher Kaufmann unterm Arm faßte und mit den Worten mich anredete:

„Lieber Freund, was machen Sie denn während Ihres Spieles für besondere Zeichen? Ist es bloße Angewohnheit oder haben diese Fixfaxereien etwas zu bedeuten? Im ersteren Falle muß ich Sie bitten, diese Dinge wegzulassen, denn sie entstellen Ihr Spiel, und im letzten Falle, wenn diese Dinge Zeichen sein sollen, die Sie irgend jemand geben wollen, der Sie verstehen soll, da glaube ich, müßten Sie andre Gelegenheiten haben, sich zu verständigen."

Ich staunte nicht wenig, sah ihn starr an, er mich wieder. Er reichte mir die Hand, und in demselben Augenblick lag ich an seinem Busen. „Ja," schrie ich, „Sie haben mich verstanden, Sie sind mein Bruder!" Er gab mir einen sanften, aber sehr väterlichen Verweis, daß ich so unvorsichtig mit maurerischen Erkennungszeichen spielte, zeigte mir den Mißbrauch, der daraus entstehen könnte, fragte nach dem Orte meiner Aufnahme und bat mich, ihn den andern Tag zu besuchen.

Ich ermangelte nicht, bei ihm zu erscheinen. Ich fand da vier sehr respektable Männer, die mich alle sehr liebevoll aufnahmen, mich um alles befragten, wie und wo ich rezipieret worden, und das Dezisum war, daß ich in einer sogenannten Winkelloge aufgenommen sei; da ich aber doch nun einmal Maurer sei, so müßte ich mich bei der in Prag bestehenden großen Loge rektifizieren lassen. Ich war in keiner geringen Verlegenheit, da ich hörte, daß ich in Wien gewissermaßen betrogen worden; da ich aber keine neuen Rezeptionsgelder zu bezahlen brauchte, so gab ich mich zufrieden und überließ mich ihrer Leitung. Wenige Tage nachher ward die Zeremonie meiner neuen Einweihung vorgenommen, und ich ward einstimmig zum ersten Vorsteher bei der neu errichteten Filialloge zu den drei gekrönten Säulen ernannt, wo ich auch späterhin in Abwesenheit des deputierten Meisters den Hammer übernahm. Nun war ich Maurer mit Leib und Seele. Ich machte Bekanntschaft mit einem Herrn Wernsink, der auch das Mißgeschick gehabt, in einer unkonstitutionellen Loge zum Maurer gemacht zu werden, aber ebenfalls von der großen Prager Loge zu den drei gekrönten Sternen rektifiziert und zum zweiten Vorsteher obbenannter Filialloge ernannt wurde. Wir arbeiteten beide fleißig über das Geheimnis der Freimaurer, gaben eine weitläufig ausgearbeitete Schrift über diesen Gegenstand bei der Schottischen Loge ein und erhielten hierüber ein Belobigungsschreiben von daher, welches unsern Fleiß ungemein anspornte, daß man uns bald höherer Mitteilungen würdig erkannte.

Mein Eifer und meine Wißbegierde hatten keine Grenze. Die Bekanntschaft mit den französischen Schauspielern, die fast alle Maurer waren, reizte mich ungemein, auch die französische Maurerei kennen zu lernen; ich sprach hierüber mit Herrn Chapison, und er war gleich bereit, mich an ihren Arbeiten teilnehmen zu lassen. Ich besuchte seine Loge, — denn er war selbst Meister vom Stuhle —, und fand die drei ersten Grade, einige kleine Abweichungen ausgenommen, mit den deutschen Logen ganz konform. Man trug mir den vierten



J. A. Christs erste Frau
Isabella Maria Peixoto de Costa aus Lissabon
Nach einem alten Gemälde



Franz Christ

Ein Söhnchen J. A. Christs

Grad an, — wer zweifelt, daß ich nicht mit beiden Händen danach sollte gegriffen haben? Ich bezahlte das von mir geforderte Quantum und ward Maître élu. Die Loge war ungemein schön dekoriert, die Brüder waren mit blauen, roten, grünen und schwarzen Ordensbändern behangen. Man spielte mit mir eine schöne Komödie, ich war aber nicht satisfaziert, denn mir fiel beim Zu-hause-gehen die Warnung meines schon früher erwähnten Bruders Neureiter ein: Hüten Sie sich vor Freimaurern, welche mit Dolchen spielen! Indessen ließ ich mir doch noch die drei Grade Apprentif, Compagnon und Maître écoussé erteilen, damit hatte ich aber die französische Maurerei satt. Eine neue Bekanntschaft mit einem gewissen Quartal verschaffte mir historisch den Besitz des sogenannten grünen Schotten, der mir aber ebensowenig genügte. Indessen fand ich in der Folge, da ich in die englische Maurerei eingeweiht wurde, mehrere Symbole dieses grünen Schotten wieder.

Die Logen in Prag hatten für mich viel Auffallendes. Ich fand da Franziskaner, Kapuziner, Dominikaner, aber nie einen Jesuiten. Die Loge gehörte zur strikten Observanz, und nur Eingeweihte werden mich verstehen, warum es mir auffallen konnte, Mönche maurisch bekleidet zu sehen.

Um diese Zeit war es, als ich mein Quartier veränderte, und zwar wieder in ein Haus von Herrn Monti, aber auf die Perlgasse in die Goldne Feder zog. Ich bewohnte die zweite, Herr Monti die erste Etage. Eines Morgens besuchte er mich und meldete mir, daß er gesonnen sei, mit seinem lieben Weibchen nach Italien zu reisen; aus dieser Ursache wolle er mir die Schlüssel zu seinem Quartier anvertrauen, daß ich alle Wochen einmal nachsehen könne, ob noch alles in der Ordnung sei, und ihm hierüber alle vier Wochen unter seiner Adresse, die er mir hiermit übergeben wolle, Nachricht schicken möge. Ich dankte ihm für das gute Zutrauen, das er in mich setzte, da er mir seine mit Betten, Spiegel, Tisch, Stühlen, Kommoden und Schränken wie auch mit Zinn und Kupfer

sehr schön möblierte Wohnung anvertrauen wolle. Allein es wäre ja im Parterre noch ein besserer Mann wie ich, ein Bürger, der zugleich Bier schenkte und eben darum, weil er im untersten Stockwerk wohne, eher bemerken könne, wer zum Hause hereingehe, als ich, der in der oberen Region sich aufhielte. Durch die Versicherung, daß er nur mir, nicht aber diesem Böhmaken sein Vertrauen schenke, fand sich der portugiesische Stolz meiner Frau geschmeichelt, sie redete mir zu, und halb gern, halb ungern übernahm ich die Schlüssel.

Aber welche Bürde band ich mir auf den Rücken! Gleich nach Montis Abreise konnte ich nicht mehr ruhig schlafen; die Furcht, bestohlen zu werden, ängstigte mich Tag und Nacht. Des Tages lief ich oft viermal hinunter, nachzusehen, und wäre nicht im Vorsaal eine Glocke angebracht gewesen, die jedesmal beim Türaufmachen entsetzlich schellte, ich glaube gewiß, ich hätte auch bei Nacht untersucht; denn anvertrautes Gut war mir von jeher heilig. So ängstigte ich mich drei Wochen lang; endlich wurde ich ruhiger, da alles in seiner gehörigen Ordnung blieb, und visitierte nur alle Freitage.

Aber wie erstarrte ich, als ich eines Freitags früh die Vorhaustür aufschloß und die sonst so unbändig schreiende Glocke stumm war wie ein Fisch! Ich blickte hinauf, und siehe da, der Glocke war der Hals umgedreht. Über der Türe war ein Fensterchen, wo die Spitzbuben, wie man vermuten mußte, einer über den andern hinaufgestiegen, hineingelangt und von der Glocke das unterste zu oberst gekehrt hatten. Da aber das Fensterchen weder entzweigebrochen war, noch, solange das Haus stand, je geöffnet worden zu sein schien, so glaube ich, daß die Diebe, wenn sie nicht im Hause selbst gewohnt, sich hatten einschließen lassen und es in der Nacht, auf unsern tiefen Schlaf rechnend, gewagt hatten, die Glocke schreien zu lassen, dann aber auf Stühle gestiegen und, damit sie in Zukunft schwiege, ihr den Hals gebrochen oder doch wenigstens verdreht. Ich trat aus dem Vorsaal in die Zimmer. Aber wo soll ich Worte hernehmen, meinen Schreck zu beschreiben: alles lag durcheinander, die Betten waren bün-

delweis in ihre Leintücher gebunden, Kommoden und Schränke erbrochen, Kupfer und Zinn durcheinander mit Stricken zusammengebunden und zum Forttragen bereitet, die Hälfte von allem war schon fort. Ich brüllte wie ein zur Schlachtbank geschlepptes Rind, meine Frau schrie mit mir.

Unser erster Verdacht fiel auf den Bierwirt. Denn da er das Haus auf- und zuschloß, dieses nur vier Fenster breit war, und er überdies noch ein Fenster auf den Hausflur hatte und also jede Katze konnte ein- und ausgehen sehen, so mußte ich glauben, daß, wenn er auch nicht selbst der Dieb wäre, er doch notwendig das Gestohlene habe müssen forttragen sehen. Ich fuhr ihm also zu Leibe, aber ob ich mit einer Eisscholle oder mit einem Hackeklotz redete, das war eins; er wußte von nichts und hatte weder die Glocke in der Nacht klingeln hören noch jemand etwas wegtragen sehen, kurz, er war unschuldig.

Und war es gewiß! Denn gleich darauf sagte er: „Wenn Sie etwa einen Speziestaler daranwenden wollen, so will ich Ihnen wohl einen Rat geben, wie Sie die Diebe entdecken können."

Ich also gleich mit der Hand in die Tasche, um die zwei Gulden aufzuzählen.

„Gott bewahre," sagte der Mann, „ich will mich nicht bezahlen lassen. Aber bei Sankt Galli halten sich immer so ein Stück vierzig Buben auf von sieben bis zwölf Jahren; sein halt lauter Schnipfer; muß m'r sich vor ihnen halt in Obacht nehmen. Die haben's g'wiß g'stohlen oder wissen wenigstens, wer's g'stohlen hat. Dahin wollen wir gehen, so ein' Buben auf die Seite kriegen und ihm den Spezies versprechen, wenn er uns sagt, wer der Dieb ist. Schauen's, das is' der anzige Weg, wie wir auf den Grund kommen können."

„Aber mein Gott, vierzig Diebsjungen läßt eure Polizei frei in der Stadt herumwandeln und ihr Wesen treiben, ohne sie in ihren Unternehmungen zu stören? Dabei bleibt ja

der ruhige Bürger, der um seines Schutzes und Sicherheit willen seine schweren Aufgaben bezahlt, immer gefährdet!"

„Ja, unsere Polizei! die müssen Sie erst kennen lernen! Die Spitzbuben haben hier mehr Recht als jeder Bürger. Denn die Polizei hat selber Menschen unter sich, die nit viel besser san als d' Spitzbuben. Warten's nur, wer'ns halt schon kennen lernen!"

Wir gingen miteinander nach Sankt Galli. Am Kloster herum spielten ein Dutzend Jungens von sieben bis zehn Jahren, warfen sich mit Steinen, sielten sich im Kot herum, kurz faulenzten, statt in die Schule zu gehen oder ein Handwerk zu treiben, übten sich auch, einander die Schnupftücher zu mausen; eine hochansehnliche Polizei sieht das lächelnd mit an und wenn's hoch kommt, rufen sie aus: „Taschkarschi!" auf deutsch: Schnipfer! Wir riefen einen von diesen sauberen Eleven, einen Buben von acht Jahren, zu uns. Ich sagte: „Höre, weißt du nichts von einem Diebstahl, der vor zwei Tagen in der Altstadt geschehen ist?"

„O ja," war die Antwort, „auf der Perlgasse in der Goldnen Feder? Ja, ich weiß es. Es waren zwei Jungens, die zwei Stiegen hoch den Vorhausschlüssel und fünf Eier gemaust haben. Mit dem Schlüssel haben sie unten aufgeschlossen. Es war ein Gemeiner und der General. Sie hatten mir versprochen, mich mitzunehmen, haben aber nicht Wort gehalten, die Spitzbuben die."

„Nun so höre, du ehrlicher Junge du, wenn du mir die zwei Buben zeigst, so schenke ich dir diesen Spezies"; dabei wies ich ihm das Geld.

„Gut, mein Herr, kommen Sie nachmittag um ein Uhr, da will ich mitten zwischen den zwei Buben sitzen, die gestohlen haben."

„Und dann sollst du auch dein Geld richtig bekommen," rief ich ihm noch zu. Denn der Junge zog sich zurück, als ob er dem Landfrieden nicht recht traute.

Nachmittags Punkt ein Uhr gingen ich, der Schauspieler Frank und der Bierwirt und fanden richtig unsern Jungen

zwischen den beiden andern sitzen. Der ältere, ein zwölfjähriger Bursch, der sogenannte General, hatte ein Blasrohr in der Hand, mit welchem er auf die Hunde schoß. Wir gingen ganz unbefangen vor den Buben vorbei, wandten uns aber schnell und faßten die beiden beim Kragen. Der mittelste, der Verräter, entsprang, ohne seinen Spezies abzuwarten. Wir führten die Jungens gerade in die Goldne Feder. Eine halbe Welt von Menschen lief uns nach. Aber wie wir die Bursche im Hause hatten, schlossen wir das Haus ab, und der Bierwirt forderte, als ob wir unsrer Sache ganz gewiß wären, den Schlüssel. Der Bube verleugnete ihn, da hatte er aber schon eine tüchtige Ohrfeige weg, und gleich war der Schlüssel da. Nun machten wir uns eine kleine Unterhaltung mit ihren Rücken, spannten sie in den Bock, warfen sie in die Küche und schickten nach der Wache.

Inzwischen hatte sich die ganze Gasse mit Menschen angefüllt. Plötzlich hörte ich heftig unten am Hause pochen. Ich sah aus dem Fenster, es war mein Freund, der Advokat K. Er rief mir zu, ihm aufzumachen, denn er müßte mich notwendig sprechen. Da er heraufkam, fragte er gleich nach den Dieben. Ich sagte ihm, daß ich sie derb durchgeprügelt, in den Bock gespannt und in die Küche geworfen hätte. „Um Gottes willen, ich dachte es wohl, darum eilte ich zu Ihnen. Gleich die Pursche losgebunden! Findet sie der Ratsaktuarius gebunden und die Pursche sagen, daß Sie sie geprügelt haben, so kommen Sie in Teufels Küche.“ Also wurden die lieben Kinder wieder flottgemacht unter dem Versprechen, daß, wenn sie sagten, wohin und an wen sie das Gestohlene verkauft hätten, ihr Arrest nur von kurzer Dauer sein sollte. Die Jungens versprachen alles, und um sie bei froher Laune zu erhalten, gab ich jedem eine halbe Mundsemmel. Es war auch höchste Zeit, denn eben kam die Polizeiwache und holte die Bengels ab.

Tags darauf wurde ich auf die Polizei gefordert. Da sollte ich specifice angeben, was mir gestohlen wäre, und selbes beschwören. „Hochweise Herren,“ war meine Ant-

wort, „weder das erste noch das letzte kann ich, und ich glaube kaum, daß der wirkliche Eigentümer des Gestohlenen richtig wird angeben können, was ihm entwendet worden."

„Was? entwendet? vom Stehlen ist die Red', nicht vom Entwenden."

„Ich denke, Stehlen und Entwenden sind synonyma?"

„Was der Herr denkt, kann hier nix gelten; ich aber denk', daß man vor Gericht deutsch reden muß. Also was ist g'stohlen? Alles muß benamst und nachher beschworen werden. Versteht der Herr?"

„Ich verstehe es wohl. Aber eben das kann ich nicht; denn ich bin nicht der Bestohlene, sondern mein Hauswirt, welcher nach Italien gereist ist und mir unterdessen sein Quartier verschlossen übergeben hat. Ich habe öfters nachgesehen und alles in Ordnung gefunden. Aber vorgestern fand ich die Vorhausglocke verbogen, daß sie beim Türaufschließen nicht anschlagen konnte, und da ich in die Stuben trat, waren die Kommoden nebst Schränken erbrochen, vieles schon fortgebracht, Betten, Zinn und Kupfer alles in Bündels gebunden und zum Forttragen bereit gehalten. Euer Wohlgeboren werden also selbst einsehen, daß ich weder angeben kann, was gestohlen worden, noch etwas anderes beschwören, als daß mein Hauswirt bestohlen ist."

„So? also nit der Herr, sondern der Hauswirt ist bestohlen? Hm, ja, das is' halt alles recht gut. Aber wer bezahlt die G'richtskosten und wer ernährt die Buben?"

„Die Gerichtskosten," antwortete ich, „wird wohl der Hauswirt bezahlen müssen, wenn er nämlich durch die Klugheit einer weisen Polizei das ihm Entwendete — bitte um Verzeihung, Gestohlene wollte ich sagen — wieder bekommt, und die Diebe und Diebsgenossen, welche etwa nach geschehener Untersuchung noch könnten eingezogen werden, müssen aus der Alimentationskassa ernähret werden."

„Alimentationskassa? Was waß der Herr von einer Alimentationskassa, wo hat der Herr das Wort aufgeschnappt?"

„Wo ich es aufgeschnappt habe, will ich Ihnen gleich sagen. Beim Herrn Polizeipräsidenten, dem Herrn Grafen von Kolowrat, wo ich die Woche zweimal zu speisen die Ehre habe; da habe ich es aufgeschnappt. Also nun wissen Sie, was Sie von mir wissen können. Schwören werde und kann ich nicht, und auf dieses Mal ist meine Zeit zu beschränkt. Sollte ich in Zukunft noch nötig sein, so werden Ihro Exzellenz der Herr Polizeipräsident schon selbst die Gnade haben und mir durch ein Handbillett ihre Befehle bekannt machen," und mit einer Verbeugung war ich zur Türe hinaus.

Einer von den Schreibern erzählte mir in der Folge, daß der Herr Aktuarius, kaum als ich zur Türe hinaus war, aufgesprungen sei, den Stuhl in die Gerichtsstube hingeschleudert, die Perücke auf dem Kopf bald nach hinten, bald nach vorn gezogen, mit Füßen gestampft und mit kreischender Stimme geschrien habe: „Verfluacht! A Komediant frißt alle Wochen zwamal beim Grafen — und i, der i schon dreißig Jahr dienen tu, hab' no nit an anzig's Mal da g'speist — verfluacht! Und wann er ihm nur nix von der Alimentationskassa g'sagt hätt', da wären alle Wochen achtundzwanzig Groschen in d' Sportelkassa kumma. Aber so krieg'n m'r gar nix, nit an Pfifferling! Die G'richtskosten aber, die muß der Monti alle zahlen. Der soll schon an den Polizeiaktuarius denken!"

Ich schrieb den ganzen Vorfall an Herrn Monti nach Italien, glaubte eine harte Antwort lesen zu müssen, aber er antwortete nicht, kam nach drei Monaten selbst und trug seinen Schaden so gleichmütig, daß in meiner Seele ganz besondere Gedanken keimten, welche eben nicht zu seinem Vorteil gereichten. Er erzählte mir in der Folge, daß mehr als vierzig Personen durch den Diebstahl eingezogen worden. Aber den Buben, den General, sah ich bald nach seiner Rückkehr nach wie vor am Sankt Galli-Kloster thronen und sein Wesen treiben. Was für Begriffe muß der Fremde sich von einem Staate machen, wo die Gerechtigkeit so gehandhabt wird!

Unter mehreren neuen Mitgliedern kam eine Madam Naumann aus Karlsruhe zu uns. Sie war unlängst Witwe geworden, war damals noch in den zwanziger Jahren und eine schöne Figur. Die Pocken hatten ihr Gesicht etwas stark mitgenommen, aber ihr einnehmendes Betragen machte sie bei jedermann angenehm. Schon bei ihrem ersten Besuch, den sie bei der Gesellschaft machte, gefiel es ihr in meinem Hause so sehr, daß sie den Theaterdiener, der sie herumführte, fortschickte mit dem Bedeuten, hier gefiele es ihr, er solle nur wieder fortgehen, sie wolle heute keine weiteren Besuche machen und bei uns bleiben. Diese Artigkeit wirkte so auf mich, daß ich, ob ich gleich unpaß war und im Schlafrock auf dem Bette lag, mich in die Kleider warf und ihr Gesellschaft leistete. Sie nahm mit unserm frugalen Abendbrot fürlieb, wir unterhielten uns lang und breit über die Kunst, und meine Frau fand Geschmack an der Dame. Da es Zeit war, nach Hause zu gehn, war sie verlegen, weil sie in Prag noch fremd sei und nicht wisse, wie sie sich nach Hause finden solle, da sie sehr entfernt von uns wohne. Der Wohlstand gebot mir, und auch meine Frau ersuchte mich darum, die Dame nach Hause zu begleiten. Ich tat's; denn galant war ich immer, und die Menschen sagen, ich sei es auch jetzt noch, ob ich gleich die Siebzig schon lange überschritten habe, aber damals war ich noch in den Zwanzigern. Ich brachte sie also nach Hause, und schon unterwegs sagte sie zu mir: „Es ist schade, lieber Christ, daß Sie verheiratet sind; wir wären ein nettes Paar geworden. Sie können wohl nicht sehr glücklich leben, denn Ihre Frau scheint älter wie Sie zu sein." — „Das ist wohl wahr, meine Frau ist ein Jahr zehn Monate älter wie ich, aber wir leben, etwas Eifersucht von ihrer Seite abgerechnet, sehr zufrieden." — „Ja, eifersüchtig soll Ihre Frau sein, das habe ich schon gehört, und ich wundere mich, daß sie Ihnen erlaubt, mich nach Hause zu bringen." — „Ei, wer hat Ihnen denn das schon erzählt? Diese geschwätzigen Personen haben vergessen zu sagen, daß sie auf honette Damen — und dafür hält sie

Sie gewiß — nie eifersüchtig ist.“ Unter diesem Gespräch gelangten wir an ihre Wohnung. Ich wollte mich empfehlen, aber sie nötigte mich hinauf, ich folgte ihr, und in ihrer Stube bewillkommte sie mich mit einem Kusse. Ich stutzte zwar, da wir uns doch erst vor wenig Stunden hatten kennen gelernt, aber ich küßte sie wieder. Sie zog mich neben sich aufs Sofa und fing an (weil sie sich sehr über Hitze beschwerte), sich auszukleiden. Sie bat zwar um Verzeihung, weil es so ihre Gewohnheit wäre, aber da ich mich des Wohlstandes wegen entfernen wollte, ließ sie mich doch nicht fort und zeigte mir bei dieser Gelegenheit wie von ungefähr einige ihrer welken Reize, die aber auf mich durchaus nicht wirkten. Ich sah nach meiner Uhr, und da es schon dreiviertel auf zehn war, und ich keine Laterne bei mir hatte, entriß ich mich unter diesem Vorwand ihren Anlockungen und kam ganz durchschwitzt in meinem Hause an.

Wäre dieses Weib nicht so unverschämt frech gewesen und delikater zu Werke gegangen, wer weiß, ob ich meiner Pflicht getreu geblieben wäre, — aber solche Unweiblichkeit mußte wohl jeden Mann, der noch seiner Sinne mächtig war, von sich zurückscheuchen statt anzulocken. Kurz, ich entging diesen Netzen, machte mir aber dieses Weib dadurch zur unversöhnlichsten Feindin. Von mir zurückgewiesen, warf sie ihre Netze dem Regisseur Bergobzomer vor und ward erhört. Nun hatte sie schon halb über mich gewonnen. Nur konnte Bergobzomer nicht zu rasch zu Werke gehn, denn die Herren Prager hatten mich lieb! Indessen findet ein Regisseur immer Gelegenheit, sich an dem Schauspieler zu reiben, zumal wenn er die Kunst versteht, mit Überlegung zu Werke zu gehen, und daß Bergobzomer hierin Meister war, wird die Folge zeigen.

Er schickte mir zum Beispiel drei sehr gute und zwei äußerst mittelmäßige Rollen; ich möchte mich mit ihnen so bald wie möglich bekannt machen, weil die Stücke herauskommen sollten, sobald ich fertig wäre. Ich gab mir Mühe, war mit allen fertig; die schlechten wurden gegeben, die

guten kamen nicht zum Vorschein. Ich war für Helden und zärtliche Liebhaber engagiert und bekam Intriganten. Beschwerte ich mich darüber, so sagte er sehr freundlich: „Lieber Christ, tun Sie es mir zu Gefallen, ich habe niemand anders, dem ich diese Rolle anvertrauen kann, die anderen verderben sie mir." Mit solchen Reden hielt er mich lange hin, bis mir endlich die Geduld riß.

Dieser Mann war voller Kunstgriffe, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Einst bei der Vorstellung „Macbeths" von Stephanie dem Jüngeren, warf er sich in der Szene des letzten Aktes, wo der Saal brennt und einstürzt, im Feuer des Spiels zu Boden und blieb liegen. Die Komödie war zu Ende, er lag noch. Die Theaterleute sprangen hinzu, ihn aufzuheben, er aber war tot. Der Lärm unter den Schauspielern und Zimmerleuten war groß und teilte sich dem Parterre mit. Man kam übers Orchester aufs Theater herauf, den toten Bergobzomer noch einmal zu sehen, der sich der Kunst und seinem Publikum geopfert. Er spielte die Komödie fort, ließ sich in die Garderobe schleppen, Madam Naumann riß sich in den Haaren, schrie ihm in die Ohren und badete ihn in Tränen. Der anwesende Arzt Doktor Klingotsch fühlte den Puls und sagte mit Kopfschütteln: „Der Puls geht nicht matt, sondern echauffiert." Da ich dies hörte, sagte ich: „Ein exaltierter Puls paßt nicht zur Ohnmacht; da muß Stockung sein, die hier nicht ist," drehte mich mit den Worten um: „Komödie in der Komödie!" und ging, und Herr Macbeth kam rasch zu sich. Indessen hatte er seinen Zweck vollkommen erreicht, in ganz Prag hieß es: Bergobzomer hat sich fürs Publikum so aufgeopfert, daß er beinahe den Tod darüber gehabt hätte.

Ein andermal war Feuer in der Judenstadt. Wir Schauspieler liefen alle unsern Hausjuden zu Hilfe. Herr Bergobzomer war auch dabei, nahm eine Leiter — denn Bärenkräfte hatte er —, lehnte sie an ein Fenster der Synagoge, aber an eines, wo es nicht herausbrannte, schrie um Wasser und goß frisch ins noch nicht angegangene Haus hin-

ein. Wir übrigen retteten unsern Juden so viel Habe, daß uns Buckel und Hals mit Blut unterlaufen waren. Aber unsre saure Arbeit geschah im stillen, und kaum einen ebenso stillen Dank ernteten wir ein. Aber der Held des Tages stand öffentlich auf einer Leiter, alle Welt sah, alle Welt hörte ihn um Wasser schreien, ihm, dem Retter der Judenstadt, allein gebührte der Dank. Die ersten Juden samt dem Ober- und Unterrabbiner nebst Leviten und Kirchen- oder Schulklopfern kamen als Deputierte der Judengemeinde und dankten feierlich für seine Aufopferung, oder eigentlich für sein Nichtstun. Dieses konnte wohl ein Fingerzeig für mein ganzes künftiges Leben sein, daß nur der Mensch etwas gilt, der sich bemerkbar zu machen versteht. Allein solche Handlungen laufen gegen meine Grundsätze, und überdies gebietet mir ein Gesetz meiner Verbrüderung, nur im stillen Gutes zu tun.

Da wir sahen, daß Bergobzomer sich mit Madam Naumann sehr eng verband und einen Ton annahm, als wäre er regierender Herr und wir seine Untertanen, so fanden wir, ich, Spengler, Frank und Henisch für notwendig, auch uns enger zu verbinden und ein Schutz- und Trutzbündnis gegen ihn zu errichten.

Ich, Herr Henisch und Herr Frank machten sozusagen nur eine Familie aus. Kein Vergnügen genossen wir allein; wo einer war, waren wir alle, und so verlebten wir unsere spielfreien Tage in schuldloser Freude. Dahingegen Herr Bergobzomer mit seiner babylonischen H. Madam Naumann, den beiden Herren von Griechern, Herrn Baron Hennet und dem Apotheker Heli wieder einen aparten, aber freilich viel vornehmeren Zirkel bildete. Die Spannung wurde immer stärker. Madam Naumann, die doch inzwischen die Jahre zu Mutterrollen erreicht hatte, wollte jugendliche Rollen spielen, und von ihrer Faktion und dem Regisseur unterstützt, behauptete sie sich in allem, was gut und dankbar war. Madam Frank und Madam Henisch bekamen nur, was jene nicht mochte, und so wuchs die Unzufriedenheit immer mehr.

Einst kaufte ich mir ein neues spanisches Rohr, und da ich zur Probe kam und man das Rohr schön fand, beging ich die Unvorsichtigkeit, zu sagen: „Dieses Rohr will ich künftighin Bergobzomer taufen.“ Der Gedanke wurde belacht, aber diese wenigen Worte brachten mir ungemein viel Nachteil. Denn da es weiterhin wirklich zu Tätlichkeiten kam, wurde es mir von der Gegenpartei als eine längst vorbereitete Meuterei angerechnet und war die Hauptursache, daß ich meine gerechte Sache verlor.

So standen die Sachen, als ein Stück gegeben werden sollte, „die Koterie“ betitelt. Es war eine Parodie auf einen in Garnison stehenden Leutnant Baron von Hutten. Ich erhielt die Rolle des Barons und sollte mich ganz so kleiden, wie von Hutten sich zu kleiden pflegte: grüner Frack mit rosa Chemisett, paille Hosen, gewichste Stiefeln, silberne Sporen, um den Hals eine Handquehle und am stark gepuderten Kopfe einen armsdicken Zopf. So war das Original gekleidet, und so mich zu kleiden, war mir auf meiner Rolle vorgeschrieben.

Den Tag vor Aufführung des Stückes kam des Morgens um zehn Uhr Herr Baron von Hutten samt den beiden Herren von Griechern, jeder mit einem tüchtigen spanischen Rohre bewaffnet, auf meine Stube. Von Hutten führte das Wort:

„Sie spielen morgen in der ‚Koterie‘?“

„Ja, mir ist die Hauptrolle darin zugeteilt.“

„So? — Wissen Sie, wer ich bin?“

„O ja, ich habe die Ehre, Sie als einen hier garnisonierenden Herrn Offizier zu kennen.“

„Sie wissen also, wer ich bin, und haben die Frechheit, mich auf dem Theater parodieren zu wollen?“

Ich stutzte, faßte mich aber gleich wieder und sagte: „Sie parodieren zu wollen, ist mir noch nie in den Sinn gekommen, aber je mehr ich Sie ansehe, Herr Baron, je ähnlicher finde ich die mir vorgeschriebenen Kleidungsstücke.“

„Was, vorgeschrieben? — Man hat mir gesagt, daß es Ihre eigene Erfindung sei, mich in meiner mit Geschmack gewählten Kleidung lächerlich zu machen, und wenn Sie sich unterstehen, dieses zu tun (indem er seinen Stock schwang), so will ich Sie so zerknüppeln, daß Ihnen die Idee, einen Offizier lächerlich zu machen, gewiß auf immer vergehen soll."

„Herr von Hutten, das Drohen und Stockschwingen in meinem Quartier verbitte ich mir; auch Sie haben Vorgesetzte, und der Weg zum Generalfeldzeugmeister ist mir nicht abgegraben. Schon dieser Überfall mit noch zwei ebenso wie Sie bewaffneten Männern ist gesetzwidrig. Warten Sie es erst ab und dann handeln Sie, aber so, wie es einem Kavalier zukommt. Ich werde erscheinen, wie es mir vorgeschrieben ist. Finden Sie sich dann beleidigt, so halten Sie sich an den Verfasser," und somit machte ich meine Verbeugung.

Die drei Herren, über meinen festen Ton etwas verlegen, steckten die Köpfe zusammen und murmelten: „Sollte uns das Weib belogen haben?"

Ich hörte diese wenigen Worte und fragte: „Welches Weib? doch wohl nicht Madam Naumann?"

„Ja — nein — sie wohl eben nicht, aber — —."

„Aber?" fiel ich ein, „sehen Sie, Herr Baron, hätten Sie mich gleich bei Ihrem Eintritt in mein Haus artiger behandelt, so wäre es zu allen diesen Auseinandersetzungen nicht gekommen. Ich hätte sofort getan, was ich nun jetzt erst tue, hätte Ihnen meine Rolle vorgelegt, und Sie würden daraus ersehen haben, daß man Sie belogen, und daß mir derselbe Anzug vorgeschrieben ist, in welchem ich Sie gegenwärtig vor mir stehen zu sehen die Ehre habe."

Er nahm meine Rolle, las die Vorschrift des Anzugs, fiel mir um den Hals, bat mich um Vergebung, fluchte über die Naumann, die ihm gesagt, ich wolle ihn lächerlich machen, und bot mir seinen ganzen Anzug zur morgigen Vorstellung an. Dies war sehr honett und das beste, was von Hutten tun konnte, um die begangene Sottise wieder gutzumachen.

Der ältere Herr von Griechern wollte Madam Nau-

mann, welche sowohl seine wie Bergobzomers intime Freundin war, verteidigen. Ich aber sagte ihm rund heraus, sie tauge nichts, denn seitdem sie Herrn Bergobzomer und mehrere Herren aus der Stadt (wobei ich ihm scharf ins Auge sah) bestrickt habe, sei es bei unserer Gesellschaft gut gewesen! überhaupt wäre es traurig, daß Herr von Brunian sich seine Rechte so aus den Händen winden lasse. Herr Bergobzomer mache, was er wolle, und von Brunian sei nur ein Strohprinzipal, sogar das Publikum spreche in die Direktion. Wäre ich an Brunians Stelle, Madam Naumann, diese Meisterin im Bolzendrehen (Bolzen, die hernach ihre Anbeter links und rechts verschießen müßten), bekäme künftigen Freitag ihre letzte Gage, denn sie sei ein eiterndes Geschwür an unserm sonst so gesunden Körper und müsse abgeschnitten werden.

Die Herren verließen mich, um geradehin zu Bergobzomer oder zu Madam Naumann, welches ebensoviel war, zu gehen; denn beide wohnten zusammen, hatten ihre Ökonomie zusammen, und Gott weiß, was sie noch zusammen hatten. Denn wenn eine Witwe von sechsunddreißig Jahren mit einer unverheirateten Mannsperson von gleichem Alter zusammenwohnt, so geschieht es gewiß nicht Betens wegen. Als Herr von Griechern Madam Naumann meine Äußerungen erzählte, sprang sie auf, fluchte wie eine erzürnte dame de halle und schwur meinen Untergang. Inwiefern sie ihren Schwur erfüllte, wird die Folge zeigen.

Am andern Tag war die Komödie angekündigt, das Haus zum Brechen voll, selbst der Oberste Burggraf fuhr von seinen Gütern herein, diese Parodie zu sehen. Der Wagen kam, mich abzuholen. Ich fuhr bei Bergobzomer vor, um ihn und die babylonische H. einzunehmen; denn beide hatten im Stück zu spielen. Mit Lächeln empfingen sie mich, machten mir Komplimente über meinen Anzug und freuten sich im voraus über die gewiß glücklich gelingende Vorstellung. An der außerordentlichen Freundlichkeit des lieben Paares merkte ich gleich, daß etwas in ihnen brütete, und war auf meiner Hut.

In der Garderobe begab ich mich gleich auf meinen Platz und nahm meine Rolle zur Hand, um mich nicht zu zerstreuen. Aber es währte nicht lange, so hörte ich ein grausames Lärmen und Schimpfen. Bergobzomer und Henisch waren es, welche sich wie John Hagel betrugen und sich wechselweise die abscheulichsten Dinge vorwarfen. Endlich schrie Henisch: „Ja, es ist wahr, alle Rollen, welche meiner Frau oder Madam Frank gehören, geben Sie der Frau Naumann, die lieber alte Weiber und Kupplerinnen als jugendliche zärtliche Liebhaberinnen spielen sollte; aber freilich, die Konkubine muß alles und ehrliche Weiber dürfen nichts bekommen!"

„Das spricht ein Schurke!" war Bergobzomers Antwort.

Das schreckte mich auf. „Was?" rief ich, „mein Kamerad ein Schurke? So spricht kein rechtlicher Mann!"

„Aha," schrie Bergobzomer, „rührst du dich auch, du Komplotteur? Du Bube!" Und schlug nach mir.

„Bube?" wütete ich und gab ihm mit der linken Hand eine Ohrfeige aus Leibeskräften, wollte nach meinem Stock greifen, erwischte aber in der Wut meinen Degen, der eine Schilfklinge hatte und daher sehr leicht aus der Scheide ging, und fuhr ihm damit beim rechten Schlaf an die Hirnschale. Er stürzte zu Boden. Ich stand leblos, wie angenagelt, die Augen an den Boden geheftet.

Der Lärm verbreitete sich ins Parterre und in die Logen zugleich; wie ein Lauffeuer lief es herum: Christ hat Bergobzomern erstochen. Auf Befehl des Oberstburggrafen mußte gleich die Militärwache die Türen der Garderobe besetzen. Es mußte ein anderes Stück gewählt werden, denn Bergobzomer war außerstande, zu spielen. Man wählte den „Sklavenhändler von Smyrna", worin ich mitzuspielen hatte. Es war sehr herzerhebend, wenn meine Szene kam und die Wache mich bis in den Flügel brachte, dort wartete, bis meine Szene vorüber war, und mich dann ins Ankleidezimmer zurückführte.

Nach der Komödie wurde ich mit Herrn Spengler und Herrn Frank, welche sich in das Handgemenge gemischt hatten und mit mir unter die Aufsicht der Wache gesetzt worden waren, auf die Altstädter Hauptwache gebracht, unter dem Zulauf von mehr als tausend Menschen und dem Gesang der Pöbelbrut: „Satracini Komedianski! Taschkarschi!“ (Verfluchte Komödianten! Diebe!) Zu unserm Glücke hatte ein Graf Harrach, der kein Freund der Bergobzomerschen Faktion war, die Wache; er nahm uns freundlich auf und ließ uns hochleben, wir durften in der Offiziersstube speisen und schlafen. Des andern Tags aber wurde er von dem Hauptmann von la Motte abgelöst. Dieser, ein Freund der Frau Naumann, hatte sich vorgenommen, uns in die Kommißstube zu sperren und unter die Pritsche stecken zu lassen. Der edle von Harrach erfuhr aber kaum die schändliche Absicht la Mottes, als er ihm auf der Stelle ankündigte, daß er, wenn er uns nur das geringste zuleide tun würde, sich mit ihm am Morgen nach der Ablösung schießen müsse. Diese Drohung wirkte so sehr, daß es la Motte nicht wagte, uns nur ein Haar zu krümmen.

Dieser la Motte, ein Schandfleck der sonst so braven österreichischen Offiziere, bekam einst Händel mit einem preußischen Offizier, einem Baron von Hinkeldey. Nachdem ihn der Preuße einigemal gefordert und er sich nicht gestellet, wurde er eines Abends von ihm und zwei österreichischen Offizieren aus seinem Zimmer geholt. Aber weder das Zureden seiner Kameraden, die es dem Offizierskorps melden und nicht ferner mit ihm dienen wollten, wenn er sich nicht schlüge, noch die Drohungen seines Gegners konnten ihn dahin bringen, seinen Degen zu ziehen, indem er sich aufs Duellmandat berief; bis ihm endlich von Hinkeldey ein paarmal mit der Fläche über die Schultern hieb und seine Kameraden vor ihm ausspuckten. Da zog er, hielt aber den Arm steif hin, ohne zu parieren, noch weniger zu attackieren. Dies verdroß den Preußen, daß er ihm bloß einen kleinen Armfuchs anhing, ihm den Rücken zuwendete und sagte:

„Herr, Sie sind meines Degens und des Portepees Ihres Monarchen nicht wert," und so hatte das Duell ein Ende.

Aber so sind diese Poltrons: wo sie keinen Widerstand zu befürchten haben, wie es mit uns drei Gefangenen der Fall war, sind sie meistenteils Tyrannen.

Wir mußten noch den Mittag auf der Hauptwache zubringen, wohin uns Graf Harrach das Essen schickte. Den ganzen Tag ward es nicht leer, so viele Besuche erhielten wir von Gut- und Übelgesinnten. Aber von meinen Freimaurerbrüdern ließ sich auch nicht ein einziger sehen, und da ich auf deren Hilfe nicht wenig baute, so stieg meine Verwunderung mit jeder Minute. Indes tat ich den guten Brüdern höchst unrecht. Denn einzig dem geheimen Betriebe des ebenso humanen als klugen Grafen Kaspar Hermann von Kinigel und seinem mächtigen Einflusse hatten wir es zu verdanken, daß wir sozusagen noch mit einem blauen Auge davonkamen. Denn wenn unser Urteil von einem gewissen Baron Hennet abgehangen hätte (den Gott schon durch ein lahmes Bein und falschen Blick gezeichnet hatte), so wären wir keiner, wenigstens ich nicht, mit dem Kopfe davongekommen; der liebe Herr sprach schon vor dem Verhör von weiter nichts als Schwert und Rad.

Des andern Tags nachmittags um vier Uhr wurden wir von der Hauptwache nach dem Altstädter Rathause gebracht, wo wir vom Stockmeister sehr artig empfangen wurden. Die Besuche waren da noch zahlreicher als auf der Hauptwache, der Wein floß, unsere Freunde ließen uns hochleben. Unsere Gegner hatten aber auch Spione genug dabei, die jedes Wort auffingen, um am gehörigen Orte wieder davon Gebrauch zu machen. Diesen vortrefflichen Spionen hatten wir es zu verdanken, daß ich und Frank noch den dritten Tag vermöge Reskripts der Regierung mit der Polizei-, oder wie man es im Kaiserlichen nennt, Rumorwache, vom Altstädter Rathause weggebracht wurden, und zwar ich auf die Kleine Seite, Herr Frank auf die Neustadt. Herr Spengler aber blieb auf dem Altstädter Rathause sitzen. Durch einen

mir noch heute unerklärlichen Irrtum ging hier eine Verwechslung vor; denn das Neustädter Gefängnis, wohin der arme Frank zu sitzen kam, war mir zugedacht, weil ich als zuerst Ausschlagender der Schuldigste war. Frank lag unter der Erde, weder von der Sonne noch dem Monde beschienen, kein Messer oder Gabel, kein Barbier wurde ihm zugelassen, das Fleisch, so ihm seine Frau schickte, mußte er mit den Händen fassen und den Zähnen zerreißen. Ich saß zwar auch auf keinem Rosenbette, aber ich hatte ungleich mehr Bequemlichkeit.

Allein da Bergobzomer sich sehr krank stellte, weil ein unwissender Barbiergeselle seine Wunde untersucht und den Stoß für tödlich erklärt hatte, wurde auch ich in einen Kerker gebracht, wo sich Wesen befanden, denen sich der Strang oder das Schwert im Prospekte zeigten. Doch dauerte diese Härte nur sechs Tage, denn da seit verübter Tat neun Tage um waren und Bergobzomer während dieser neun Tage an seiner Verwundung nicht gestorben war, so war mein Hals vermöge dem Gesetze gerettet.

Ich wurde daher über die Erde (denn vorher war ich im Keller) zum Gerichtsschreiber Wilde in eine Kammer gebracht. Dort durfte mich endlich meine Frau besuchen, die mich vor kurzem mit einer Tochter beschenkt hatte und noch Wöchnerin war. Vorher hatte ich mit keiner Seele sprechen dürfen.

Eines Morgens ward mir gemeldet, daß ich um neun Uhr zum Baron Hennet zum Verhör gebracht werden würde. Ich bat um einen Wagen, der mir nur mit Mühe zugestanden wurde.

Das erste Wort, das Baron Hennet sprach, war: „Sie sind von diesem Augenblick an abgedankt!"

Ich antwortete: „Sie kommen mir zuvor, Herr Baron, denn nach so einer Behandlung, wo ich mehrere Tage unter Spitzbuben und Mördern saß, werde ich, sobald ich wieder auf freiem Fuße bin, keine achtundvierzig Stunden mehr in Prag bleiben."

„Das möchte wohl so bald nicht geschehen. Denn, ge-



Friedrich August, Kurfürst von Sachsen



Amalia Augusta, Kurfürstin von Sachsen

stehen Sie es nur, es war eine verabredete Karte, über den braven Bergobzomer herzufallen; er ist euch ein Dorn im Auge, weil er auf Ordnung hält und ihr daran nicht gewöhnt seid." Er gab sich alle Mühe, mir aufzubürden, daß es ein Komplott gewesen sei, welchem ich aber aus allen Kräften widersprach. Nach beendigtem Verhör brachte man mich wieder in meine Kammer.

Der redliche Gerichtsschreiber Wilde hatte Mitleiden mit mir und ging manchmal abends heimlich mit mir spazieren, wozu er mir einen großen runden Hut aufsetzte und einen grauen Mantel umhing. Er wußte, daß er nichts wagte, denn er war Maurer, und ich gab ihm mein Bruderwort, nicht zu entspringen. Aber auch dies wurde verraten. Denn eines Abends, als ich schon zu meinem Spaziergang maskiert war, kam der Stadtrichter. Der Gerichtsschreiber riß mir geschwind Hut und Mantel ab, warf alles unter das Bett, rief mir zu: „Legen Sie sich nieder!" und ging dem Herrn Stadtrichter entgegen. Ich warf mich, angekleidet wie ich war, in mein Bett, deckte mich bis an die Nase zu und schloß die Augen. In demselben Augenblick trat der Stadtrichter mit dem Gerichtsschreiber in meine Kammer und sagte: „I hab' halt g'hört, der Malifikant geht alle Abend' spazieren, —" indem er nach meinem Bette sah — „schauts, schauts, was das für Lugen san, da liegt er und schlaft. M'r hat mir g'sagt, er lief' alle Zeit, wann's dunkel wird, spazieren, und da liegt er hing'streckt in Federn, wie ani Sau mitten im D—ck! Wart's nur, kummts m'r nur wieder mit solchen Lugen!" Und so ging er zur Türe hinaus, befahl dem Gerichtsschreiber, gute Aufsicht über mich zu halten, und trollte mit seinem Stocklaternchen in der Hand wieder ab.

Da er fort war, verließ ich zwar mein Bett, aber da meine nächtlichen Wanderungen einmal verraten waren, wagten wir es doch nicht, unsere Spaziergänge fortzusetzen. Um mir also die Zeit zu verkürzen, gab ich Herrn Wilde Unterricht im Tanzen. Er war fleißig, und binnen den vierundzwanzig Tagen, die ich auf dem Rathause zubrachte, tanzte

er eine leidliche Menuette. So ist der Mensch: während meine Feinde alle ihre Kräfte aufboten, mich zu vernichten, meine Richter, weil sie mir nicht an den Hals konnten, alles versuchten, mich wenigstens ins Zuchthaus zu bringen, meine Frau im Wochenbette, ohne Gage, Not und Kummer litt, gab ich — Unterricht im Tanzen. Allein was konnte ich machen! Ich war in der Hand der Justiz, und besser, ich erhielt soviel wie möglich mein Gemüt heiter, als daß ich hinbrütete, meine geistigen Kräfte abstumpfte und mich zu fernerem Broterwerb untüchtig machte.

Nun wurde ich vors Kriminalgericht gestellt. Hier wurde mir eröffnet, daß ich durch mein Betragen die öffentliche Ruhe gestört und den Burgfrieden gebrochen und deshalb verdient habe, daß mir die Hand abgehauen werde, daß jedoch der Oberste Burggraf aus angestammter Milde mir diese Strafe erließe und mir nur auferlegte, die Regierung der gestörten Ruhe wegen und den Regisseur Bergobzomer wegen angetanen Schimpfs und höchst sträflichen Ausschlagens um Verzeihung zu bitten, dann aber nach Bezahlung sämtlicher Unkosten die Stadt Prag zu verlassen. Da mir aber noch drei Wochen vergönnt sein sollten, meine Geschäfte in Ordnung zu bringen, so müsse ich, damit Bergobzomer nicht einen neuen Anfall von mir zu befürchten hätte, das Juramentum de non offendendo schwören.

Meine Antwort war: „Herr Präsident! Daß ich durch das Aufbrausen meines Blutes die öffentliche Ruhe gestört habe, tut mir innigst leid, und ich bitte deswegen die Regierung um Vergebung, mit der heiligsten Versicherung aber, daß diese Störung das einzige ist, was ich bereue, das einzige sein und bleiben wird, was ich zu bereuen Ursache habe. Denn was die Abbitte vor dem Regisseur betrifft, dessen Namen ich nicht nennen mag, so wird es nie geschehen, keine Gewalt der Welt soll mich dazu zwingen, diesen Buben einer Abbitte zu würdigen, und sollte ich auch nie wieder auf freien Fuß kommen. Ja, eher würde ich aus Hunger meine drei Kinder eines nach dem andern schlachten und essen!

Dann müßten Sie mir Gerechtigkeit angedeihen lassen!" „Mein Gott, lieber Christ," sprach der Herr Präsident, „was reden Sie? Ich will das letztere gar nicht gehört haben, schwören Sie nur das Juramentum de non offendendo!"

Dieses geschah denn auch, aber nach dem Schwur sagte ich: „Wenn ich auch nicht geschworen hätte, so habe ich doch mein Wort gegeben, und Bergobzomer ist vor mir sicher, solange wir uns im Lande befinden. Treffe ich ihn aber jenseits der Grenze, so schwöre ich ebenso bei Gott, wie ich jetzt geschworen habe, er soll nicht sicher sein!" Der Herr Präsident schüttelte mit dem Kopfe und rief mir sehr väterlich nach: „Vergessen Sie auch jenseits unsrer Grenze nicht, daß Sie Gatte und Vater sind und also doppelte Pflichten auf sich haben." Damit entließ er mich.

Mein Freund Wilde umarmte mich und bat mich, den Herrn Stadtrichter zu besuchen und ihm für sein freundliches Benehmen zu danken. Ich tat es ungern, aber ich ging hin. Er gratulierte mir, daß ich von diesem sehr schlimmen Handel so wohlfeilen Kaufs weggekommen sei. „Wohlfeilen Kaufs?" antwortete ich, „nun wenn das ein wohlfeiler Kauf ist: acht Tage unter der Erde, siebzehn Tage zwar über der Erde, aber in einer Kammer eingesperrt, wo meinem Weibe und den Kindern nicht erlaubt war mich zu besuchen, und zur Bezahlung aller Gerichtskosten sowie auch der chirurgischen verurteilt! Dies alles stürzt mich in eine Schuldenlast von sechshundert Gulden. Überdies bin ich außer Brot und soll mit Frau und Kindern reisen, ohne noch sagen zu können, wohin. Das nennen Sie wohlfeilen Kaufs? O wohlgeborener Herr Stadtrichter, ich glaube, Sie wollen über mich spotten."

„Ja, es ist halt hart, indessen muß ich mir noch von dem Herrn drei Gulden Quartiergeld für den Stockmeister ausbitten."

„Was?" rief ich aus, „drei Gulden Quartiergeld für den Stockmeister, weil ich acht Tage unter der Erde unter Spitzbuben, Dieben, Mördern und Räubern gesessen habe?"

„Ja, lieber Herr," sagte er, „es tut mir halt leid, aber das ist so de consuetudine, und wieviel hat denn gefehlt, daß der Herr nicht auch ein Mörder worden wäre? Also nur gezahlt und dann glückliche Reise!" Bei diesen Worten war ich aber schon zur Tür hinaus, und er war so gefällig, mich nicht weiter zu verfolgen.

Nun eilte ich über die Moldaubrücke in die Arme meiner Wöchnerin und meiner Kinder. Wer Gatte, wer Vater ist, kann sich den Moment unserer Wiedervereinigung nach einer langen, äußerst bedenklichen Trennung vorstellen. Wir konnten nicht reden; „habe ich dich wieder, haben wir uns endlich wieder?" war alles, was wir bei wechselweisen Umarmungen sprachen, sprechen konnten.

Aber unsre Freude war von kurzer Dauer, denn das Gerücht, daß mein Engagement aufgehoben sei, verbreitete sich wie eine Feuersbrunst, welcher keine Löschanstalten Einhalt tun. Alles von meinen Gläubigern meldete sich und wollte haben, aber kein Christenkind wollte mich aus meiner dringendsten Not herausreißen. Nur ein Jude, David Mayer Jeiteles, traute mir auf mein ehrlich Gesicht und streckte mir nicht nur die Summe, die zur Tilgung meiner Schulden nötig war, sondern überdies noch hundert Gulden zur Reise vor, nachdem der Herr Graf Kaspar Hermann Kinigel, Meister vom Stuhle der Freimaurerloge, für mich gutgesagt.

Ich habe oben bemerkt, daß der Bergobzomer, der mich durch seine Bosheit gerne aufs Schafott oder wenigstens ins Zuchthaus gebracht hätte, auch Freimaurer gewesen. Und nun hatte ich die zweite Gelegenheit, zu bemerken, daß die Brüder mitunter auch recht schlecht sein können. Da ich erster Vorsteher bei der Loge zu den drei gekrönten Säulen war, so mußte ich, weil sonst kein deputierter Meister vorhanden, in Abwesenheit des Meisters vom Stuhle den Hammer und auch die Kassa übernehmen, über welche ich pünktlich bis zu meiner Arretierung Rechnung führte. Ich war aber kaum sozusagen in meiner Familie wieder warm geworden, so erhielt ich auch schon Ordre, zum Herrn Grafen

von Kinigel zu kommen. Ich eilte, seine Befehle zu befolgen, und fand ihn bei meinem Eintritt ins Zimmer äußerst verlegen; endlich rückte er heraus und sprach: „Lieber Bruder, ich kenne Ihr Unglück und die daraus entspringende Not — nehmen Sie es dem Bruder nicht übel, wenn er als Vorgesetzter seiner Pflicht gemäß Sie fragen muß: Wie steht es um die Ihnen anvertraute Logenkassa? Haben Sie oder Ihre Frau etwa in der äußersten Not davon Gebrauch gemacht, so sagen Sie es mir, und ich will die Defekte decken. Seien Sie offen, Ihr Unglück entschuldigt viel!" Erstaunt sah ich den Grafen an, und ohne weiter etwas zu sagen, griff ich nach meinem Bureauschlüssel, den ich stets bei mir führte, und übergab ihn dem Grafen mit der Bitte, sogleich einen dienenden Bruder nach meinem Quartiere zu schicken und alles, was ich von der Loge in Händen hätte, holen zu lassen. In des Dieners Abwesenheit entdeckte mir der Graf, daß der Meister vom Stuhle meiner Loge bei ihm gewesen und ihm erzählt habe, meine Frau habe in der Not Zuflucht zur Logenkassa genommen und sie ganz ausgeleert. Unter dergleichen Gesprächen kam der Logendiener zurück und brachte die Rechnungen und das Geld. Die ersteren wurden richtig befunden, das letztere in Empfang genommen. So machte ich zum zweiten Male die Bemerkung, daß auch unter dieser so ehrwürdigen, ja ich möchte sagen, heiligen Verbrüderung viele, ach, sehr viele Judasse sich befinden, und daß auch dieser Meister vom Stuhle selbst, Bruder Hammer, im profanen Leben Kammerdiener beim Fürsten Mannsfeld, daß dieser weiter nichts als ein gewöhnlicher, unkultivierter Mensch war, der in der Maurerei nicht besser werden konnte, weil er nichts mit hineinbrachte, welches fähig gewesen wäre, den göttlichen Funken aufzunehmen, der doch so reichhaltig denen zuströmt, die ohne Furcht und ohne Hoffnung sich bloß dem Besten der leidenden Menschheit weihen.

Die Zeit meiner Abreise rückte heran. Da erhielt ich endlich von Herrn Karl Theophilus Döbbelin Engagement.

Der Schauspieler Möller, Verfasser des Grafen Waltron, hatte dessen Theater eben verlassen, um in Prag an meinen Platz zu treten, und überbrachte mir den Engagementsbrief. Da ich mich mit ihm über die tyrannische Regie des Herrn Bergobzomer oder vielmehr der Madam Naumann unterhielt, wollte ich ihm einen kleinen Wink geben, was er zu erwarten habe, und sagte, weil mehrere Schauspieler gegenwärtig waren, die kein Latein verstanden, zu ihm: „Ego tibi scripsissem, si te venire scivissem,“ und er antwortete mir prompt: „Si mihi scripsisses, me non venire scivisses.“ Diese schnelle Antwort von meinem Landsmanne machte mir viele Freude.

Bei meiner Abreise mußte ich noch eine traurige Erfahrung im Punkte der Freundschaft machen. Die Schauspielerin Madam Frank war die vertrauteste Freundin meiner Gattin geworden. Täglich waren die Weiber zusammen, so wie auch wir Männer selten einer ohne den andern blieben, und als die Zeit meiner Abreise heranrückte und ich noch kein Engagement hatte, wurden die Augen der Familie Frank nie trocken.

Es war Sonnabend, den neunten oder zehnten Octobris, als mein Reisewagen gepackt vor der Türe stand. Niemand war bei uns als Madam Frank, mein Jude und Freund David Mayer Jeiteles und mein Herr Hauswirt Monti, über dessen Ehrlichkeit ich schon lange meine besonderen Gedanken hatte. Ich hatte noch einen Haufen blechernes Küchengeschirr, das mich ungefähr achtzehn bis zwanzig Gulden gekostet haben mochte. Dieses wollte ich gerne verkaufen. Es war aber Sonnabend früh, mein jüdischer Freund durfte nicht handeln. Monti schlug sich ins Mittel und sagte, er wolle in Jeiteles Namen mit mir handeln. Ich und der Jude waren es beide zufrieden. Denn ich glaubte, der Christ wird doch nicht mit dem Juden einverstanden sein. Ich sagte, daß die Sachen alle neu seien und mich ziemlich zwanzig Gulden gekostet hätten. Monti rieb sich den Bart und durchstöberte sehr ernsthaft den Haufen, der ungefähr fünfviertel

Ellen hoch und sechs Ellen im Umkreise dalag und in eisernen Rosten, Kaffeebrenner und -Mühle, Nudeldurchschlag. Schaum-, Fleisch- und Küchenlöffeln, Reibeisen und Blechtellern und so weiter bestand. Endlich sagte er: „Ich gebe dir für das alles zwei Gulden." Wie der Blitz fuhr es mir durch Kopf und Herz. „Carogna!" rief ich ihm in den Bart hinein und griff nach meinem Stock. Er sprang samt dem Juden erschrocken in die Höhe, aber ich mäßigte mich gleich wieder und sagte mit Grimm: „Nein, diese Komödie ist mir zu plump. Liebe Frank, ich schenke Ihnen alles, wie es daliegt, und so auch alles, was sich im Quartier noch findet und mir gehört. Diese beiden Herren sollen auch nicht eine Stecknadel miteinander zu teilen haben." Madam Frank zerfloß in Tränen, fiel mir und meiner Frau um den Hals und dankte innig und heiß. Auch mir standen die Tränen in den Augen, und mit Wehmut entriß ich mich ihren Umarmungen.

Ich führte meine Frau die Treppe hinunter, und da ich sie in den Wagen hob, blickte ich noch einmal auf unsere Fenster in der Hoffnung, noch ein Abschiedskopfnicken zu bekommen. Aber kein Mensch war am Fenster, welches mich, die Wahrheit zu sagen, im vollen Ernste verdroß. Da vermißte meine Frau ihre Handschuhe und bat mich, ihr selbe zu holen. Wie der Wind sprang ich aus dem Wagen und die Treppe wieder hinauf. Ich öffnete die Tür, aber was sah ich? Madam Frank saß Herrn Monti auf dem Schoß und lachte so unbändig, daß sie mich gar nicht kommen hörte. Starr stand ich da, konnte oder vielmehr wollte nicht glauben, was meine Augen doch klar und deutlich sahen, nahm stillschweigend die Handschuhe meiner Frau, hatte auch schon den Drücker der Tür in der Hand, um mich stillschweigend wieder zu entfernen, da überwältigte mich dieses Betragen, ich kehrte um und trat gerade vor die Gruppe hin. Starr wie Bildsäulen blickten sie mich an, denn sie wähnten mich lange im Wagen, und meine Erscheinung war ihnen die Erscheinung eines Gespenstes. „Bravo, Madam!" sagte ich, „Sie

sind ganz Schauspielerin, Sie haben Ihre Sirenentränen sehr bald getrocknet. Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Augen über Ihre Freundschaft so bald geöffnet haben. Meine Frau wird sich über diese Nachricht recht sehr freuen," und so floh ich die Treppe hinab, hörte aber noch hinter mir aufs neue ein unbändiges Gelächter.

Ganz verstört kam ich in den Wagen. Meine Frau sah mir an, daß etwas vorgegangen sein mußte, denn ich konnte mich lange nicht fassen, und da sie in mich drang, sagte ich ihr, daß ich es ihren Handschuhen zu verdanken hätte, daß meine Menschenkenntnis sich um ein Großes erweitert habe. Ich erzählte, was ich gesehen; ein Händedruck und ein mitleidsvolles Lächeln war alles, was an ihr sichtbar wurde.

Bevor ich Prag verlasse, muß ich noch eine Geschichte erzählen, die sich auf dem Rathause der Kleinen Seite zutrug, während ich dort gefangen saß, und die ein grelles Licht über die böhmische Justiz verbreitet, wie sie Anno 1773 beschaffen war.

Es war nämlich ein Schlossermeister aus Dresden namens Hofmann von der Polizei aufgehoben worden, weil er sich in ....., einem Dorfe, ungefähr eine halbe Stunde von Prag, welches größtenteils von Juden bewohnt wird, durch Silberverkauf verdächtig gemacht hatte. Sein Prozeß war schon lange vor meiner Verhaftung im Gange und jetzt seiner Beendigung nahe; er hatte bereits gestanden. Er hatte die Schlüssel zur Silberkammer im Gräflich Brühlschen Palais nachgemacht, mit Hilfe eines Gardesoldaten, sooft selber dort die Wache hatte, die Türen aufgeschlossen und mit ihm in Kompanie Silber gestohlen, hatte es dann jedesmal nach Böhmen gebracht und hier verkauft, um dann wieder nach Dresden zurückzukehren und das Geld mit seinem Diebsfreunde zu teilen. Bei dem letzten Einbruch hatten sie wohl zuviel genommen, die Polizei war ihnen auf die Spur gekommen, Hofmann hatte sich noch glücklich über die Grenze gerettet, sein Komplize aber war ergriffen worden und in Dresden auf den Bau gekommen.

Eines Morgens sagte mir Wilde, daß das ganze Kriminalgericht Session habe und man wahrscheinlich diesem Hofmann das Todesurteil sprechen würde.

Meine Kammer befand sich gleich neben der Gerichtsstube. Die Herren Kriminalräte und Assessoren versammelten sich nach und nach, endlich erschien der Herr Präsident, und ich legte mein Ohr dicht ans Schlüsselloch. Nach einer kurzen Einleitung eröffnete der Herr Präsident den Anwesenden die Ursache ihrer Versammlung, klingelte und befahl, den armen Sünder zu bringen. Unterdessen unterhielten sich die Herren von den Vergnügungen des gestrigen Tages. Einer war mit Frau und Kindern im Jesuitengarten auf der Neustadt, ein anderer beim Baron Mladoda gewesen und hatte in seinem optischen Kasten den Doktor Faust, wie ihn der Teufel holt, gesehen, ein dritter hatte auf der Färberinsel Krebse gegessen, ein vierter in der Weintraube delikate gebackene Hähndl gespeist. Mitten unter diesen erbaulichen Gesprächen, in welchen sich die Herren durch Erinnerung der gestrigen Schmausereien stärkten, um mit kaltem Blute ein Todesurteil sprechen zu können, klirrten die Ketten, die der Stockmeister dem zu Verurteilenden vor der Türe abnahm. Die Herren Richter gaben sich ein gewaltiges Ansehen, und die Türe ging auf. Herein trat ein achtzigzölliger, hagerer Mann mit schwarzem Barte, wie ein Geist, der eben aus dem Orkus kommt und in innerster Zerknirschung sein Urteil erwartet, das ihm sein Gewissen schon lange versinnlicht hat.

„Ihr kennt Euer schweres Verbrechen," sagte der Herr Präsident, „das Ihr auch schon lange bekannt, und müßt nun, wie billig, Eurer Strafe gewärtig sein." Nun wurde das letzte Protokoll verlesen, worin Hofmann den Diebstahl offen bekannte. Er wurde nochmals gefragt, ob er alles eingestehe und zum Zeugnisse der Wahrheit das Heilige Abendmahl darauf nehmen könne. Nachdem Hofmann dies bejaht hatte, sagte der Herr Präsident:

„Meine Herren! Sie kennen den ganzen Vorfall. Ich

frage Sie alle, was hat der Delinquent nach unsern Gesetzen verdient?"

Einstimmig sprachen sie im tiefen Tone: „Den Tod."

„Den Tod durch den Strang nach Urteil und Recht," sprach der Herr Präsident, und die Herren Kriminalstatisten wiederholten die Worte „nach Urteil und Recht."

Da fiel der arme Mann auf die Knie und bat um Gottes willen, ihm ja das Leben nicht zu nehmen. Er habe vier Kinder, die er in der teuren Zeit Anno 1770 nicht zu ernähren imstande gewesen sei. Er habe nicht aus Übermut, sondern aus Hunger und Not gestohlen. Sein Helfer in Dresden wäre ja auch nicht getötet worden, sondern nur auf vier Jahre auf den Bau gekommen. Er wolle ja gern katholisch werden, nur das Leben solle man ihm nicht nehmen. Mir traten die Tränen in die Augen. Aber der Herr Präsident sagte: „Lieber Mann, daß er seiner falschen Religion entsagen und zu unserer einzig-selig-machenden übertreten will, ist löblich, denn er versorgt dadurch seine Seele; aber vom Tode kann ihn das nicht retten. In drei Tagen wird er gehängt." Er klingelte, und Hofmann wurde abgeführt.

Hier blieb alles eine Weile stille. Endlich unterbrach der Herr Präsident die Ruhe mit der Frage:

„Meine Herren! Ist Ihnen nicht erinnerlich, es irgendwo im Jure Theresiano gelesen zu haben, ob ein Dieb nach den Gesetzen des Landes bestraft werden soll, wo er ergriffen worden, oder nach den Gesetzen, wo er den Raub begangen? Was meinen Sie, Herr von B.?"

„I hab's Theresianum halt nie g'lesen."

„So, — und Sie, Herr von U.?"

„I waß halt nöt."

„Und Sie, Herr von S.?"

„Am Tage hab' i mein G'schäft und bei der Nacht kann i nöt lesen, 's tun m'r d' Augen weh."

„Und Sie, Herr von F.?"

„I waß nix davon."

So fragte der Herr Präsident die Reihe herum, aber keiner wußte etwas, und mehrere der Herren Assessoren wußten nicht einmal, daß ein Jus Theresianum existiere. „Gott!“ dachte ich in meiner Kammer, „in welche Hände ist der arme Hofmann geraten!“ Der Herr Präsident ließ sich das Buch vom Gerichtsschreiber herlangen, es ist ein zweieinhalb Finger dicker Foliant. Er blätterte doch wenigstens darin herum, gab es aber, da er nicht gleich fand, was er suchte, dem Gerichtsschreiber wieder hin mit dem Befehl, über Mittag nachzuschlagen, ob er etwas fände, und da nachmittag um zwei Uhr wieder Session sei, ihm zu sagen, ob er etwas gefunden habe. So gingen denn die Herren ruhig auseinander, unbekümmert, ob Hofmann gehenkt werde oder ins Zuchthaus käme.

Da alles fort war, klopfte ich an die Tür. Freund Wilde kam ganz verdrießlich, daß er das Mittagessen versäumen und nach Dingen suchen müsse, welche die Herren vom Stadtgerichte doch im Kopfe haben sollten.

„Wenn's weiter nichts ist, lieber Freund,“ sagte ich, „so geben Sie mir das Buch, ich habe ja so nichts zu tun, vielleicht kann ich dem armen Teufel das Leben retten.“

„Nun, wenn Sie das wollen, so ist's gut, da kann ich zum Essen gehn.“

Gesagt, getan, er ging zu Tische und ich übers Buch. Mein Essen kam zwar auch, aber die Begierde, ein Menschenleben zu erhalten, ließ mich nicht an essen denken. Ich schlug das Buch auf und fand, noch ehe meine Suppe kalt war, in dem Kapitel de furto gleich paragrapho septimo mit klaren Worten: Ein Dieb soll nach den Gesetzen bestraft werden, die in dem Lande üblich sind, wo er den Diebstahl begangen, nicht aber nach denen, wo er eingefangen worden.

Vor Freuden sprang ich herum, wie ein Knabe, dem man den heiligen Christ darreicht. Kaum eine Viertelstunde Zeit hatte ich angewendet, und wie reich ward ich belohnt! Die Herren Beisitzer des hochnotpeinlichen Halsgerichts ließen es sich indessen bei Tisch wohlschmecken, un-

bekümmert, ob der arme Vater von vier Kindern künftigen Freitag gehenkt werde oder nicht, und kein einziger von ihnen nahm sich die Mühe, ein paar Blätter des Gesetzbuches durchzulesen, welches von der Kaiserin Maria Theresia so weise, milde und gerecht zusammengetragen worden. Aber wie konnten sie das auch — zwischen zwölf Uhr mittags und zwei Uhr nach Tisch! Eine Stunde darf man ja wohl essen, wenn man sich vormittags so abgemarackt und zwei Stunden lang dem Herrn Präsidenten auf alle seine Fragen „Ja" oder „Nä" oder „I waß halt nöt" hat antworten müssen, eine halbe Stunde Mittagsruhe, eine halbe Stunde zum Kaffee, — wo soll da die Zeit herkommen, ein Buch nachzuschlagen, wo es nur auf das Leben eines Spitzbuben ankommt? Das wäre der Mühe wert!

Man glaube ja nicht, daß ich hier zuviel sage oder aus Humor Anekdoten erzähle; dieser Aktus ging zu Prag auf der Kleinen Seite im Jahre 1773 gegen das Ende des September oder im Anfang Octobris vor sich; den Tag kann ich nicht mehr genau angeben, weil lange nachher, Anno 1794, beim Brande des Gräflich Thunischen Hauses mir mein Diarium verloren gegangen.

Als Herr Wilde vom Speisen kam und ich ihm meinen glücklichen Fund zeigte, fiel er mir vor Freuden um den Hals; denn er hoffte Nutzen daraus zu ziehen, wie er auch nicht falsch spekulierte. Denn da ich im Jahre 1782 wieder nach Prag kam, fand ich ihn auf der Neustadt als Stadtrichter angestellt.

Nachmittags um zwei Uhr versammelten sich die Herren alle wieder. Der Herr Präsident fragte gleich, ob der Gerichtsschreiber Wilde nachgeschlagen habe. Dieser sagte, er sei nicht eher zu Tische gegangen, bis er gefunden, was er nun dem Herrn Präsidenten zu zeigen die Freude habe. Der Herr Präsident dankte für seinen Fleiß und angewandte Mühe und versprach, bei vorfallender Gelegenheit seinen ganzen Einfluß für ihn geltend zu machen, welches denn auch in der Folge geschah. Denn die Stelle des Stadtrichters

hatte Wilde größtenteils der Empfehlung dieses würdigen Mannes zu verdanken.

Bei Eröffnung der Session sagte der Herr Präsident: „Es tut mir sehr leid, daß ich mich nicht eher darauf besonnen und in dem Gesetzbuche nachgeschlagen habe. Ich hätte dem armen Delinquenten den schweren Kummer ersparen können, welchen er durch Ankündigung seines Todesurteils diese Stunden über mag ausgestanden haben."

Er klingelte, und Hofmann wurde gebracht. Mit sanftem Tone sprach der Herr Präsident: „Lieber Hofmann! Nach dem Gesetz haben Sie den Tod durch den Strang verdient" — dem armen Manne schlotterten die Gebeine, und man erlaubte ihm, auf einen Stuhl niederzusitzen — „allein die außerordentliche Huld und Menschenliebe unserer allerdurchlauchtigsten Kaiserin Maria Theresia und seine Äußerung heute morgen, daß er seine Irrtümer ablegen, seinem falschen Glauben entsagen und zu der wahren, allein-seligmachenden römisch-apostolisch-katholischen Religion übertreten wolle, läßt ihn Gnade hoffen. Dahero schenkt ihm unsere gnädigste Monarchin das Leben —."

Hier sank der arme Mann vom Stuhle und lag eine Weile wie tot da. Schon machte man Anstalt, nach dem Chirurgus zu schicken, um ihm eine Ader zu öffnen, als er sich erholte und in einem Tränenbache sich zu des Herrn Präsidenten Füßen warf. Er gelobte alles, was man von ihm verlangte, nur bat er, man möge für seine armen, in Dresden zurückgebliebenen Kinder sorgen, welches ihm von seiten der Richter denn auch zugesagt wurde. Er ward hierauf (alles aus übergroßer Gnade der Monarchin!) zu vierjähriger Zuchthausstrafe verurteilt — denn sein Komplize war in Dresden ebenfalls auf vier Jahre zum Bau kondemnieret worden.

So endigte diese Geschichte noch ziemlich erträglich, die äußerst tragisch hätte ausgehen können, wenn ich nicht das Unglück gehabt hätte, auf dem Rathause gefangen zu sitzen. Alles, was das Schicksal der Menschen betrifft, hängt in einer

Kette zusammen; ja, Hofmann hinge gewiß am Galgen, hätte ich Bergobzomern nicht die Ohrfeige gegeben, wovon die Schwielen noch nach drei Wochen sichtbar waren!

Noch muß ich hier anmerken, daß in Prag der Brauch herrscht, daß am Wenzeslaitage alle Jahre ein Gefangener freigelassen wird. Der Gefangene wird auf der Kleinen Seite bei der Jesuitenkirche in eine mit eisernem Gitter verschlossene sehr große Nische gestellt. Vor ihm liegt ein weißes Leintuch, darauf die Vorübergehenden Geld werfen. Diesmal traf es den Hofmann, da er nur zehn Monate im Zuchthause saß und ihm also seines Fleißes und guten Führung wegen drei Jahre und zwei Monate geschenkt wurden. Er bekam so viel Geld zusammen, daß er seine Kinder kommen ließ, nach Ungarn reiste, seine Profession wieder anfing und nach wenig Jahren ein wohlhabender Mann ward. Gott sei ewig gelobt und gepriesen, der mich zum Werkzeug brauchte, einem Unglücklichen das Leben zu erhalten, welchen zum Teil Unwissenheit, zum Teil Faulheit würde hingeschlachtet haben. Doch ich ziehe den Vorhang über diese Geschichte und kehre zu meiner eigenen zurück.

Zweiter Abschnitt: Mit Döbbelin in Braunschweig, Magdeburg, Leipzig, Dresden und Berlin.

1. Braunschweig und Magdeburg

Ich komme zu meiner Reise nach Sachsen.

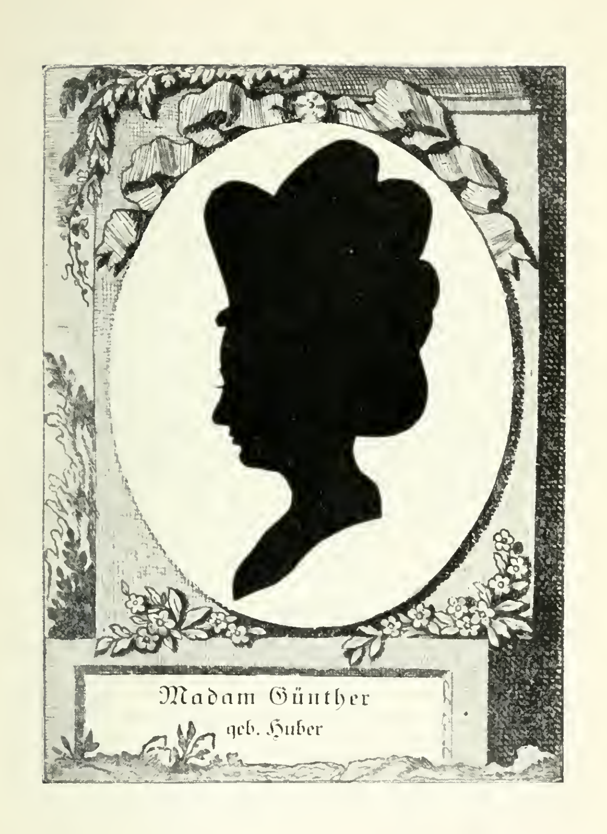
Dresden erreichte ich ohne Hindernis und trat im Lüneburgischen Gasthofe, jetzt Stadt Berlin genannt, ab. Nur wenige Tage verweilte ich da, dann mietete ich mir einen Landkutscher nach Leipzig, den ich mit sechzehn Talern (damals ein enormer Preis) bezahlen mußte. Ein Leipziger Prediger, ein gewisser Magister Grabes, meldete sich bei mir und bat, den vierten Teil in meinem Wagen einnehmen zu dürfen, indem er für Kost und Wagen den vierten Teil bezahlen wolle. Meine Umstände erforderten es schlechterdings, daß ich Ökonomie treiben mußte, ich nahm also sein Anerbieten gern und willig an. Wir zehrten in Meißen des Mittags und in Oschatz des Nachts, und so ging es des andern Tags weiter. Als wir nach Borsdorf kamen, sagte er, er wisse einen näheren Weg nach Leipzig, ich solle doch mit ihm voraus gehen und Frau und Kinder nachfahren lassen, denn er schäme sich, in solchem Aufzuge (wie er denn wirklich sehr schmutzig aussah) nach Leipzig zu kommen. Meine Frau nahm mich beiseit' und sagte: „Mann, ich bitte dich um Gottes willen, gehe nicht, der Kerl könnte dich

totschlagen!" Ich lachte zwar, aber der ganze Mann schien mir mein Vertrauen nicht zu verdienen; ich schlug ihm also seine Bitte ab. Da versprach er mir, mich noch den Abend in meinem Wirtshause, in der Säge vorm Grimmaischen Tore, zu besuchen und mir die für ihn ausgelegten sechs Taler zwanzig gute Groschen mit Dank zu bezahlen. Ich kam glücklich nach Leipzig, stieg in der Säge ab und wartete nicht nur diesen Abend, sondern noch drei volle Tage auf diesen Herrn Magister Grabes, aber er blieb weg, und meine Menschenkenntnis flüsterte mir zu: Traue nicht so leicht, am allerwenigsten den Schwarzröcken.

Meine Kassa schmolz zusehend, ich mußte machen, daß ich nach Braunschweig kam, wohin ich an die Freimaurerloge und den Herrn Obristleutnant von Leschwitz empfohlen war; auch hielt sich hier Herr Döbbelin Vater, bei dem ich engagiert war, damals auf. Ich mietete einen Wagen vom Sattlermeister Märtens am Hallischen Tore in Leipzig, der mir als ein billiger, rechtlicher Mann empfohlen war, und sollte bei dem billigen Manne vierunddreißig Taler nach Braunschweig bezahlen, eine unbillige Forderung, aber ich war in Not und hatte Eile, ich mußte in diesen saueren Apfel beißen.

Wir reisten am vierten Tage von Leipzig ab, und da ich mittags nach Schkeuditz kam, forderte der Kutscher einige Taler, das Pferd unterwegs zu verpflegen. „Ja, lieber Freund," war meine Antwort, „ich habe nur Geld für mich, du mußt für dich und deine Pferde selbst sorgen." Da gab es nun einen äußerst unangenehmen Auftritt zwischen mir und dem Kutscher. Ich meinte, es wäre genug, wenn er in Braunschweig sein Geld bekäme, und er müsse für sich und seine Pferde sorgen. Er aber meinte, er habe kein Geld auszulegen, und man müsse nicht reisen, wenn man kein Geld habe, kurz und gut, er führe nicht weiter, nach Tische spanne er ein und führe nach Leipzig zurück.

Was wollte ich machen! Der Wirt samt den anwesenden Gästen lächelten, ich bezahlte mein Mittagsbrot und fuhr



Madam Günther
geb. Huber



Schröder als Lear

nachmittags wieder dahin, wo ich vormittags hergekommen war.

Herr Märtens erschrak, da er mich wieder ankommen sah; ich erzählte ihm, was passiert war.

„Aber mein Gott," war seine Antwort, „warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? So hätte ich dem Knecht Geld mitgegeben. Je nun, Sie haben weiter nichts eingebüßt als einen Tag Zehrung, und von dem Dukaten, den Sie mir auf die Hand gegeben, wollen wir die Hälfte für die Spazierfahrt abrechnen, und für die andere Hälfte soll Ihnen meine Frau Warmbier machen, und oben auf dem Boden können Sie schlafen, da geht der Dukaten just auf. Morgen gebe ich Ihnen einen muntern Knecht mit, Sie nehmen ein Kleid aus dem Koffer, das wollen wir dem Knecht in einer Schachtel übergeben — sehen Sie, daß unsereiner denn doch gedeckt ist, wenn's in Braunschweig fehlschlüge — und so reisen Sie denn morgen mit Gott; seien Sie froh, daß Sie an mich gekommen sind, ein anderer nähme Ihnen den ganzen Koffer in Beschlag!"

„O ja, Herr Märtens, ich sehe aus allem Ihre Billigkeit hervorleuchten, ich mache alles, wie Sie es wollen," und hiermit langte ich ein Atlaskleid meiner Frau aus dem Koffer und übergab es dem ehrlichen Manne. Wir genossen das erbärmliche Warmbier, legten uns auf die Streue, die er uns auf dem Boden machen lassen, und beseufzten den schönen Dukaten, den ich ihm tags zuvor auf die Hand gegeben. In jedem Wirtshause hätte man mir für diese Bewirtung nicht mehr als sechzehn gute Groschen abgefordert, bei diesem ehrlichen Manne aber mußte ich einen Taler und zehn gute Groschen bezahlen.

Des andern Morgens reiste ich ab, die Witterung war schön, ich revidierte meine Kassa und fand sie dreizehn Taler stark. Wir brauchten fünf Tage, und wie ich in Braunschweig einfuhr, hatte ich noch vier gute Groschen in der Tasche. Ich trat ab auf dem Bollweg bei Herrn Gräf, Mundkoch des Herzogs, an den ich durch Herrn Möller empfohlen

war. Unterm Stadttore, wo ich mich meldete, erfuhr ich schon die traurige Nachricht, daß Herr Döbbelin nicht in Braunschweig, sondern in Magdeburg sich aufhalte. Es mußte ein Grenadier vom Tore bis zu meinem Quartier mich begleiten, daß vom Wagen nichts abgepackt würde, bevor der Visitator erschien; dieser Grenadier erhielt mein letztes Viergroschenstück, und mir blieb auch nicht ein Heller für den Visitator, ich mußte Madam Gräf bitten, den Herrn abzufertigen. Kaum war der Visitator fort, so trat der Kutscher herein und forderte seine vierunddreißig Taler. „Ja, Freund, das geht heute nicht, ich muß morgen erst meine Briefe abgeben." Er aber schützte vor, daß in Braunschweig ein teures Pflaster sei, er wolle noch denselben Abend ein Stück Wegs zurückmachen, er müsse sein Geld noch heute haben. Madam Gräf sah die unbillige Forderung des Menschen, schlug sich ins Mittel und bezahlte den Burschen auf der Stelle. Zu Füßen hätte ich diesem Schutzengel fallen mögen für diese Rettung; ich zeigte ihr meine Briefe an die Häuser, denen ich empfohlen war, und versprach, des andern Tags mit Dank zu bezahlen.

Noch hatte ich einen Brief an die beiden Juden, die Herren Herz, die in demselben Hause bei Herrn Gräf wohnten, aber diese wollten mit Geldleihen nichts zu tun haben und wiesen mich sehr kalt zurück. Des andern Tags übergab ich meine Briefe an die Freimaurerloge, besonders an den Herrn Obristleutnant von Leschwitz und Seine Durchlaucht den Herrn Herzog Ferdinand. Beide wiesen mich nach einer äußerst humanen Aufnahme an den Gardehauptmann Herrn von Vogt, der mir gegen Schein acht Stück Friedrichsdor vorschoß. Damit flog ich nach Hause und bezahlte Madam Gräf.

Allein da Herr Döbbelin nicht in Braunschweig, sondern auf einige Wochen nach Magdeburg gegangen war, fand ich mich in neuer Verlegenheit; ich mußte Frau und Kinder, deren ich drei hatte, zurücklassen und Herrn Döbbelin folgen.

Aber ohne Geld war dies nicht möglich; Herr Gräf war also wieder so gut und nahm die Bezahlung nicht eher an, als bis ich von Magdeburg zurückkommen würde, und da der Herr Hauptmann von Vogt mir ein Reitpferd zu dieser Tour lieh, konnte ich meiner Frau vier Louisdor zurücklassen und mit der andern Hälfte nach Magdeburg wandeln.

Weder mit Weg noch Steg bekannt, ritt ich des andern Tags über Königslutter meiner neuen Bestimmung entgegen. Aber der Zettelträger aus Braunschweig, der meine Ankunft zufällig erfahren, ging noch die Nacht voraus, um Herrn Döbbelin von meiner Ankunft zu avertieren und sich ein Trankgeld zu verdienen, denn der Herr Direktor hatte, wie ich nachher erfuhr, mit großer Sehnsucht auf mich gewartet. Der Pursche kam auch einen halben Tag früher an als ich, denn er, des Weges ganz kundig, ging nur eilf Meilen, da ich dreizehn in der Irre herumgeritten war.

Da ich zu Magdeburg einreiten wollte, rief mir die Schildwache ein grimmiges Halt zu; ich hielt meinen Rotschimmel an. Ein hageres viereinhalb Fuß hohes Männchen von Pariser Schlag redete mich an: „Descendez-vous!“ Ich befolgte es. Ohne ein Wort weiter zu sprechen, durchsuchte er mein Felleisen, dann meine Taschen, dann griff er zwischen Rock und Weste von den Schultern an den ganzen Rücken hinunter, fuhr auch mit seinen Händen den ganzen Hinterteil meiner Lenden hinab bis an die Waden: „c'est bon, Monsieur,“ war alles, was er mir sagte, und nun durfte ich in die Stadt reiten. Noch ward ich gefragt, wer ich sei, wie ich heiße und wo ich abtreten würde. Ich wollte eben antworten, daß ich es nicht wisse, weil ich zum ersten Male in Magdeburg wäre, als eine Stimme sich erhob: „Es ist der Schauspieler Herr Christ, steigt ab im Weißen Rosse auf dem Breiten Weg.“ Ich staunte nicht wenig, in einer fremden Stadt, die ich in meinem Leben zum ersten Male betrat, von einem mir ganz fremden Menschen meinen Namen nennen und mir mit so voller Bestimmtheit mein Quartier anweisen zu hören. Ich frug ihn: „Mein Freund,

wer ist Er, daß Er mich beim ersten Anblick so durch und durch kennt?" „Ich bin der Zettelträger aus Braunschweig," war die Antwort, „bin Ihnen vorgestern abend noch zu Fuß vorausgeeilt. Herr Döbbelin, der Sie sehnlichst erwartet, hat mich unters Tor geschickt, Ihnen Ihr Quartier anzuweisen."

Ich folgte dem Manne, unterwegs aber reflektierte ich auf das, was der Zettelträger gesagt hatte, nämlich, daß mich Herr Döbbelin mit Sehnsucht erwartete: Ha, ha, er braucht dich notwendig, folglich muß er dich auch bezahlen, und in dieser frohen Aussicht eilte ich der Türe des Weißen Rosses entgegen. Kaum war ich vom Pferde, als mir oben an der breiten Treppe ein ansehnlicher Mann in weißseidnen Strümpfen, Schuhen mit Steinschnallen, braunem Rock, Weste und Beinkleid von egaler Farbe, alles mit zwei Finger breiten goldenen Lahntressen besetzt, mit einer starkgepuderten Perücke, entgegenkam und, nachdem er beide Arme ausgebreitet, mich zu umfangen, ausrief: „Mein Herr Christ, seien Sie mir herzlich willkommen!" Nachdem die ersten Komplimente vorüber waren, führte er mich in die Stube. Eine Dame, schlank wie eine Birke und schön wie Cythere, kam mir entgegen. Nach gemachter ehrfurchtsvoller Verbeugung wandt' ich mich gegen Herrn Döbbelin und sagte: „Vermutlich dero Demoiselle Tochter?" Die Dame lächelte sehr wohlgefällig, er aber sagte: „Nein, es ist meine Frau."

Von diesem Augenblick an hatte ich mir die Protektion von Madam erkauft, und da ich es nie an der Achtung, die man schönen Weibern schuldig ist, fehlen ließ, konnte ich in der Folge jedesmal, wo es darauf ankam, mit Gewißheit auf ihren Schutz zählen. Auch präsentierte man mir Demoiselle Döbbelin, ein Mädchen damals von sechzehn Jahren, ein Zweig aus der ersten Ehe, eben dieselbe Demoiselle, die in späteren Jahren als Oberförsterin und mehreren sowohl ähnlichen als auch komischen Rollen in Berlin ungemein Epoche machte.

Den ersten Abend sah ich die „Dorfdeputierten", eine

komische Oper, Madam Döbbelin gab das Röschen. Sie war, wie ich schon oben gesagt, äußerst schlank gewachsen; zwei preußische Offiziere standen hinter mir, da stieß einer den andern an und sagte: „Guck a man, Herr Bruder, wat die Döbbelin für eine feine Taille hat, so schlank wie eine Spindel, und hat doch eine ganze Ziegelscheune im Leib." Ich sah mich um, mir war die Sache als Neuling ein Rätsel, die beiden Herren lachten, aber späterhin erfuhr ich, daß der Kammerherr von Alvensleben, der Madam protegierte, bereits sein ganzes Vermögen mit ihr versplittert und nun die letzte Ziegelscheune verkauft habe, um ihr ein paar brillantene Bracelets zu verehren. — Da wurde mir die Sache so ziemlich klar, und die Decke fiel mir von den Augen.

Den folgenden Tag debütierte ich als Saint Albin in Diderots „Hausvater", und da ich in dieser Rolle schon mehrmals in Prag neben den französischen Schauspielern aufgetreten, so spielte ich zur Zufriedenheit des Herrn Direktor Döbbelin sowohl als auch (was für mich als Österreicher noch mehr sagen wollte) zur Zufriedenheit des Magdeburgischen Publikums.

Ich gefiel täglich mehr, soviel sich auch Herr Hempel, welcher die ersten Liebhaber bei dieser Gesellschaft spielte, Mühe gab, mich wegen meiner noch etwas hervorstechenden kaiserlichen Mundart beim Publikum ungeltend zu machen. Dieser Herr Hempel, ein von der Salomonsapotheke in Leipzig aus der Lehre entlaufener Pursche, dessen Fäuste schon verrieten, daß der Mörser sein Hauptgeschäft gewesen, konnte nicht vertragen, daß ein anderer in demselben Fache neben ihm Beifall fand, und kabalierte gegen alles, was ihm zu nahe kam. Eines Abends verabredete er mit seinem Herzensfreunde, dem Souffleur Herrn Schobert, daß dieser während eines Monologs, den ich hatte, das Buch unters Theater mußte fallen lassen, damit ich steckenbleiben sollte. Ich war aber fest und sprach ohne Souffleur. Herr Klinge, ebenfalls Schauspieler dieser Bühne, ein braver, biederer Danziger, hatte es gemerkt und gab Hempeln einen Tritt mit dem

Fuße in den Rücken und dem Souffleur ein paar Ohrfeigen; er hatte zu Mittag im Speisehause etwas von dieser Verabredung gehört, aber nicht geglaubt, daß die Buben diese schlechte Handlung realisieren würden. Hernach ging er selbst zu Döbbelin, ihm diesen ganzen Vorfall zu erzählen, welcher beide rufen ließ und ihnen unter Androhung augenblicklicher Entlassung fernere Versuche aufs strengste untersagte.

Nach acht Tagen ging ich mit der ganzen Gesellschaft nach Braunschweig zurück, wo ich meine Frau und Kinder wohl und gesund vorfand. Hier mußte ich nun auch im Ballett mitarbeiten: Demoiselle Döbbelin war meine Kopie. Auch der Ballettmeister, Herr Jaquemain, wollte sein Mütchen an mir kühlen. Er war ein braver Tänzer, brachte gleich ein Halbcharakterballett heraus, und ich erhielt ein pas de deux im Mezzocharakter. Ich bat ihn, mir selbes zu setzen, indem ich bloß Schauspieler, nicht Tänzer wäre, er aber speiste mich mit Komplimenten ab, und ich mußte ans Werk. Meine Tänzerin bat mich, ihr nichts Schweres zu setzen; da aber der Ballettmeister bei der ersten Probe zugegen war, setzte ich schwere Sachen, um zu zeigen, daß ich das Handwerk auch verstünde. Da sie die Schritte nicht machen konnte, setzte ich etwas leichtere. Auch diese waren ihr zu schwer, da gab ich ganz leichte, die sie endlich begriff. Da stürzte mir Herr Jaquemain um den Hals mit den Worten: „Mein Herr, Sie sind Meister in der Kunst, Sie sollen im nächsten Ballett-Terzett mit mir entrieren."

Das nächste Ballett war „Esprit volant". Ich bekam den Geist, ich muß es selbst sagen, ich erschöpfte all mein Wissen und meine Kraft, denn ich hatte in Wien dieses Ballett gesehen, wo Herr Simonée, einer der ersten seriösen Tänzer, den Geist gab; ich brachte alles an, was mir noch erinnerlich war, und erhielt ungeteilten Beifall. Auch der Herzog war ganz zufrieden: „Ihr Christ," sagte er zu Döbbelin, „muß viel gesehen haben, er ist brav." Da der alte

Herzog selbst ein vortrefflicher Tänzer gewesen war, galt mir sein Beifall über alles.

Was die Komödie betrifft, fand ich ganzen Beifall, nur sprach der Herzog zu Döbbelin: „Ich gratuliere, Sie haben an Ihrem Christ eine gute Akquisition gemacht; nur verstehe ich ihn wegen seines kaiserlichen Dialektes nicht recht. Aber brav ist er, das sehe ich, raten Sie ihm nur, er soll Eschenburg und Lessing fleißig besuchen, damit er sich die hochdeutsche Sprache mehr zu eigen mache. Aber sagen Sie es ihm, daß er mir und der Hoheit meiner Gemahlin sehr gefalle." Döbbelin verheimlichte mir nichts, und ich gab mir alle Mühe, meine Mundart zu verbessern.

Nachdem ich ohngefähr sechs Wochen in Braunschweig gewesen war, kam das Trauerspiel „Crispus" in Alexandrinern heraus. Mir ward Crispus zuteil, den ich nach ganz französischer Manier darstellte und dadurch die Gnade des alten Herzogs mir durchaus erwarb. Zufrieden mit mir, sprach er zu Döbbelin: „Nun bin ich ganz ausgesöhnt mit Ihrem Christ, denn ich verstehe ihn auch schon!" Madam Döbbelin war gleich die erste, die mich der Gnade des Herzogs versicherte, und so stieg ich von Tag zu Tag in der Gunst des Hofes und der Direktion.

An einem Abend, wo wir den „Deserteur aus Kindesliebe" vom jüngeren Stephanie gaben, wurde mir Trauerloge angesagt, wo ich vom Kopf bis zum Fuß schwarz, in der Komödie aber als Arrestant Flink im äußersten Negligé, sozusagen ganz salopp, erscheinen mußte. Die Loge dauerte etwas lange, überdies unterhielt sich der Herzog Ferdinand mit mir über verschiedene maurerische Gegenstände, daß die Zeit verstrich und ich den Herzog bitten mußte, mich zu entlassen, weil ich zu spät ins Theater kommen könnte, wo ich im dritten Akt noch zu spielen habe. Bruder Ferdinand zog seine Uhr aus der Tasche und sagte lachend: „O, da haben Sie noch lange Zeit, denn es ist erst ein viertel auf acht." „O Gott," schrie ich, „das ist schon zu spät," empfahl mich und eilte, was ich konnte; denn ich

hatte eine gute halbe Stunde bis zur Burg zu rennen, wo ich auch mit Schweiß und Kot bedeckt (denn es hatte geregnet) ankam. Döbbelin wartete schon auf mich und schrie: „Nun, Sie werden bei den Hoheiten schön ankommen, eine gute halbe Stunde haben Seine Durchlaucht Ihrer schon gewartet. Kommen Sie nur gleich nach der Komödie sich entschuldigen und um Vergebung bitten." Unter diesen Worten legte alles Hand an, mich aus dem Trauerkleid in den Musketierkittel einzuspannen. Im Nu stand ich fix und fertig da, die Gardine flog auf, ich machte meine Sprünge als Flink. Der Herzog sah finster auf mich herab, und da ich mich bei dem Liedchen: „Wer gerne reiten will und hat keinen Gaul", umdrehte, fing der finstere Herzog aus allen Kräften an zu lachen, das ganze Publikum schrie und lachte mit. Was war's? in der Eile des Aus- und Ankleidens hatten die Herren vergessen, mir den Haarbeutel auszubinden, und der preußische Musketier sprang mit dieser Stutzerzierde beim Profoß herum. Döbbelin und ein großer Teil des Publikums glaubten, ich hätte den Beutel geflissentlich auszubinden vergessen, um mir des Herzogs Gnade wieder zu erwerben. Nach der Komödie eilte ich in die Loge des Herzogs, um mich zu entschuldigen; aber er rief mir von ferne zu: „Ich weiß schon alles, Sie sind beim Ferdinand gewesen. Nun, es ist gut!" Und damit war es auch gut.

Hier lernte ich den ehemaligen preußischen Legationssekretär Großmann, nachherigen Direktor einer Schauspielergesellschaft, kennen. Er war in sehr betrübten Umständen, hatte zwar ein hellgraues Tuchkleid, Rock, Weste, Beinkleider, wie es damals Mode war, egal, mit handbreiten silbernen Tressen besetzt, war aber an Wäsche so bettelarm, daß er nackicht im Bette liegen mußte, wenn die Wäscherin das einzige Hemd, über das er noch zu gebieten hatte, auswusch. Diesen Mann nahm Döbbelin zu sich ins Haus, speiste und tränkte ihn, gab ihm frei Logis und erwartete zwar keinen Dank, aber doch keinen Undank.

Dem ohngeachtet, da ihm einst Demoiselle Döbbelin das Frühstück brachte, und er obbemeldter Ursachen wegen noch im Bette bleiben mußte, weil seine Waschfrau noch nicht erschienen war, ging sie an seinen Schreibtisch, und das erste, was ihr in die Augen fiel, war ein Blatt in Folio mit der Überschrift: „Kritik über das Döbbelinische Theater". „Ei, was haben Sie denn da?" schrie sie. Großmann wollte aus dem Bette, konnte aber seiner Blöße wegen nicht vom Fleck. Sie wie der Blitz mit dem Papiere zur Türe hinaus und zu ihrem Vater. Der las, schob seine rote Kontormütze vom linken aufs rechte Ohr, wollte den Stock zur Hand nehmen, besann sich aber wieder und schrieb ihm ein Billett, daß er sein Haus unverzüglich verlassen möge; denn wenn er ihm zu Gesichte käme, wolle er ihn lederweich gerben.

Daß Herr Großmann diesen Fingerzeig gleich befolgt habe, wird wohl niemand bezweifeln. Denn er kannte Döbbelinen in solchen Fällen und wußte, daß er ganz genau Wort zu halten pflege. Nachdem aber Döbbelin das Blatt ganz durchgelesen hatte, tat es ihm doch leid, daß er den Pasquillanten so ganz ohne Macherlohn habe entwischen lassen. Denn die Gesellschaft, besonders das Döbbelinische Haus, war nicht kritisiert, sondern aus Dankbarkeit für Logis, Speise und Trank an den Pranger gestellt. Schade um diesen Großmann, daß er seine Geistesgaben nicht besser gebrauchte. Auch schon in Danzig hätten sie ihn bald an den Galgen gebracht. Da ließ er sich zum Besten des Königs von Preußen, während die Ratsherren über wichtige Sachen Beratung hielten, durch den Schornstein in den Kamin hinab, hörte und notierte die ganze Beratschlagung und entdeckte alles dem Gesandten, dessen Sekretär er war. Die Sache blieb nicht verschwiegen, und Großmann konnte sich nur durch die eiligste Flucht retten.

Döbbelin war mit Enthusiasmus für die Kunst eingenommen, war selbst mit seiner ersten Frau im Elsaß ge-

wesen, hatte französische Theater gesehen und soll selbst, wie er es mir denn öfters versicherte, französisch gespielt haben. Meine Weise war auch nach diesem Zuschnitte; diese Manier brachte uns näher, und er liebte mich zum Teil dieserwegen, zum Teil, weil ich ihm nutzbar war.

Im Crispus kommt eine Szene vor, wo der Vater, den Herr Döbbelin spielte, sich über den Sohn, den ich gab, so gewaltig entrüstet, daß er den Säbel gegen ihn zieht. Bei der Probe sagte er mir: „Lieber Freund, wenn heute abend diese Stelle kommt und ich blankziehe, retirieren Sie sich nur gleich in die Kulisse; ich will einen Theatercoup anbringen." Ich bat ihn, mich zu unterrichten, damit ich ihm nicht aus Versehen etwas verderbe, was er sich ausgedacht. „Nein, lieber Christ, ich will Sie damit überraschen; lassen Sie mir nur den Stuhl an dem Flügel unverrückt stehen, wo Sie in die Kulisse treten; denn das Theater ist ein offner Saal, und wir verstoßen nicht gegen die Regel." Ich befolgte alles genau, die Stelle kam, ich retirierte in den Flügel, Döbbelin aber führte mit aller Gewalt einen Hieb nach mir, traf die Lehne des Stuhls, daß sie mitten entzweispaltete, und der Theatercoup war gemacht.

Eines Tages hatten wir Probe in seinem Zimmer (denn die meisten Stücke wurden nur im Zimmer, nicht auf dem Theater probiert), es war die Probe vom „Othello". Herr Döbbelin war im Negligé: Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln waren sein Ajustement. Bei der Stelle, wo er sich ersticht, erstach er sich mit der Faust, fiel, so groß und stark er war, der Länge lang auf den Boden, fiel im Niederstürzen, weil er mit dem Pantoffel ausglitschte, mit dem Kopf auf einen Porzellantisch, der zerbrach, daß gewiß für 50 Taler Porzellan vernichtet wurde, und schlug sich ein Loch in den Kopf. Dem ohngeachtet rezitierte er seine Sterbeszene ununterbrochen fort, und da der Souffleur aus Schreck, weil er ihn bluten sah, hinzusprang und ihm aufhelfen wollte, schrie er ihm erzürnt zu: „Herr, ins Teufels

Namen, lassen Sie mich doch erst sterben!" sagte seine Rede ganz her, und dann erst ließ er sich vom Boden aufheben.

Es sei ferne von mir, daß ich diese Anekdoten erzähle, um den braven Mann lächerlich zu machen, nein, ich will bloß seinen Enthusiasmus für die Kunst mehr ans Licht rücken und ihn als Beispiel für unsere neueren Schauspieler aufstellen, daß man nur durch die größte Anstrengung den Punkt erreichen könne, der uns mit Recht zum Künstler stempelt; daß Rollen auswendig lernen und sie mit verzerrten Grimassen wieder von sich geben, nicht des Namens Schauspieler oder Künstler wert sei, sondern daß solche Wesen, mit denen heutzutage die deutschen Theater übersäet sind, nur Histriones oder Komödianten genannt zu werden verdienen. Aber woher kommt es, daß wir jetzt so unregelmäßige Erscheinungen haben? — Von den ebenfalls unerfahrenen Rezensenten, welche alles loben, was nur ihnen gefällt, und durch dieses unschickliche Lob solche Naturalisten noch mehr verbilden, auf dem unrechten Weg, den solche Menschen eingeschlagen, bestärken und für die Kunst zu Stümpern bilden. Es ist eine unerklärliche Frechheit, wenn so ein naseweiser, gelehrt sein wollender Rezensent spricht: Das war schön, das war gut, — und der Beweis? Kein anderer, als weil es ihm gefallen, ihm, der in seinem Leben noch kein anderes Theater gesehen, als welches er bekrittelt, der eben erst vor drei Jahren von der Schule gekommen und nun als kompetenter Richter auftreten und in einer Kunst Lehrer sein will, von der er doch kaum das ABC ahndet.

Man kann einen leidlichen Roman, man kann auch schöne Gedichte schreiben, selbst Vorlesungen über allerhand gelehrte und ungelehrte Dinge halten, aber darum kann man noch nicht über den wirklichen Schauspieler als Diktator absprechen. Man kann seine unmaßgebliche Meinung, seine Ansichten sagen, aber sie darum nicht gleich für untrüglich und als Richtschnur darstellen. O meine Herren Rezensenten, studieret Diderot, Saint Albin, Lessing und Schink,

dann sprecht ein Wörtchen mit! Aber eher ja nicht, sonst macht ihr euch beim gründlich unterrichteten Schauspieler nur lächerlich.

Aber freilich, ihr pocht auf die Verbindung, die alle Redakteurs aller nur möglichen Zeitschriften unter sich geschlossen haben, nichts in ihren Blättern aufzunehmen, was gegen einen oder den andern ihres Gelichters erscheinen möchte; folglich hat man keine Gelegenheit, diesen Herren die Wahrheit zu sagen. —

Die Einnahmen fingen an, schmäler zu werden, und Herr Döbbelin mußte für einen anderen Platz sorgen, der einträglicher war, um unsere sehr starke Gesellschaft ernähren zu können. Leipzig war der Ort, wohin er seine Augen warf; er hielt um die Konzession an und erhielt sie. Acht Tage später wäre ihm Herr Seyler zuvorgekommen, welcher ebenfalls das Privilegium sich erbat. Da er aber eine Woche nach Döbbelin darum anhielt, bekam er die Erlaubnis, in der sogenannten Wäserischen Bude zu spielen. Diese Bude war ein großes hölzernes Komödienhaus ohnweit Posens Garten in der Vorstadt zwischen dem Grimmaischen und Peterstore erbauet, schon etwas weniges baufällig, aber doch noch immer brauchbar genung, um ohne Gefahr ein volles Publikum aufzunehmen. Dies war der Ort, wo die Seylerische Gesellschaft, das steinerne Zehmische Haus am Ranstädter Tore hingegen die Stelle, wo die Döbbelinianer sich zeigen und miteinander wetteifern sollten.

Wir verließen Braunschweig, was mich betrifft, mit schwerem Herzen, denn die herablassende Gnade des ganzen Hofes, Seiner Durchlaucht des regierenden Herrn Herzogs, Ihro Hoheiten der Frau Herzogin, Seiner des Herzogs Ferdinand Durchlaucht und der beiden durchlauchtigsten Prinzen Friedrich und Leopold, ferner die gemachte Bekanntschaft mit Lessing und Professor Eschenburg und vorzüglich die Gutherzigkeit meines biederen Hauswirtes Gräf nebst seiner vortrefflichen Gattin, dieses alles zusammengenommen erschwerte

mir die Abreise von Braunschweig sehr und ich konnte mich lange nicht beruhigen.

Die Zeit, nach Leipzig zur Messe zu gehen, war noch nicht herbeigerückt; die Gesellschaft mußte also noch einmal einen kleinen Streifzug nach Magdeburg machen. Es war bei Herrn Döbbelin der Gebrauch, daß die ganze Gesellschaft auf offenen Postwagen fuhr. Er bezahlte für jeden Wagen vier Pferde Extrapost, der Postillion bekam von ihm zwölf gute Groschen Biergeld, und jeder von uns, deren mehrenteils neun auf dem Wagen saßen, gab auf der Station noch einen Groschen Trinkgeld. So kam der Herr Direktor gut weg und auch wir, denn wir ersparten an der Zehrung vieles, weil wir fast immer Tag und Nacht fuhren.

Da die Plätze sehr berechnet waren und meine Frau eine Magd mit sich führte, so mußte ich dieser meinen Platz abtreten oder für sie bezahlen, was mir denn doch zu kostspielig gewesen wäre, die Dirne mit Extrapost reisen zu lassen. Mehrerwähnter Herr Hauptmann von Vogt trat ins Mittel, lieh mir abermals seinen Rotschimmel, und ich begleitete die Caravanna zu Pferde.

Als wir mehrere Stunden gefahren waren und in den Wald kamen, rief mir der Postillion zu: „Reiten Sie voraus und bestellen Sie uns gut Mittagsbrot."

Dies ließ ich mir nicht zweimal sagen, spornte meinen Gaul, und hop hop ging's voran. Ich war bald so weit voraus, daß ich die Postwagen nicht mehr sehen konnte, als ein Doppelweg vor mir lag. Hier war guter Rat teuer. Warten, bis die Wagen nachkamen, war Zeitverlust, einen unrechten Weg wählen, war noch übler. Es half aber nichts, keine Seele in der Nähe, bei der ich mich Rats hätte erholen können, also frisch gewagt, die rechte Seite ist ja die gute Seite, also rechts den Weg eingeschlagen, und so ging's fort.

Da ich eine halbe Stunde geritten war, schien es mir, als hörte ich links in der Ferne das Gerassel von einigen

Wagen; da schoß mir das Blatt — solltest du wohl den unrechten Weg eingeschlagen haben? Zurück wollte ich nicht, also immer vorwärts!

Die Zeit wurde mir gewaltig lang, ich sah nach meiner Uhr, und zwanzig Minuten über zwölf war es schon, mein Gaul war müde, auch mich hungerte, denn Mann und Roß hatten noch nicht gefrühstückt, als der Wald dünner wurde und ich durch die Bäume einige Häuser schimmern sah. „Gottlob," rief ich aus, „endlich wieder unter Menschen!"

Ich ging gleich ins Wirtshaus und brachte mein armes Tier in den Stall, es wollte vor Hunger die Krippe anbeißen; danach trat ich in die Gaststube, welche einer Rauchkammer den Rang ablief. Der Wirt, ein preußischer Dragoner, trat mir höflich entgegen und fragte, woher ich käme.

„Von Braunschweig und will nach Magdeburg, dies ist ja wohl der rechte Weg?"

„Ei Gott verdamme mir, nein, da sind Sie verdammt irre geritten, Sie müssen im Busch rechts geritten sind, denn Sie sind um vier Meilen umgeritten." Wie vom Donner war ich gerührt. Meine arme Frau und Kinder! Ich hatte alles Geld bei mir, sie zwei gute Groschen.

Hätte es mein Pferd ausgehalten, ich wäre gleich wieder aufgesessen, aber so mußte ich Geduld haben. Mein Trost war, daß sie unter der Gesellschaft doch jemanden würde gefunden haben, der ihr etwas vorschießen könnte.

Bei allen diesen Reflexionen bemerkte ich hinter dem Ofen oder vielmehr auf der Ofenbank einen preußischen Husaren, der mich immer vom Fuß bis zum Kopf maß. Es fiel mir auf; hat der Kerl wohl gar Absichten auf dich oder dein Pferd? dachte ich, da mußt du wohl auf deiner Hut sein.

Das Essen schmeckte mir nicht; den Husaren, welchen ich im Grunde fürchtete, wollte ich mir zum Freunde machen. Ich rief ihn zu mir, bat ihn, an meiner Stelle zu essen und mir dafür den Gefallen zu tun, mir anzuzeigen, wie ich am nächsten zu den Meinigen käme.

„O ja, Herr Kornet," sprach er, „das will ich wohl tun."

War ich vorher verlegen, so war ich es jetzt erst recht.

„Mein Freund, er verkennt mich wohl, denn ich bin zum ersten Male in dieser Gegend und in meinem Leben nicht in preußischen Diensten gewesen."

„Darauf wollte ich fast schwören," antwortete er, „aber das beweist noch nicht, daß Sie es nicht in einem auswärtigen Dienste, nicht im Österreicherdienst, im Regiment Betlem gewesen sind."

„Mensch," fuhr ich auf, „bist du nicht ein Hexenmeister, so bist du gewiß der Teufel selbst!"

„Weder eins noch das andere, Herr Kornet Christ, aber Jürgatsch von Degetes Schwadron bin ich, bei dem Sie auch standen, der Jürgatsch, der Ihnen, da Sie bei Liegnitz verwundet wurden, den Zischma auszog und Sie mit seinem Schnupftuche verband."

„Jürgatsch!" rief ich und lag ihm um den Hals, „wo kommst denn du hierher und in preußische Dienste? Es ging dir bei uns gewiß zu wohl, darum gingst du aufs Eis tanzen."

„Ach, davon ließe sich vieles sagen. Der alte Wachtmeister Hatasch war an allem schuld. Ich hatte beim Furagieren den Mantelsack samt zwei Futtersäcken verloren, denn es war Nacht und wir ritten scharf, weil uns die preußischen Jäger auf der Spur waren, es war im September nach der Schlacht bei Liegnitz. Ich sollte dieser Lumperei wegen ans Regiment gemeldet werden, das verdroß mich. Ich habe noch während den sieben Jahren, die ich gedient, auch nie nur einen Jagdhieb erhalten und sollte nun, da ich Hoffnung hatte, bald Unteroffizier zu werden, eine Regimentsstrafe erdulden. Da blieb ich bei Barchwitz zurück, ging über die Katzbach zu den Preußen."

Die herumstehenden Bauern samt dem Wirte sperrten die Mäuler auf und sagten: „Det is man wunderlich, Berge und Täler kommen nie zusammen, aber doch die Menschen!"

Weil wir aber zu viele Bemerker um uns hatten, nahm ich Jürgatschen untern Arm und wandelte mit ihm vor die Türe. Da schloß er denn auch sein Herz auf und sagte, daß er es hundertmal bereuet habe, österreichische Dienste verlassen zu haben; denn er habe sich vom Pferde nicht nur, wie das Sprichwort sagt, auf den Esel gesetzt, nein, auf einem hölzernen Esel sitze er jetzt, sie würden bei ganz schlechtem Kommißbrote früh und spät wie die Hunde dressiert, würden ihres Lebens gar nicht froh. Wenn er nicht bei diesem guten Kerl von Wirte, der ihm manchmal ein Maul voll Braten zustecke, im Quartiere läge, so wüßte er nicht, wie Fleisch schmecke; denn sie müßten ja jeden Riemen, der ihnen vom Lederzeug entzweigehe, von ihrem Traktament bezahlen. Es mag wohl sein, daß der Kerl, mein Herz zu erweichen, es schlimmer machte, als es war, indessen ist es doch gewiß, daß im Siebenjährigen Kriege der preußische Dienst mit dem österreichischen in keinem Falle zu vergleichen war.

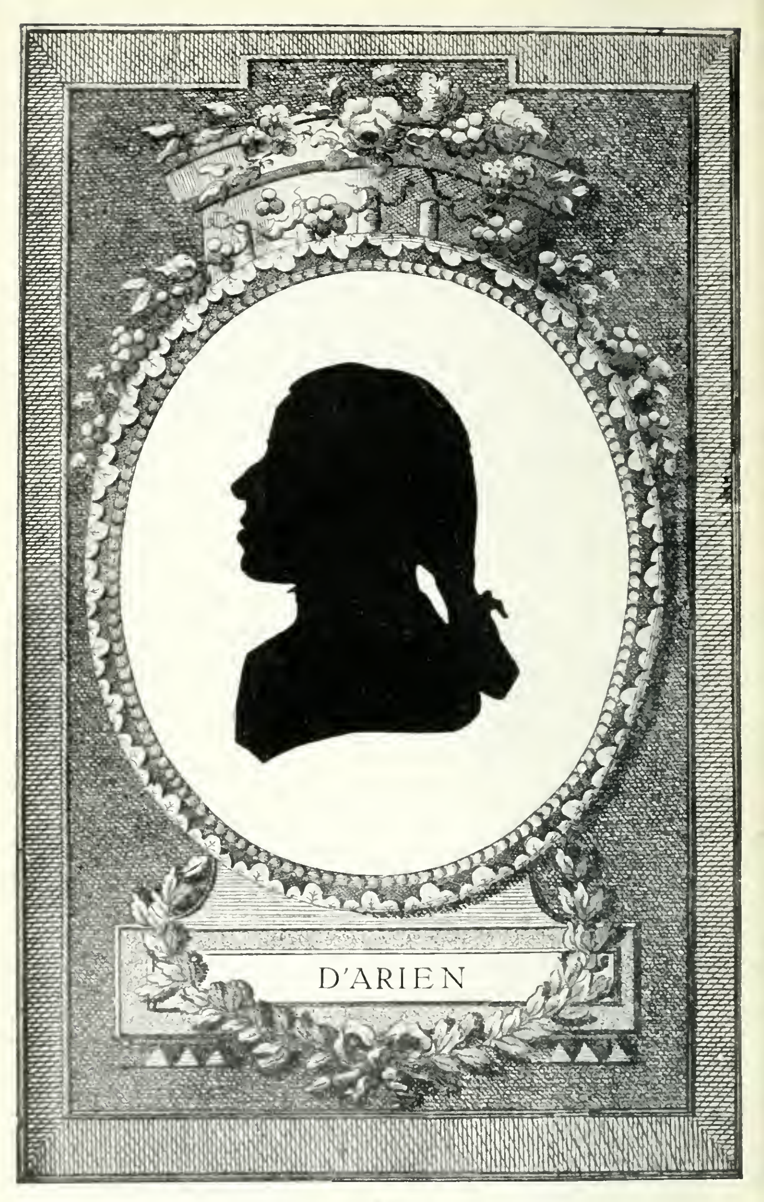
Ich fragte ihn, ob er kein Mittel wüßte, wie ich heute noch zu den Meinigen kommen könnte. Er sann nach: „Hm, freilich sind Sie sehr weit rechts von Magdeburg, aber wenn Sie Mut und Ihr Rotschimmel Kräfte haben, so können Sie vor Abend noch bei den Ihrigen sein. Sie müssen aber eine ganze Stunde lang im Damm reiten und genau achtgeben, wo das Wasser tief oder seicht ist, sonst könnten Sie verunglücken."

„Ja, lieber Gott, wie kann ich das ohne Wegweiser? Willst du guter Jürgatsch mir nicht zeigen, wie ich es anstelle, meine Frau und Kinder wiederzufinden, ich will dir deine Mühe gern belohnen." Er war auch gleich dazu erbötig, nur wollte er seinen Braunen erst füttern.

Dies geschah denn auch, während ich den Wirt befriedigte, der mich fragte, wozu ich mich entschlossen habe. Ich machte kein Geheimnis aus meinem Unternehmen; da zitterte die Wirtin und meinte, ich sollte es ja nicht wagen, denn es wären in diesem Damme schon sehr viele Menschen ver-



Herr Strödel



D'Arien, ein Kritikenschreiber

unglückt, man müsse bald links, bald rechts reiten, man könne es gar leicht versehen, da wäre dann keine Rettung, und so weiter. Allein das Vertrauen zu meinem Husar und der Wunsch, bei den Meinigen zu sein, machten mich gegen alle Gefahr gefühllos und ich trat meine Wanderung in Gottes Namen an.

Ich hatte beinahe eine halbe Stunde zwischen zwei Dämmen zu reiten, bis ich zum Hauptdamme kam, wo mein Jürgatsch schon meiner wartete. Gleich beim Eintritt in den Damm lag ein großer viereckigter Stein, da wollte mein Gaul durchaus nicht hinein. Der ganze Damm war mit Weiden eingefangen, und auch quer über den Damm standen welche so dicht zusammen, daß mein Husar auf selben wie auf einer Brücke sich hinüberhaspelte und, ehe ich noch meinen Gaul ins Wasser gebracht, schon am jenseitigen Ufer stand, wohin ich ihm mit dem Pferde nicht folgen konnte. Da mein Rotschimmel sich mit dem Stocke (denn ich hatte nur ein spanisches Rohr in der Hand) nicht vorwärts wollte treiben lassen, schnitt ich eine Weidenrute ab und flederte ihn so, daß er mit einem Satze, wobei ich fast die Balance verloren hätte, ins Wasser sprang, so daß mir die Sauce über Kopf und Überrock herabrann. Nun war ich in der Hand meines Führers, der mich meisterhaft leitete. Bei jeder Gefahr rief er mir zu: rechts! oder links! oder geradeaus! Hielt ich mich links, so sah das Wasser rechts seiner großen Tiefe wegen kohlschwarz aus, und so umgekehrt, wenn ich rechts reiten mußte. Nachdem ich also über dreiviertel Stunden sozusagen, wenn ich einen Schurken zum Wegweiser gehabt hätte, in der Todesgefahr geschwebt, ließ er mich stillehalten, brach einige Staketen aus dem Zaune (womit fast alle Dämme im Magdeburgischen eingefaßt sind) und ließ mich heraus.

Hier dankte ich Gott für überstandene Gefahr, dann mußte ich eine halbe Stunde lang einen hohen Berg hinanreiten, von dessen Gipfel ich die Landschaft auf fünf bis sechs Meilen überschauen konnte. Von hier aus erblickte ich die drei Postwagen ohngefähr eine Stunde weit vor mir, dankte

meinem Jürgatsch mit Hand und Mund, schenkte ihm einen Gulden, den er mit hundertfachen Segenswünschen annahm, und setzte meinem Tiere die Sporen in den Leib, flog den Berg hinunter, und nach ohngefähr anderthalb Stunden war ich neben dem Wagen meiner Familie. Daß die Freude der Meinigen nicht geringe war, läßt sich wohl denken.

Es fing schon an, dunkel zu werden, und wir kamen in einen Busch. Einige meiner Kollegen riefen mir zu, voraus-zureiten, um ein gutes Nachtquartier zu besorgen. Ich dankte dafür, erstlich, da es Abend geworden und ich den Weg nicht kannte, zweitens war auch mein Pferd sehr ermüdet, stolperte alle Minuten, und ehe ich es mir versah, stürzte es mit mir, daß das Hinterrad des Postwagens eine Spanne breit von meinem Kopfe vorbeirollte. Nun hatte ich es satt, neben dem Wagen zu traben, und hielt mich hinter ihm, bis wir ein Dorf erreichten, wo wir über Nacht bleiben sollten.

Wir fuhren, da das Posthorn ertönte, in den offnen Torweg hinein. Da der Wirt aber sah, daß nebst der Kutsche, worin Herr Döbbelin mit seiner Familie fuhr, noch drei Post-wagen, vollgepackt mit Menschen, angesprengt kamen, schloß er geschwind wieder den Torweg und wollte durchaus die zwei letzten Wagen nicht beherbergen; denn im ersten Schreck, und weil es schon Lichtzeit war, hielt er uns wohl für Räuber. Nachdem aber Herr Döbbelin ins Mittel trat, öffnete er seine Gnadentüre wieder, und wir bekamen Obdach.

Alles war hungrig, alles wollte essen, aber es war nichts da. Ich ging zur Frau Wirtin, sah, daß sie Mutter war, und packte ihr Herz, indem ich nur für meine Kinder um etwas zu essen bat und gleich zum voraus zu bezahlen versprach. Ich fand ein offnes Ohr, sie buk mir einen Eierkuchen, den ich mit zwölf Groschen bezahlte. Die anderen Herren, welche tobten und sich sehr unnütz machten, mußten mit Kartoffeln in der Montur vorliebnehmen.

Daß wir uns alle auf der Streue behelfen mußten, war natürlich, denn welcher Wirt eines preußischen Dorfes kann

für einige dreißig Personen Betten vorrätig haben? Wir behalfen uns, so gut wir konnten, und schliefen ungewiegt.

Des andern Tags ging es frisch wieder fort, und gegen mittag fuhren wir in Magdeburg ein.

Wir spielten mit gewohntem Beifall, nur eines Zufalles muß ich erwähnen. Es wurde ein Operettchen gegeben, worin Demoiselle Döbbelin eine Singrolle erhielt. Nun hatte aber das gute Kind gar keine Stimme, das Singspiel mußte gleichwohl gegeben werden, was war zu machen? Demoiselle spielte ihre Rolle, und wenn der Gesang eintrat, gestikulierte sie, und der Musikmeister Herr Frischmuth, ein kurzer dicker Mann, sang aus der Partitur ihren Part.

2. Leipzig.

Ostern 1774 kam heran, und wir machten uns zur Reise nach Leipzig fertig. Es ging wieder auf den offenen Postwagen, und wir kamen ohne Anstoß wohlbehalten in Leipzig an.

Hier, muß ich sagen, war mir meines Dialektes wegen nicht wohl zumute. Ich gab mir alle Mühe, gut deutsch sprechen zu lernen, und hörte bei Professor Clodius privatim. Dem ohngeachtet kam mir doch manchmal so ein Austriacismus zum Vorschein. So traf sich's einmal in dem Lustspiele „Burlin, Kammerdiener, Vater und Schwiegervater", wo ich den Onkel machte, der im letzten Akte zu sagen hat: „Nun, Kinder, die Heirat ist ja zustande gekommen, ehe wir sie alle gewünscht haben," daß ich statt „gewünscht" „gewunschen" sagte. Kaum war das Wort heraus, so hörte ich aus dem Parterre hundertstimmig „gewunschen, gewunschen, gewunschen". Ich erschrak, trat an die Lampen vor und sagte mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung „gewünscht haben", und das ganze Parterre applaudierte.

Wir gaben Othello, und Herr Döbbelin zeigte sich in seiner ganzen Größe. Nach dem Stück kam ein Studente aufs Theater und fragte nach dem Herrn Direktor; als dieser er-

schien, bat er um Verzeihung, daß er ihn inkommodiere, allein er sei ein Tischler, ein junger Meister und Anfänger, er habe gesehen, daß diesen Abend viele Herren und Damen abgeschlachtet worden, daher ersuche er den Herrn Direktor, ihm die Verfertigung der Särge zuzuwenden. Döbbelin, dem dieser Einfall gefiel, lachte, umarmte den jungen Mann, bat ihn um seinen Namen und erfuhr, daß es ein Graf Paßwitz aus Schwerin war, der in der Folge oft in das Haus des Herrn Döbbelin kam und das Herzchen der Demoiselle Karoline Döbbelin ein wenig in Flammen setzte.

Je mehr wir uns bemühten, das Publikum auf unsere Seite zu bringen, je mehr Mühe gab sich die Seylerische Gesellschaft, uns den Kranz aus den Händen zu winden. Und in Wahrheit, wir bedurften aller Anstrengung, um nur das Gleichgewicht zu erhalten, an Übergewicht war gar nicht zu denken. Sie hatten einen Ekhof, eine Henslin nachher verehelichte Seylerin, ferner eine Brandes, Koch, Helmuth, und wen hatten wir? Herrn und Madam Döbbelin, damit waren wir fertig; alles übrige war erst im Aufkeimen, hatte noch keinen Namen. Wir mußten es mit neuen Stücken und Balletten zwingen, wo uns die Suburbani an Kraft überlegen waren. Dem ohngeachtet hatten wir doch eine Partei durch Graf Paßwitz, welcher Demoiselle förmlich die Kur machte und einen russischen Grafen Alsuviov. Diese zogen die Kur- und Livländer auf unsere Seite und übernahmen das Amt der Parteigänger.

Da wurden denn während der Vorstellung „Richards des Dritten" in der Bude auf der Galerie Bretter losgebrochen, daß alles aus Logen und Parterre hinauslief, aus Furcht, erschlagen zu werden. Madam Hensel und Herr Ekhof kamen mitten aufs Theater und sprachen von kleinlicher Kabale. Ich war selbst im Theater und schämte mich solcher Verdächtigungen, konnte aber doch nichts dagegen sagen, denn mitten unter diesem Aufstande brach wieder auf dem letzten Platze eine Bank entzwei; da war es vollends aus. Zwei Drittel liefen hinaus, die Vorstellung ging zwar vor sich,

auch kamen wieder einige von den Entlaufenen zurück, aber bei dem geringsten Geräusch wurde alles aufmerksam und richtete das Gesicht vom Theater ab nach dem Orte hin, wo der Laut herkam; kurz, die Vorstellung, worin doch alle Matadoren der Gesellschaft engagiert waren, ging für diesen Abend verloren. Am andern Tag kam auf Veranstaltung Herrn Seylers eine ganze Baubesichtigung, welche das Haus auf noch mehr als zehn Jahre tüchtig und stark fand, und die Besorgnis, in der Bude erschlagen zu werden, nahm von Tag zu Tage ab, und alles wurde wieder ruhig.

Herrn Döbbelins stärkste Leidenschaft war das Spiel. Sowie ein Stück, worin er nichts zu tun hatte, zur Hälfte durch war, leerte er die Kassa und eilte mit dem Gelde auf Richters Kaffeehaus, um es da zu verspielen. Kamen wir Freitags um die Gage, so war kein Geld da; so schlecht wurde bezahlt, daß ich in einem Zeitraume von vier Monaten zweihundert Taler zu fordern hatte; im Goldnen Herze, wo ich mich speisen ließ, wollte der Wirt nicht mehr borgen, wenn er nicht Geld sähe. Überhaupt, ohne diesen braven Wirt, den man mit Recht den Schauspielervater nennen konnte, hätten wir alle verhungern müssen.

Aber da es zu arg wurde, stürmten wir eines Tags alle zum Herrn Direktor. Herr Döbbelin ging halb in Verzweiflung im Vorzimmer herum, schlug sich mit der Hand an die Stirne und rief ein über das andere Mal aus: „Das arme Weib, das arme Weib!" In der Nebenstube hörten wir Madam mit verbissener Wehmut schreien, nun erfuhren wir, daß Madam in Kindsnöten läge und eben im Begriff war, zu gebären. Da fing Döbbelin wieder an: „Das arme Weib muß viel leiden, aber Gott weiß, ich kann nichts dafür!" Nach diesem Ausruf mußte ich gehen, ich hätte ihm sonst ins Gesicht gelacht.

Da die Sachen in Leipzig so schlecht standen und ich ohne Geld nicht mehr leben konnte, schrieb ich nach Berlin an den würdigen Schauspieldirektor Herrn Koch um Engagement,

welches ich auch unter der Bedingung erhielt, daß ich vom Herr Döbbelin ehrenvoll meine Entlassung bekommen würde. Zugleich erhielt ich die Weisung, den Beaumarchais im „Clavigo" zu studieren, um darin zu debütieren — ein besonderes Zusammentreffen, denn eben hatte Herr Döbbelin „Clavigo" ausgeteilt, wo mir die Rolle des Clavigo wurde, ich also zugleich für Leipzig Clavigo, für Berlin den Beaumarchais studieren mußte.

Nun drang ich ernstlich in Döbbelin, mir meinen Rückstand zu geben, oder ich würde seine mir sehr schätzbare Gesellschaft verlassen müssen. Der gute Mann hatte sich durch sein unglückliches Spielen in eine so große Schuldenlast gestürzt, daß er kaum zu retten war. Er konnte weder die Gesellschaft noch irgendeinen Kreditor aus der Stadt bezahlen, es stand ihm nichts bevor als Arrest. Nur seine Frau hätte ihn retten können, aber die wollte es nur unter der kleinen Bedingung, daß er das Kind, so sie eben zur Welt gebracht, als sein eigen erkennen und unter seinem Namen ins Kirchenbuch wollte einschreiben lassen.

Herr Döbbelin war außer der Schwachheit des leidenschaftlichen Spieles ein zu rechtlicher Mann, als daß er den Sohn, den ihm der preußische Kammerherr von A. in die Familie geschoben, für sein eigen erkennen sollte, ließ eher das Härteste über sich ergehen als sich zum Aftermann hinstellen und wurde also ohne alle Umstände, da er nicht bezahlen konnte und Madam es für ihn nicht tun wollte, auf das Leipziger Rathaus in die Bürgerstube gesetzt. Ich erhielt aber von Madam gegen die Versicherung, bei der Gesellschaft zu bleiben, meinen Rückstand bei Heller und Pfennig ausgezahlt und mußte das mit Herrn Koch halb geschlossene Engagement wieder aufgeben.

Nun fing Madam Döbbelin an, auf andere Gedanken zu kommen; sie wollte versuchen, wie weit sie es als Direktrice bringen könnte; sie zog Borchers und Hempeln in ihr Komplott, auch Freund Thering schlich auf ihre Seite, weil er glaubte, bei einem Weiberregimente besser zu lukrieren. Ich

dagegen wurde ausgeschlossen, weil sie mich als einen zu eifrigen Anhänger ihres Mannes kannte; desto fester verband ich mich mit Demoiselle Döbbelin, um ihren Vater vielleicht von Dresden aus, wenn es sich tun ließe, zu retten.

3. Dresden

Herr Döbbelin als vorsichtiger Mann hatte sich das Privilegium vom siebzehnten Octobris 1774 bis Ostern 1775 mit zweitausend Talern Auslösung vom Dresdner Hof verschafft, worauf er seine Leipziger Creditores vertröstete; da aber das Geld nicht antizipiert wurde, mußte er doch in Arrest. Ohne unsern Direktor reisten wir also nach Dresden, mit ungleichen Gesinnungen gegen unsern guten Döbbelin, denn der größte Teil der Gesellschaft war für Madam.

In Dresden fingen wir an mit dem „Deserteur aus Kindesliebe" vom jüngern Stephanie. Wir wurden vom Hof mit aller Gnade und Herablassung aufgenommen, ja diese Gnade ging so weit, daß Herr Hempel und ich nach dem Stücke in die Loge des Kurfürsten gerufen und die Hand zu küssen gewürdiget wurden.

Was uns in Dresden befremdete, war, daß nach keinem Akte die vordere Gardine durfte niedergelassen werden, weil es nach der Etikette gegen den Respekt vor dem regierenden Herrn war, ihm den Vorhang sozusagen vor der Nase fallen zu lassen. Alle Verwandlungen, wo Tische, Stühle, Sofas usw. hinausgeschafft werden mußten, geschahen auf Rollen, ja sogar wir Gefangenen im dritten Akt des „Deserteurs" wurden sitzend in allen möglichen Gruppen auf Rollwagen hinausgeschoben.

Zur Zeit der Hofbälle erhielten wir die Erlaubnis, hinaufkommen zu dürfen, ja, man sah es sogar gerne, und die durchlauchtigste Kurfürstin samt dem Prinzen Anton, Prinzen Maximilian und der Prinzessin Maria Anna unterhielten sich mit uns.

Die Gesellschaft betrug sich anständig, und derowegen

wurde auch der größte Teil von uns in distinguierte Zirkel gezogen, und wir hatten Gelegenheit genug, Anstand und das Benehmen der Großen zu studieren.

Noch immer war Herr Döbbelin nicht bei uns, ja, so viele Briefe er an seine Gattin auch schrieb, ihn zu retten, so unterblieb es doch, und er mußte schmachten. Aber auch in der bürgerlichen Verwahrung, in welcher er saß, verließ ihn sein gutes Herze nicht.

Seine Tasche war nicht ganz leer, ohngefähr hundert Taler mochte er wohl noch besitzen. Da begab es sich, daß ein Jude in dieselbe Stube gebracht wurde, in welcher er mit noch sechs Bürgern saß. Eines Mittags kam die Frau des Juden samt vier kleinen Kindern, wovon das älteste ohngefähr acht Jahre sein mochte, brachte weinend einen Topf Kartoffeln und in einem Papier etwas Salz, und weinend verzehrten beide Gatten ihr frugales Mahl. Döbbelin sah das, eine Träne des Mitleids drängte sich aus seinen Wimpern hervor, er rief die Judenkinder zu sich und gab ihnen sein wohlschmeckendes Gericht. Die Kinder blickten die Eltern fragend an, ob sie es auch nehmen dürften, und da die Mutter es bejahte, fielen sie mit Heißhunger über den Braten her, denn schon lange mochte ihnen so Gutes nicht geboten worden sein. Alle Mitgefangenen weinten, nur der Jude sah stier auf den Boden und murmelte zwischen den Zähnen: „Gibt es denn doch noch einen guten Menschen auf der Welt?"

„Ja," rief Döbbelin, „noch gibt es Menschen, die fühlen, und wäre ich noch so wohlhabend, als ich vor kurzem war, so solltest du Jude sehen, daß ich keinen Unterschied der Religion kenne. Ich helfe dem Menschen, der mein Bruder ist, als Mensch; ob Jehova oder Jesus sein höchstes Wesen ist, das kümmert mich nichts," und somit reichte er noch jedem Kinde ein Viergroschenstück und verhüllte sein Gesicht ins Schnupftuch. Nun dankte auch die Frau, und die Szene gewann steigend an Interesse. Der Jude, bewegt durch die

Güte des braven Mitgefangenen, erzählte, daß er nicht durch Faulheit oder Lüderlichkeit, sondern durch Krankheit seiner Frau und Kinder so zurückgekommen, daß er wenig verdienen können und beim letzten Wochenbette seines Weibes notgedrungen bei seinem Schwager habe zehn Taler borgen und dafür seine Uhr zum Pfande geben müssen. Darauf habe er sich auch an der gelben Sucht eingelegt und neuerdings bei seinem Schwager gegen Versatz fast aller seiner Betten noch fünfzehn Taler geborgt. In dieser letztverflossenen Michaelismesse habe er zwar versprochen, seine Schuld zu bezahlen und seine Pfänder einzulösen, aber es sei nicht möglich gewesen. Er habe seinem Schwager zehn Taler auf Abschlag gebracht, dieser habe sie jedoch nicht angenommen, sondern auf der ganzen Summe bestanden. Da er sie aber nicht zusammenbringen können, habe ihn seiner Frau leiblicher Bruder hierher setzen lassen und ihm vollends alle Gelegenheit genommen, etwas zu verdienen.

„Was," schrie Döbbelin, „der Schurke — ich will gleich zu ihm, ich will dem Buben das Leder zergerben, daß er an mich denken soll!" Bei diesen Worten warf er den Schlafrock von sich und zog seinen Rock im Eifer an, als ein Nachbar ihn erinnerte, daß er ja selbst in Verwahrung sei und die Stube so wenig wie der Jude verlassen könne noch dürfe. Da rief er: „O über meine Hitze!" und schlug sich mit der Hand vor die Stirne.

Aber da sein Blut weniger wallte, fragte er die Judenfrau — denn der Mann saß schon wieder in seinem Hinbrüten, sah und hörte nicht, was um und neben ihm vorging —: „Ist das alles wahr, was ihr Mann da sagte, ist er nicht mehr als fünfundzwanzig Taler schuldig und ist bloß deswegen eingesperrt?"

„Soll miech Gott strafen, wann's is anders, als mein Mann hat geschmust."

„Gut," sagte Döbbelin, „ich will euch helfen, denn mir können fünfundzwanzig Taler mehr oder weniger nichts nutzen. Komm her, Jude, komm her, Mensch, der getaufte

Mensch will dem beschnittenen Menschen helfen. Hier ist Geld, fünf Louisdor, laß deinen Schurken von Schwager kommen, ich will ihn bezahlen, aber ich will ihm auch den Kopf so derb waschen, daß er an mich und diese Schuld noch lange denken soll."

Der Jude staunte, wußte nicht, ob er wache oder träume. Die Frau mußte gleich ihren Bruder rufen, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Als er eintrat, würde sich Döbbelin gewiß gar sehr gegen ihn vergessen haben, wenn nicht der Stockmeister gegenwärtig gewesen wäre und seinem Zorne Einhalt getan hätte. Unter tausend Segenswünschen verließ die Judenfamilie (nachdem die Sache vor Bürgermeister und Rat berichtiget worden) das Rathaus, und Döbbelin vergaß über der Freude, Menschenglück verbreitet zu haben, seine eigene Not und schlief die erste Nacht sanft auf seinem Lederkissen.

Hempel, Borchers und Thering sahen sich schon als Direktoren an und waren bereits einer auf den andern eifersüchtig. Ich und Demoiselle Döbbelin aber steckten die Köpfe zusammen, da wir neuerdings unsre Hoffnung, den braven Döbbelin zu retten, scheitern sahen. Schon wurden alle Maßregeln getroffen, um das Werk für Madam einzurichten und den braven Mann im Arrest vermodern zu lassen, als ein Brief von ihm an seine Tochter Karoline kam — denn seiner Frau traute er nicht mehr, hatte es auch wohl nicht Ursache — worin er schrieb, daß, wenn er vierhundert Taler bar Geld bekäme, ihm geholfen wäre.

Dieser Brief machte Sensation. Seine Durchlaucht der Kurfürst wollten den Döbbelin kennen lernen, und da Madam kein Geld zur Rettung ihres Mannes darleihen wollte, so nahm Mademoiselle vierhundert Taler auf. Aber wem nun dieses Geld anvertrauen? Unser Intendant, der Herr von König, übertrug mir dies Amt. Ich mußte also im Monat Februar 1775 mit vierhundert Talern Münze nach Leipzig reiten. Die Witterung war von oben schön, aber am Boden

trat das Pferd mit jedem Tritt durchs Eis, unter welchem das Wasser hervorkam. Ein rasches Roß unter dem Leibe, betrat ich in Gottes Namen den Weg, ließ in Stauchitz das Pferd stehen, nahm vom Postmeister ein anderes, dieses blieb wieder in Wurzen stehen, und mit dem dritten war ich abends noch vor eilf Uhr, also dem völligen Torschlusse (wie es damals Sitte war) in Leipzig und trat im Goldnen Herze ab.

Der Wirt des Gasthofes, der alte Herrmann, hieß mich willkommen. Da er meinen Mantelsack in die Stube brachte und seine Schwere fühlte, fragte er, ob ich viel Geld mitbrächte, um den Döbbelin zu befreien. Meine Antwort war, daß ich von der Gesellschaft abgehen und mir meine Dimission vom Herrn Direktor holen wolle.

„Ja, das glaube ich wohl," meinte er, „denn, um Herrn Döbbelin loszubekommen, müßten Sie wenigstens neunzehnhundertfünfzig Taler mitgebracht haben."

„Was," rief ich, „neunzehnhundertfünfzig? Er hat unlängst geschrieben, wenn er nur vierhundert Taler hätte, so wäre ihm geholfen."

Herrmann lachte und meinte, die Leipziger wären klüger und ließen ihn so leichten Kaufes nicht los.

Ich ging zu Bette, konnte aber Unruhe halber nicht schlafen, stand früh auf und ging zu Herrn Grundmann in Auerbachs Hof; dieser hatte vierundachtzig Taler zu fordern, bloß für Schminke, Rosenöl, riechend Wasser und Vanillenpomade für Madam! Mit diesem Manne ging ich zu Rate, wie ich es anfangen sollte, mit vierhundert Talern neunzehnhundertfünfzig zu bezahlen. Er riet mir, vor allem zu Herrn Levi, jüdischem Bankier in der „Eule" im Brühle, als dem Hauptgläubiger zu gehen und ihn durch gute Worte dahin zu bringen, daß er den Döbbelin frei abziehen lasse; dann müsse ich noch vierhundert Taler aufnehmen, sonst wäre es nicht möglich, die Gläubiger zu beschwichtigen.

Nun ging es an ein Requirieren, in kleinen Posten zu zwanzig, dreißig und fünfzig Talern brachte ich neue vierhundert Taler zusammen, ging zu dem rechtschaffnen Herrn

Levi und stellte ihm sehr einleuchtend vor, daß, wenn er Döbbelin nicht losließe, er durchaus nicht könne bezahlt werden, daß hingegen Herr Döbbelin, sowie er nach Dresden käme, zweitausend Taler erheben und ihn auf der Stelle befriedigen würde. Ich wußte nicht, daß Madam schon tausend Taler a conto weggeschnappt hatte.

Der grundehrliche Levi versprach mir alles, was ich wünschte, und nahm keinen Groschen auf Abschlag, wie es die anderen Gläubiger taten, Herr Grundmann aber nahm seine vierundachtzig Taler, weil er mir die guten Ratschläge gegeben, ganz weg, und nun erst marschierte ich aufs Rathaus und zeigte mich Herrn Döbbelin. Erstaunt sah er mich an, da ich in die Bürgerstube trat.

„Ei, mein Herr Christ, wo kommen Sie her?"

„Direkte von Dresden," war meine Antwort, „Ihre Gemahlin und Monsieur Hempel kochen Brühen zusammen, die ich nicht austrinken kann noch mag. Ich bin also gekommen, Sie um meine Dimission zu bitten, weil ich als rechtlicher Mann nur mit Ihrer Einwilligung die Gesellschaft verlassen will."

„Nein, mein Herr Christ, das geht nicht an, Sie können nicht fort, bis ich in Dresden bin; ich muß erst genau wissen, wie die Sachen stehen, bevor ich etwas beschließe. Kehren Sie in Gottes Namen wieder zurück, ich habe an meine Tochter um vierhundert Taler geschrieben, damit bin ich frei, und dann sollen Sie Bescheid bekommen."

„Nein, Herr Döbbelin, damit sind Sie nicht frei, Sie müssen zweitausend Taler haben, ehe Sie dieses Haus verlassen können, das weiß ich besser, als Sie es mir sagen oder sagen wollen. Ihre Frau arbeitet mit Hempel und Borchers, Ihnen das Privilegium aus den Händen zu winden; Sie sollen hier verfaulen, so ist das Projekt — also bitte ich nochmals um meine Dimission."

Während diesem Auftritt ließ Herr Grundmann alle Gläubiger des Döbbelin aufs Rathaus rufen, und indem ich mich mit Döbbelin herumstritt, trat ein Ratsdiener in die

Stube und forderte mich zum Herrn Bürgermeister. „Was ist das?“ schrie Döbbelin, „Sie werden auf die Ratsstube gerufen? O Gott, das wußte ich wohl, daß mein Christ aus einer anderen Ursache hier sein würde, als seine Dimission zu nehmen. Sie sind in meinen Angelegenheiten nach Leipzig gekommen! Der Kurfürst wird begierig sein, mich kennen zu lernen, er hat Sie geschickt, die Sache in Ordnung zu bringen; Dank ihm, dem guten gnädigen Fürsten! Auch Ihnen Dank, mein lieber Christ, daß Sie die Sache auf sich nahmen!“

Er wollte weiterreden, aber ich mußte vor den hochedlen Rat. Dort erlegte ich, nachdem ich die Sache mit den Kreditoren in Richtigkeit gebracht hatte, vierhundert Taler bar als Mietzins für das Komödienhaus, welches Döbbelin vom Herrn Koch, Direktor der Berliner Gesellschaft, gemietet hatte. Dieser war aber, während er mit Leipzig noch im Kontrakt stand, gestorben, hatte Schulden hinterlassen, und seine Witwe hatte aus diesem Grunde die Erbschaft nicht in Empfang genommen. Es lag deshalb von seinen Gläubigern ein Verbot auf diesem Gelde, und da dieses Verbot vom Landesherrn erlassen war, konnte es durchaus nicht anders als auf landesherrlichen Befehl gehoben werden.

Döbbelin wurde nun auch hinaufgefordert; er warf sich in Eile geschwind in seine Kleider, das waren ein grüner Rock und Weste mit goldenen Tressen, schwarzsamtne Beinkleider, eine Perücke, weißseidene Strümpfe und — gelbe Pantoffeln, denn in der Geschwindigkeit hatte er auf die Schuhe vergessen. Mit Augen voll Liebe und Dank blickte er mich an, als ihm der Bürgermeister erklärte, daß ich von Dresden hierher geritten, um ihn zu befreien, daß ich alle Creditores durch Zahlung auf Abschlag zur Nachsicht beredet, daß Herr Levi bloß auf mein Zureden und das Versprechen, daß er von Dresden aus gleich solle bezahlt werden, Herrn Döbbelin ziehen lasse und daß ich die an den verstorbenen Herrn Direktor Koch für das Komödienhaus in Leipzig schuldige Miete in vierhundert Talern bar erlegt habe, kurz, daß alles in Ordnung wäre und Herr Döbbelin noch heute

reisen könne, wenn nicht ein Verbot auf diesen vierhundert Talern läge, welches nur durch den Landesfürsten könne behoben werden.

Alle Einwendungen von meiner Seite: cessante causa cessat effectus: da die vierhundert Taler bar erlegt seien, höre ja das Verbot eo ipso auf, galten nichts, und ich mußte die harte Replike verschlucken, das verstünde ich nicht; was der Fürst selbst verboten, müsse der Fürst nach verglichener Sache selbst wieder aufheben, und somit hatten wir unsern Bescheid.

Herr Döbbelin, der vor wenig Minuten vor Freude außer sich war, wollte nun in die Knie sinken und wurde wieder auf die Bürgerstube gebracht. Ich bat den Herrn Bürgermeister, mir zu sagen, was nun zu tun sei, und er gab mir den Rat, sogleich ein Memorial an den Kurfürsten zu machen, worin er um Aufhebung des Verbotes gebeten würde; Döbbelin müsse es unterschreiben und durch eine Staffette nach Dresden schicken. Und so ging ich denn, sagte das alles dem im höchsten Grade betrübten Döbbelin und ermahnte ihn, gleich das Memorial aufzusetzen und mit einer Staffette nach Dresden zu schicken. Da es bald Mittag war, mußte ich fort, denn nur zu gewissen Stunden des Tages darf man die auf der Bürgerstube sitzenden Herren besuchen.

Nachmittag um vier Uhr kam ich wieder, zu sehen, ob er das Memorial fortgeschickt, und zugleich Abschied von ihm zu nehmen; da saß er hinbrütend im Winkel und hatte noch keine Feder angesetzt. Da riß mir die Geduld, und ich sagte ihm alles, was mir meine für ihn gemachte Aufopferung eingab. Herr Grundmann, der mit mir zugleich gekommen war, unterstützte mich, und gleich mußte er das Memorial machen, indessen ich die Staffette besorgte. In einer Stunde war alles getan, und ich nahm auf wenige Tage Abschied. Da beschenkte er mich mit einer Baranjentuchpekesche, wie ein Sultan seinen Minister mit einem Zobelpelz, und vermehrte meine Gage durch eine Zulage von hundert Talern, so daß ich jetzt sechzehn Taler die Woche oder achthundertzweiunddreißig Taler jährlich einnahm.

Der Pelz, den mir Döbbelin schenkte, tat mir unterwegs große Dienste, denn es staubte den ganzen Tag aus den Wolken so fein und naß, daß ich, ob ich gleich noch einen Über- und Unterrock anhatte, doch bis auf die Haut keinen trocknen Faden an mir hatte. Daß ich nicht mehr so rasch zurück wie nach Leipzig geritten bin, versteht sich von selbst, denn ich war der schlechten Witterung wegen sehr marode geworden. Freitags früh acht Uhr verließ ich Leipzig, und Sonnabends sechs Uhr kam ich erst zu Dresden unterm Weißen Tore an.

Sobald ich meinen Namen gesagt hatte, erhielt ich die Weisung, gleich in die Oper zu kommen und Seiner Durchlaucht Rapport abzustatten. Ich brachte nur mein Pferd in den Stall, zog den nassen Pelz aus, und so wie ich war, flog ich ins Opernhaus. Im Eingange begegneten mir Hempel, Borchers und Thering, die fragten mich höhnisch: „Nun, haben Sie den Döbbelin schon?"

„Nein, noch habe ich ihn nicht, aber zu eurem Schrecken wird er kommen!"

Da lachten sie mich aus. Da sie aber sahen, daß ich in meinem schmutzigen Aufzug gerade in die fürstliche Loge eintrat, wurden ihre Gesichter länger, und sie steckten die Köpfe zusammen.

Es war eben Aktus, als ich in die Loge trat. Der Kurfürst stand vor mir und sah mich an, ebenso die Kurfürstin. Ich stattete meinen Bericht ab, allein, da es gegen die Etikette ist, daß der Kurfürst in der Residenz mit einem Bürgerlichen spricht, so beantwortete mir der Directeur des plaisirs, Herr von König, meine Anrede. Er sagte, Seine Durchlaucht haben alles niedergeschlagen, was gegen Döbbelin sein könne, es dürfe kein Superarrest in Leipzig gegen ihn angenommen werden, die deshalb abgefertigte Estaffette werde bereits in Leipzig sein und Döbbelin werde aller Wahrscheinlichkeit nach morgen hier eintreffen. Somit nickte er mit dem Kopfe und sagte: „Es ist gut, lieber Christ."

Ich kann es nicht leugnen, ich hatte doch etwas mehr erwartet. Hätte der Kurfürst nur ein Wort zu mir ge-

sprochen, es würde mich ungemein erhoben haben, aber so —. Ich verließ die fürstliche Loge äußerst niedergeschlagen, mochte mich nicht weiter im Komödienhause herumtreiben, eilte zur Demoiselle Döbbelin, erzählte ihr alles, wie ich in Leipzig zu Werke gegangen, und ging dann nach Hause in die Arme meiner Familie, wo ich sehnlichst erwartet wurde.

Des andern Tages war Sonntag; ich ging, weil ich Döbbelin nicht mitgebracht, aus Scham nicht aus dem Hause, um dem Spott der Herren Antagonisten auszuweichen. Ich wartete den ganzen Tag, und da er abends um neun Uhr noch nicht angekommen war, legte ich mich aus Überdruß zu Bette. Aber um zehn Uhr wurde ich durch den jüngsten Döbbelin wieder herausgeklopft, indem er die Nachricht brachte, daß Papa angekommen und mit mir auf den Hofball gehen wolle, ich sollte unverzüglich kommen. Wie der Blitz fuhr ich aus dem Bette, kleidete mich an und flog zu ihm, dem lang Ersehnten. Schon stand er da in seinem braunen Kleide mit Gold, so, wie er mich damals bei unserem beiderseitigen ersten Sehen in Magdeburg auf der obersten Treppenstufe empfing.

Wir wandelten unverzüglich nach Hof und kamen nahe an die Barriere zu stehen. Döbbelin fiel gleich auf, der Kurfürst trat vor, besah ihn, Döbbelin machte seine Verbeugung und blieb so gebückt stehen, solange Friedrich August ihn ansah. Da lachten Seine Durchlaucht und wandten ihm den Rücken zu; nun erhob sich Herr Döbbelin erst wieder. Da riefen mich Ihro Durchlaucht die Frau Kurfürstin an die Barriere, fragten mich: „Ist das sein Prinzipal?", und da ich es bejahte, war ihre Antwort: „Das ist ein rechter Narr."

Nun wußte ich schon, daß Herr Döbbelin wenig Glück in Dresden haben würde, und verließ ganz verstimmt den Hofball. Am andern Tag waren „Die Werber" von Stephanie. Döbbelin spielte den Kauzer und mißfiel dem durchl. Kurfürsten im höchsten Grade, und da er vollends die Sottise beging, zum Schluß der Komödie an die kurfürstliche Loge



Hofrätin Dolst



Henriette Sengbusch

zu treten und sich in Versen bei Friederich Augusten zu bedanken, hatte er es vollends verschüttet! Die durchlauchtigsten Personen liefen aus der Loge wie aufgescheucht von einem Gespenste, und damit war es auf immer geschehen. Er verlor das Privilegium samt der Gnade des Fürsten und konnte nach einem halben Jahre wieder weiterziehen.

Nun bekam Herr Seyler, der schon in Leipzig vorige Ostermesse Döbbelins Rival war, das Privilegium, doch mit der Bedingung, Christ, Hempel, Thering, Borchers und Madam Jaquemain zu engagieren. Es war allerdings für Seyler, der bereits eine sehr gut eingerichtete Gesellschaft besaß, eine schwere Bedingung, sich seine Lage durch ein Personal von fünf Individuen zu erschweren. Indessen er wußte auch vor der Hand keinen besseren Platz, mußte also in den sauren Apfel beißen.

Wir wurden alle fünf von ihm ins Hotel de Bavière zum Souper geladen. Über Tisch wurde gut pokuliert, beim Dessert rückte Herr Seyler näher und sagte uns auf seine schweizer Manier, daß er eine sehr gut besetzte Gesellschaft habe und auch nicht den geringsten Schauspieler gebrauchen könne, aber da Seine Durchlaucht darauf bestünden, daß er obbenannte vier Herren samt der Dame engagieren müsse, so lege er uns hiermit den Kontrakt zur Unterschrift vor. Mir fuhr diese Anrede in die Nase, ich rannte im Saale herum wie unsinnig, indes meine Kollegen alle unterschrieben.

„Nun, Herr Christ," sagte Seyler, „wollen Sie nicht auch unterschreiben?"

„Nein," schrie ich, „noch will ich bei Ihnen kein Gnadenbrot essen, sagen Sie Seiner Durchlaucht, daß ich zwar diese ausgezeichnete Gnade ganz zu würdigen wisse, daß ich aber dafür dankte; Döbbelin habe mir Brot gegeben, da ich keines hatte, es würde sehr undankbar von mir sein, wenn ich ihn jetzt verließe, da ihn alles verläßt."

„So," sagte Seyler, „soll ich das dem Kurfürsten sagen?"

„Ja, Herr Seyler, ich bitte darum."

Die abtrünnigen Herren lachten mich aus. Seyler sagte

meine Antwort dem Kurfürsten, und dieser weise, vortreffliche Fürst, dessen Herz so heiß, so innig für die Redlichkeit schlägt, antwortete: „Das war brav, ich wollte, die andern hätten auch so gesprochen", und von dieser Zeit an hatte ich mir die Gnade des Landesvaters erworben. Der Hofmaler Müller, welcher beständig um den Herrn war und alles mit angehört hatte, kam gleich zu mir und erfreute mich mit der Nachricht der überströmenden Gnade des Fürsten; ja noch mehr: er sagte mir, daß der Fürst ihm aufgetragen, mit mir zu korrespondieren, daß, wenn ich in der Folge mit Ehren von Döbbelin abkommen könnte, ich wieder nach Sachsen kommen und da mein Brot finden sollte.

4. Berlin

Unter dieser Zeit erhielt Herr Döbbelin, der bis dahin nur das kleine preußische Privilegium hatte, das große preußische, nämlich in Berlin zu spielen, und die vier Herren fingen an, sich hinter den Ohren zu kratzen.

Aber in der Verwirrung über sein Mißfallen in Dresden und den Verlust seines Privilegiums hatte der gute Mann ganz vergessen, was er in Leipzig dem edlen und äußerst rechtlichen Herrn Levi versprochen hatte, und dieser schrieb — noch ehe wir Dresden verließen — daß, wenn nicht mit umgehender Post das Geld in Leipzig eintreffe, er Herrn Döbbelin in der Hauptstadt wolle festsetzen und so lange sitzen lassen, bis er die achthundert Taler, die er ihm schuldig sei, an der Kost zu vier guten Groschen abgesessen habe. In seiner drückenden Not wandte sich Döbbelin wieder an mich und versprach mir, meine Gage künftig auf achtzehn Taler die Woche oder neunhundertsechsunddreißig Taler jährlich zu erhöhen, wenn es mir gelingen würde, Herrn Levi zu beschwichtigen. Die versprochene Zulage war ein Sporn für mich, das Geschäft zu übernehmen, so sauer es mir wurde, und so ritt ich, während die übrige Gesellschaft die Reise nach Berlin über Wittenberg und Potsdam antrat, abermals

nach Leipzig. Es gelang mir auch, den tobenden Herrn Levi zu beschwichtigen, freilich nur dadurch, daß ich ihm meinen Gehalt auf ein ganzes Jahr verpfändete.

In Potsdam sollte ich mich mit den andern Döbbelinianern wieder treffen. Die Gesellschaft sollte hier acht Tage lang spielen, bis Döbbelin selbst die Sache in Berlin würde eingerichtet haben. Ich kam einen ganzen Tag früher dahin als die Herren und Damen und ging auf den Platz, wo die Truppen sich stellen, wollte das Ding auch mit ansehen. Friederich der Einzige kam angesprengt, faßte mich, da ich meinen Hut vor ihm abzog, scharf ins Auge, hielt nur zehn Schritte von mir und schickte einen General an mich, zu fragen, wer ich sei. Ich erschrak nicht wenig, sagte aber meinen Namen und Stand. Als dem König beides rapportiert wurde, gab er mir einen verächtlichen Blick, der mich beinahe zu Boden donnerte, spornte seinen Engländer, als wolle er die Minute, die er mit mir verloren, wieder einbringen, und ritt vors Tor, seine Truppen ein bißchen zu fatigieren.

Einen Tag später kam das Döbbelinische Häufchen, und wir spielten, nachdem das Theater eingerichtet war, in der griechischen Kirche, gerade über der Stelle, wo der Pope lag und sein Grabstein mit seinem Bildnisse zu sehen war. So ändern sich die Dinge in der Welt, im vorigen Seculo trieb hier die griechische Geistlichkeit, hundert Jahre später die Thalia ihr Wesen.

Nur acht Tage spielten wir in Potsdam, dann ging die Reise nach Berlin.

Ich war in keiner kleinen Verlegenheit, denn ich hatte in Leipzig bei meiner letzten Durchreise von einem Kaufmann ein freundschaftliches Geschenk von vier Pfund levantischen Kaffeebohnen bekommen; diese nach Berlin unverzollt zu bringen, hatte ich meine Strümpfe beim Knöchel festgebunden, die Bohnen zwischen Fleisch und Strumpf hineingefüllt, die Strümpfe oben zugebunden und die gewichsten

Stiefel (wie man sie damals trug) darüber gezogen. So fuhr ich in Gottes Namen nach der Residenz.

Als wir in Berlin ankamen, fand sich beim Auskleiden die große Schwierigkeit, daß ich die Stiefel nicht von den Füßen bringen konnte, denn die Kaffeebohnen hatten sich gesackt, und nach allen angewandten nur möglichen Versuchen mußte ich meine guten Stiefel von den Beinen losschneiden. Das war profit tout clair, was ich an der Akzise erspart hatte.

Ich hatte mein Quartier von Herrn Henisch, einem Mitgliede der Kochischen Gesellschaft, gemietet, mit dem ich in Prag bei dem von Brunian zusammen gewesen und der jetzt nach Breslau engagiert war. Es war gerade der erste Osterfeiertag, da ich bei ihm abtrat. Ich fand drei Freunde seines Hauses bei ihm, den Bankier Leveaux, den Herrn Hofmarschall Benovere und den Herrn Baron von Langenthal, welcher letztere, da er noch unverheiratet war, mich, Herrn Henisch und Spengler samt Benovere und Leveaux diesen Abend zu Tische bat. Wir durchlebten den Abend froh bei Baron Langenthal, wurden des andern Tags aber mit unsern Frauen zum Herrn Hofmarschall zum Souper gebeten und den dritten Abend zum Herrn Bankier. Es wurde sardanapalisch geschmauset, Champagner und Burgunder floß, und der Nachtisch war verschwenderisch; von jedem zirkulierenden Teller legte der Nachbar links und rechts eine gefüllte Hand voll auf den Teller, und war dieser voll, so wurde ein zweiter und auch wohl dritter Teller angehäuft und beim Zuhausefahren von dem Bedienten ins Quartier gebracht. Meine Frau ward in wenig Tagen zur Berlinerin umgeschaffen, puderte sich blond, trug kurze Kleider, den Chignon bis an den halben Rücken und Federn auf dem Kopf! Kurz, es war in Berlin ein Herrenleben!

Aber wie es Herrn Seyler in Dresden ging, daß er von der Döbbelinischen Gesellschaft Mitglieder engagieren mußte, die dem Hofe am besten gefielen, so ging es auch Herrn

Döbbelin in Berlin: Um die Herren und Damen der Residenz für sich einzunehmen, mußte auch er ihre Lieblinge beibehalten; dahero wurden Herr Brückner mit seiner Frau und seinem Stiefsohn Herrn Klotsch, Herr Witthöfft mit Frau und braven Tochter und Herr Henke mit seiner Frau und Frauen Schwester, einer Demoiselle Schick, beibehalten.

Auch Herr und Madam Huber samt Demoiselle mußten beibehalten werden, weil ein Herr von Bonin, Leutnant vom Regimente Gensd'armes, dieses Haus protegierte, dieser von Bonin aber im Publikum und zumal beim Militär einen großen Anhang hatte.

Herr Hempel machte gleich Bekanntschaft in diesem Hause, pries dort seine Verdienste auf Kosten der übrigen Gesellschaft, und da Herr Döbbelin lange sich nicht entschließen konnte, diese ganze Familie wegen der einzigen Demoiselle anzunehmen, so entstanden Unzufriedenheiten, und man hörte öfters während der Vorstellung in der Gegend der Loge, wo die Huberische Familie saß, einen lauten Pfiff.

Herr Döbbelin, aufmerksam gemacht, schlich sich eines Abends, da seine Frau eben eine Hauptrolle spielte, an die Türe zu dieser Loge, wo Hubers schon saßen. „Minna von Barnhelm" wurde gegeben, die Minna — Madam Döbbelin — ging ab, ein Pfiff geschah. Herr Döbbelin, schon als Wachtmeister angezogen, riß die Logentür auf und fand — fand Herrn Hempel in der Loge auf der Erde liegend mit einem Pfeifchen im Munde, mit welchem er seine Protektrice Madam Döbbelin zum Danke ausgepfiffen hatte. Ihn erblicken, bei den Haaren zur Loge herausziehen und maulschellieren, war nur ein Moment, ja, er würde zertreten worden sein, wenn die Logenschließer nicht zu seiner Rettung herbeigesprungen wären. Gleich des andern Tags wurde er entlassen und reiste zur Seylerischen Gesellschaft nach Dresden. Auf das Huberische Haus warf diese Geschichte auch eben kein glänzendes Licht, und nur die Interzession der ansehnlichsten Häuser Berlins konnten Herrn Döbbelin dazu bestimmen, die Familie zu engagieren. Er hatte auch nie

Ursache, es zu bereuen, denn Demoiselle Huber, nachherige Madam Gunter und nach Gunters Tode Madam Krebs, war ungemein brav und wurde die Zierde der Döbbelinischen Gesellschaft.

„Emilia Galotti“ kam aufs Repertoire. Ich war im Besitz der Rolle des Marinelli, spielte sie auch gerne, aber man sagte mir, daß Herr Brückner in dieser Rolle exzelliere und das Berliner Publikum ihn hierin vergöttere. Da eilte ich augenblicklich zu ihm und bat ihn, den Marinelli auch jetzt zu übernehmen. Er weigerte sich zwar anfangs, aber ich konnte doch sehen, daß seine Weigerung ihm so wenig ernst war als mir mein Antrag. Ich ließ aber doch nicht nach, ihn zu bitten, bis er ja sagte, und durch diese Aufopferung machte ich mir den großen Teil des Berliner gelehrten Publikums zum Freunde. Denn kaum war diese meine Handlung durch Herrn Brückner bekannt, als des folgenden Tags eine Deputation vorzüglicher Männer zu mir kam, mir für meine edle Handlung (wie sie sich ausdrückten) zu danken, aber sie fügten noch eine Bitte hinzu, die ich ebensowenig abschlagen durfte, ob sie gleich wider die Theaterregeln lief, nämlich eine minder gute Rolle in dem Stücke, den Grafen Appiani, anzunehmen. Ich stutzte zwar anfänglich, aber ich bewilligte ihr Verlangen, und wohl nie ist ein Appiani mit mehr Applaus auf- und abgetreten, als ich den folgenden Abend.

Das muß man den Berlinern nachsagen, dankbar sind sie für jedes größere und kleinere Opfer, das man ihnen bringt, und ebenso wie die Wiener hängen sie an ihren alten Schauspielern, welches man eben nicht von jedem Publikum rühmen kann.

Nicht ganz so glücklich kam ich durch mit dem Major Oflaherty aus dem „Westindier“. Ich war im Besitz dieser Rolle beim Döbbelinischen Theater wie Herr Witthöfft beim Kochischen. Das Stück sollte gegeben werden, und Herr Döbbelin, aus Furcht vor Witthöffts Anhange, ließ ihn, ohne mir ein Wort davon zu sagen, als Oflaherty auf

den Zettel setzen. Ich erfuhr es noch abends vorher, rannte wie unsinnig in die Druckerei, ließ auf meine Verantwortung Witthöffts Namen wegnehmen und meinen dafür hinsetzen, eilte dann zu Herrn Döbbelin und sagte ihm aus Herzensgrunde meine Meinung. Er warnte mich vor Witthöffts großem Anhang in der Berliner Judenschaft, ich aber kehrte mich an alles das nicht, sondern bestand auf meinem Rechte, diese Rolle zu spielen, und wenn der Hals daran stünde, und somit flog ich wieder zur Türe hinaus und nach Hause. Ich erzählte meiner Frau das Geschehene, auch sie fing Feuer, schimpfte auf Döbbelin, auf Witthöfft, auf die Judenschaft, und schrie: „Laß sie nur Kabalen machen, ich gehe ins Parterre, und der erste, der sich rührt, den werfe ich aus der Türe." Und ob sie gleich nur vier Fuß hoch war, so nahm sie es mit dem größten Juden auf, wie die Folge zeigen wird.

Das Stück ging an, ich erschien, und die Juden fingen an mit den Füßen zu scharren. Meine Frau, die mitten unter ihnen saß und hörte, daß sie sich beredeten, mich beim Abgehen auszupochen, stand auf und sagte laut: „Der erste, der pocht, bekommt von mir Ohrfeigen, und dann rufe ich die Wache." Dabei sah sie diese Herren mit grimmig feurigen Augen an und hielt die Hand schlagefertig. Die Herren zischelten sich in die Ohren: „Au way, das ist die Christ'n." „Ja," war die Antwort, „die bin ich, und ich halte Wort, sobald nur einer muckst."

Ja, und Gott weiß es, sie hätte Wort gehalten, wenn es nur einer gewagt hätte, mich zu insultieren. Überdies saßen noch mehr Männer da herum, die mit meinem Spiele zufrieden, auf meiner Frau Seite traten und auch von Unruhestiftern und Wache sprachen. Die Herren Israeliten blieben ruhig, und ich endigte meine Rolle mit allem Beifall.

Eine interessante Bekanntschaft erhielt ich an dem Herrn Hauptmann von Fabian vom Steinkellerischen Regimente. Er war mein Landsmann und war sehr für mich eingenom-

men, so daß ich fast täglich, wo nicht zu Tisch, doch wenigstens zum Besuche um ihn sein mußte, und hatte ich zu spielen, so paßte er auf, und wie ich zum Komödienhause herauskam, packte er mich beim Arm und schob mich in einen Fiaker hinein, wo es dann in eine Auberge ging, in der wir bis nach Mitternacht flott lebten.

Es kam zu der Zeit das Schauspiel „Graf Waltron" zum Vorschein. Der Herr Hauptmann als Freund und Beschützer des Theaters erbot sich, gleich seine ganze Kompanie als Exekutionskommando herzuleihen, und wie oft das Stück auch in der Folge repetiert wurde, obgleich seine Kompanie die Wache traf, bezahlte er für sie die Wache, und seine nun einmal eingelernte Mannschaft mußte die Statisten machen. Bei der ersten Vorstellung dieses Stückes war der Eindruck auf die Berliner Damen so heftig, daß in dem Augenblick, wo ich als Waltron auf den Sandhaufen hinkniete, um erschossen zu werden, zwei Kapitänsfrauen in den Logen und meine eigene Frau in der Kulisse ohnmächtig vom Stuhle fielen.

Das Stück wurde dreizehnmal hintereinander gegeben, und das Haus war das dreizehnte Mal ebenso voll wie bei der ersten Aufführung, welches in Berlin eben kein Wunder ist, wo der Größe wegen alle Tage ein neues Publikum erscheinen kann. Ebenso gaben wir vier Wochen lang einen Tag den „Lügner" von Goldoni, den andern „Jurist und Bauer" und das Ballett „der Mechanikus", „Ariadne auf Naxos" wurde vierunddreißigmal gegeben. Wäre der gute Döbbelin ein Wirt gewesen, Berlin hätte ihn reich gemacht.

Durch Herrn Henke wurde ich in Rost von Stechaus Hause bekannt. Dieser war ein gedienter Offizier, der seinen Abschied genommen hatte und als Witwer lebte. Ein großer Liebhaber von Pferden, denn er hielt deren achtzehn Stück. Er liebte Gesellschaft, sein Tisch bestand täglich aus acht Couverts, also fanden sieben Freunde wechselweise da ihr Diner. Ich war wöchentlich zweimal da und wurde in

diesem Hause fast mit dem ganzen Offizierskorps der Garnison bekannt, durch das ich während meines Aufenthalts in Berlin so manche frohe Stunde genoß.

Alles, was mit dem braven von Stechau bekannt war, mußte reiten können; denn wenn er auf sein Gut Dyrotz fuhr, mußte ihn die ganze Tischgesellschaft den halben Weg begleiten. Die Begleitung war nie unter zwölf Personen. Der Gensd'armes-Stallmeister Menzel, welcher späterhin in den Adelsstand erhoben wurde, führte den Zug an, die gewöhnliche Begleitung waren Kapitän von Wedel, Stallmeister Thallheim, Leutnant von Probst, Herr Henke, Madam Henke, die so brav ritt, als es nur immer ein Mann vermag, — eben diese Henke, welche sowohl in Berlin als auch in Leipzig und Dresden als Schauspielerin rühmlichst bekannt ist, ferner ihre Schwester Demoiselle Schick, nachherige Madam Menzel, noch ein paar Offiziere, deren Namen ich vergessen habe, und ich.

Um fünf Uhr wurde bei Herrn von Stechau kalt und warm gefrühstückt, Kaffee, Glühwein, Schinken und Schnaps, dreiviertel auf sechs Uhr knallte ein Reitknecht mit der Parforcepeitsche, da sprang alles aufs Pferd, von Stechau setzte sich in die Chaise, die mit sechs Rappen bespannt war, mit dem Schlag sechs Uhr flog alles wie besessen zum Brandenburger Tor hinaus, und wer um sieben Uhr nicht in Spandau war, wo wieder gefrühstückt ward, mußte die ganze Zeche bezahlen. Die begeisterten Köpfe ließen es nicht ermangeln, die Sporen den armen Tieren unausgesetzt in die Seiten zu drücken, denn keiner wollte die Zeche bezahlen, wir preschten vor, und da Herr von Stechau — mit Willen oder durch Zufall, obgleich mit sechsen — immer der letzte war, blieb das Bezahlen an ihm.

Von Spandau aus hatten wir noch zweiundeinehalbe Meile bis Kotzen, wo Mittagsbrot eingenommen wurde. Da wurde denn ganz ordentlich geritten, noch ordentlicher gespeiset, aber mehr als ordentlich getrunken. Nach Tische fuhren Seine Herrlichkeit noch vier Meilen nach ihrem Gute,

und wir ritten nach Hause. Unterwegs wurde manövriert, über Gräben gesetzt, eingehauen, kurz alles gemacht, was die Pferde nur aushalten konnten, und alle diese Übungen wurden von Madam Henke sowohl als auch von ihrer Schwester Demoiselle Schick mitgemacht.

In Spandau sowohl wie in Charlottenburg wurde angehalten. Im letzteren Orte wollte mir Freund Menzel einen Streich spielen, ging hinaus in den Stall, zog den Bauchgurt meines Pferdes herauf, daß ich, wenn ich es nicht bemerkt hätte, auf die Schnalle zu sitzen gekommen wäre, löste auch die Stange und Trense auf und hing sie wieder mit baumwollen Garne an das Gebiß. Aus ihrem Köpfezusammenstecken merkte ich Unrat, ging, als ob ich irgendein Bedürfnis befriedigen wollte, hinaus, aber gleich in den Stall. Ein Junge, der die Pferde wartete, lächelte, da ich meinen Fuchs visitierte; ich sah gleich die Schnalle am unrechten Ort sitzen, rückte sie zurechte und drohte dem Jungen, ihn gottlos zu zerknüppeln, wenn er mir nicht sagte, was man sonst noch mit meinem Pferde vorgenommen, im Gegenteil aber sollte er ein gutes Biergeld von mir bekommen. Da zeigte er aufs Gebiß, und ich sah die schöne Bescherung. Ich hieß ihn alles wieder in Ordnung bringen und ging, scheinbar ganz unbefangen, in die Stube zurück.

Nach einer halben Stunde ritten wir fort. Der Weg von Charlottenburg nach Berlin durch den Tiergarten ist sehr breit und sandig; wie wir etwa tausend Schritt aus dem Orte hinaus waren, stellte uns Menzel in ein Glied in Ordnung und sagte: „Wir wollen en ligne attackieren; daß mir aber aufs Kommandowort ‚Halt‘ keiner hervorprescht, sonst setzt's Hiebe!“

Unter Lachen rangierten wir uns. Wäre nun mein Pferd noch im baumwollnen Zustande gewesen, so wäre beim Wort „Halt“ Zaum und Zügel gerissen, mein Gaul hätte Reißaus genommen, ich wäre wahrscheinlich rückwärts vom Pferde gefallen und hätte wohl gar den Hals gebrochen oder wäre, im Steigbügel hängend, geschleift worden.

Das Manöver ging vor sich. Wir trabten, wir galoppierten, wir fielen in Karriere. Das Wort „Halt" ertönte, und mein Fuchs, ein ausrangierter Zietenhusar, stand wie eine Mauer. Die Herren stutzten, die Attacke wurde wiederholt, und beim Kommandowort „Halt" stand mein Gaul wie vorhin. Da ritt Stallmeister Menzel an mich heran und visitierte das Gebiß. Ich ließ ihm aber nicht viel Zeit dazu, sondern hieb ihn gleich mit meiner Spitzgerte übern Buckel und schrie: „Herr General, ich bin kein baumwollner Reiter und pflege jedesmal mein Pferd zu visitieren, bevor ich aufsteige." Da zog sich nun das Gelächter auf meine Seite, und wir ritten vergnügt nach Berlin zurück.

Unter mehreren interessanten Bekanntschaften war auch die der Dichterin Karschin, sie gewann mich lieb und wurde unsere tägliche Hausgesellschaft. Jede neue Rolle von mir besang sie und machte dadurch die Herren Berliner immer mehr aufmerksam auf mich, so daß die bestbekannten Herren Professores Ramler und Engel mir ihre Auszeichnung angedeihen ließen. Es wurde „Cephalus und Prokris" gegeben, und Ramler war mit meiner Darstellung ungemein zufrieden.

Ihre Majestät die Königin, Gemahlin Friederichs des Einzigen, wurde durch den Kapellmeister Herrn Reichardt auf „Ariadne auf Naxos" aufmerksam gemacht; sie konnte sich keinen Begriff machen, wie die Musik ohne Gesang sich mit dem prosaischen Dialog vertragen könne. Obbenannter Herr Kapellmeister veranstaltete also, daß in den Zimmern der Königin ein Gerüst aufgebauet wurde, wo die Hofkapelle sich ausbreiten sowie ich und Demoiselle Döbbelin zum Deklamieren Platz finden konnten. Ihro Majestät die Königin erschien und reichte uns die Hand zum Kusse, Prinz Heinrich mit seiner Familie, Friedrich von Braunschweig samt Familie, kurz der ganze preußische Hof war zugegen, und wir gaben dieses Deklamatorium zur höchsten Befriedigung der Königin, die mir und Demoiselle Döbbelin beim Weggehen

abermals die Hand zum Kusse reichte. Des andern Tages erhielten wir beide ein Geschenk im Gelde, welches unserer Erwartung darum nicht entsprach, weil uns ein Ringelchen oder anderes Bijou auf ewige Zeiten an die gnädigste Herablassung Ihrer Majestät würde erinnert haben, das königliche Geld aber ebenso wie das Geld des Traktaments sich ausgab und uns weiter nichts blieb als die Erinnerung.

Mein Aufenthalt in Berlin ward mir äußerst angenehm gemacht, das Betragen der Herren und Damen war ungemein zuvorkommend. Ja selbst die ersten Männer der Stadt ließen sich herab und distinguierten mich vor vielen. So genoß ich zum Beispiel die hohe Ehre, bei Seiner Exzellenz dem Herrn Minister von Derschau öfters in Stiefeln beim Frühstück zu erscheinen und mit ihm Tabak zu rauchen.

Sehr oft war ich bei Seiner Durchlaucht dem Prinzen Friedrich von Braunschweig. Dieser Herr war außerordentlich human und liebte den Scherz in hohem Grade. Eines Abends, da ich, eben mit dem Tanze fertig, in die Garderobe eilte, die ganz vorne beim Eingang des Hauses war, und wir alle durch einen langen Gang, wodurch sich auch das zuschauende Publikum zum Ausgange drängte, vorgehen mußten, kam mir Prinz Friedrich von Braunschweig mit seiner Gemahlin (die außerordentlich stolz war) nach und hing mir seine Gattin aus Bosheit in den Arm mit den Worten: „Lieber Christ, führen Sie meine Frau in den Wagen.“ Die gute Dame biß sich in die Lippen, gehorchte aber doch und sprach:

„Christs Arm ist mir lieber als mancher andere.“

„Soll wohl soviel heißen, als der meinige!“ rief er mit Lachen uns nach, und ich im Bauerhabit, triefend vor Schweiß, bat die durchlauchtige Prinzeß, mir den Mutwillen ihres Gatten nicht anzurechnen, und so hob ich sie in ihren Wagen.

Prinz Friedrich von Braunschweig hatte eine hohe Schulter und ward vulgo der bucklichte Prinz genannt. Bei Döbbelin war es Gebrauch, daß jeden Abend er selbst oder ein Schauspieler, der frei war, am Ende der Komödie den hohen

Herrschaften aus der Loge bis zum Ausgange des Hauses leuchtete. Es war gerade ein Stück, wo wir alle engagiert waren, und den fürstlichen Personen konnte niemand leuchten als unser Souffleur, Herr Grimm, ein kleines bucklichtes Männchen, welches aber so eitel war, sich jedesmal auch ins Souffleurloch zu schminken, und die Dame, die ihn am Abend der Vorstellung rougierte, konnte vorzüglich auf seine Unterstützung rechnen. Dieser Grimm leuchtete dem Prinzen Friedrich, eben da ich zugleich mit ihm in den langen Gang trat. Der Prinz erblickte mich kaum, als er mir zurief: „Christ, wer ist denn der geschminkte bucklichte Kerl, der mir da leuchtet?"

„Es ist unser Souffleur, Euer Durchlaucht."

„Das ist etwas Schönes, morgen wird man in der ganzen Stadt erzählen, der bucklichte Souffleur hat dem bucklichten Prinzen heimgeleuchtet!"

Unter anderen interessanten Bekanntschaften war die der Demoiselle Enken, der Favorite des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, nachherigen Königs von Preußen mit dem Beinamen des Dicken. Wöchentlich zweimal, nämlich Mittwochs und Sonnabends, war ich mit meinen zwei Kindern, meinem fünfeinhalbjährigen Sohn Anton und meiner achteinhalbjährigen Tochter Maria Anna bei ihr zum Souper. Der Kronprinz unterhielt sich da sehr viel mit meinen Kindern, die durch ihr auffallend gutes Spiel damals in Berlin Epoche machten. Mein Sohn mußte ihm Stellen aus dem Nachspiele „Herzog Michel" vordeklamieren oder aus dem Stück von Müller: „Präsentiert's Gewehr!", ingleichen auch meine Tochter, und der Prinz vertändelte manchen Abend eine Stunde mit meinen Kindern.

Einst feierte Prinz Friedrich von Braunschweig das Geburtsfest Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Er selbst, der Prinz Friedrich, hatte „Ariadne auf Naxos" ins Französische übersetzt, dazu wurde ein allegorisches Ballett gegeben, worin mein Sohn als Genie tanzte. Kurz vorher hatte ihm Friedrich Wilhelm ein rotschar-

lachnes Kleid nebst blauatlasner Weste und Beinkleidern, alles mit Gold verbrämt (wie es Anno 1776 noch Mode war), machen lassen. Mit diesem Kleide wurde er nach der Komödie an die Tafel gezogen; er kam zwischen Friedrich von Braunschweig und den Prinzen von Koburg, der damals beim Friedrichschen Regimente noch Hauptmann war, zu sitzen. Prinz Koburg neckte ihn immer, endlich wurde es mein Sohn überdrüssig und stieß ihn mit den Worten: „Ei lassen Sie mich doch zufrieden", mit dem Ellbogen in die Rippen.

Prinz Friedrich, der das sah, rief ihm zu: „Junge, sei nicht so grob, weißt du denn, wer das ist?"

„O ja," war die Antwort, „es ist ein Offizier von Ihrem Regimente!"

„Das ist schon wahr," sagte der Prinz, „aber es ist Prinz von Koburg."

„Wer sind Sie?" sagte mein Sohn mit Lachen, „Prinz Kobold sind Sie?"

Alles fing hellaut an zu lachen, Prinz Heinrich, der nicht viel Deutsch verstand, ließ sich die Ursache des Gelächters verdolmetschen, fing dann außerordentlich an selbst zu lachen, ließ den Knaben zu sich kommen, nahm und behielt ihn das ganze Souper über auf dem Schoß, pfropfte ihm alle Taschen voll mit Zuckerwaren, so daß das neue Kleid voll Flecken ward, küßte ihn dann und ließ ihm Freiheit, herumzuspringen. Des andern Tags schickte er ihm eine silberne, inwendig vergoldete Terrine mit vergoldetem Löffel und sechs Friedrichsdor.

Um diese Zeit erschien Brockmann und machte mit seinem Hamlet ungemein viele Sensation; es ist wahr, so wie er ihn gab, sah ich ihn nachher nicht wieder. Zugegeben, daß der erste Eindruck viel dazu beitrug, aber Brockmann hatte Eigenheiten hineingelegt, die ich bei jedem anderen vermißte, und gottlob!, ich habe der Hamlete so viele gesehen, von unserem großen Hamburger Schröder bis zu Thaliens Schuh-

putzer, Herrn Jonassohn, herab, ich sah Reineken, Opitz, Eckardt genannt Koch, Lambrecht, Zimdar, Haffner, Porsch und noch mehrere, aber lauter Kopien, die Brockmann entweder gesehen oder von ihm gehört und sein Spiel sich hatten auseinandersetzen lassen; auch nehme ich mich selbst nicht aus, denn ich war ganz Kopie, da ich ihn in Berlin so oft zu sehen Gelegenheit hatte.

Herr Döbbelin ließ mich im Stücke frei, weil mir die Rolle reserviert wurde.

Auch spielte Brockmann den Beaumarchais, ich war Clavigo, wir gaben das Stück in spanischem Kostüm. Im letzten Akt, wo er mich erstach, verwickelte sich mein rechter Arm, indem ich den Degen ziehen wollte, in meinem Mantel, ich konnte ihn nicht ziehen, brachte ihn nur bis an die Brust mit dem Gefäße, Brockmann stieß aus voller Kraft und fuhr mir mit dem Rapierdegen unter dem Gelenke einen Zoll tief in den Arm, daß das Blut mit aller Gewalt herabströmte. Die Herren Berliner, welche glaubten, die Sache wäre so künstlich vorbereitet, applaudierten sehr, aber ein Feldscherer, der zugegen war, sah das besser, kam gleich, wie die Gardine fiel, aufs Theater, heftete mir das Fleisch wieder an und verband mich.

Über den zweiten Tag war Clavigo wieder. Obschon ich den Arm in der Binde tragen mußte — denn die Wunde schmerzte mich sehr — bat mich doch Herr Döbbelin, der guten Einnahme wegen ihm dieses Opfer zu bringen. Ich ließ mich dazu bereden und spielte die ganze Rolle nur mit einem Arme. Bei derselben Szene aber im fünften Akt, wo wir handgemein wurden, riß mich mein natürliches Feuer hin, ich vergaß meine Wunde, die kranke Hand fuhr nach dem Degen, — der Mantel umschlang wie das vorigemal meinen Arm, Brockmann stieß wie das erstemal wieder auf denselben Fleck der schon verwundeten Hand, und ich sank vom Schmerze betäubt zu Boden. Für diese Gefälligkeit gegen Herrn Döbbelin mußten ich und er sechs Wochen lang

büßen, denn solange konnte ich den Arm nicht gebrauchen und folglich das Theater nicht betreten.

Nach Brockmanns Abreise von Berlin hatte Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm Langeweile in Potsdam und wünschte, daß Herr Döbbelin mit seiner Gesellschaft hinüberkommen und vier oder sechs Wochen da spielen möchte. Der Wunsch des Prinzen war dem Herrn Direktor Befehl. Es wurden gleich alle Anstalten getroffen, Garderobe und Dekorationen in Kisten gepackt und auf die Spree in Kähne geschafft; die Gesellschaft erhielt Order, sich des folgenden Tags reisefertig zu halten, ich aber hatte die Ehre, mit Herrn Döbbelin und Demoiselle Tochter noch abends vorher in der Kutsche mit vier Pferden nach dem Ort unserer Bestimmung zu fliehen.

Es war schon abends acht Uhr, wie wir ins Tor kamen. Auf Befragen, wer wir seien, fiel die Antwort:

„Ich bin der Direktor Döbbelin, komme auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, hier in Potsdam vier oder sechs Wochen Komödie zu spielen.“

Der wachthabende Offizier schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Herr Direktor, der Rapport kommt an den König, nicht an den Kronprinzen.“

„Schon gut, ich komme auf Befehl.“

„Wie Sie meinen. Passiert!“

Wir fuhren rasch in den ersten Gasthof und wurden äußerst wohl aufgenommen. Eben wollten wir uns zu Tische setzen, es war abends nach neun Uhr, als ein Sergeant des ersten Bataillons der Garde in die Stube trat und mit einer Baßstimme anfing:

„Auf Befehl Ihrer Majestät des Königs soll Herr Döbbelin morgen früh um sieben Uhr mit seiner ganzen Banda Potsdam verlassen, und wer sich davon um acht Uhr noch in der Stadt treffen läßt, wird arretiert und nach Spandau gebracht.“

„Aber mein Gott," sagte Döbbelin, „der Kronprinz hat befohlen —."

„Der Kronprinz hat Arrest und hat hier nichts zu befehlen, hier befiehlt der König allein!" und so machte er linksum, und wir saßen mit langen Gesichtern in Ungewißheit, ob wir wachten oder träumten.

Was half es, Königs Befehl mußte streng befolgt werden. Die Postpferde wurden auf den andern Morgen bestellt, und Glock sieben standen wir schon wieder an dem Tore und meldeten uns bei demselben Offizier, der gestern abend den Rapport mit Lächeln geschrieben hatte; er sagte: „Das hätte ich Ihnen gestern schon sagen können, daß es so kommen würde, denn hier hat der Prinz nichts zu befehlen. Glückliche Reise!" und somit waren wir abgefertigt.

Eine halbe Stunde außer Potsdam begegnete uns der erste Wagen mit neun Personen. Schon von ferne riefen wir ihnen zu: „Retour, retour!" Sie wollten uns nicht glauben, denn es war fast nicht zu glauben, aber es war darum doch wahr. Die Herren, an ihrer Ehre angegriffen, sagten: Da wir Potsdam so nahe sind, wollen wir auch da essen, und das kann uns doch kein Teufel wehren! Sie fuhren fort, kamen unter das Tor und wurden, da sie gesagt, wer sie wären, gar nicht in die Stadt gelassen. Der Postillion fuhr allein in die Stadt, um seine Pferde zu restaurieren; nach zwei Stunden kam er wieder und packte die Herren und Damen auf, die unterdessen auf dem Felde lagen und biwakierten.

Den zweiten und dritten Wagen trafen wir auf der Postierung und ließen sie gleich wieder umwenden.

Traurig und mit längeren Gesichtern als wir ausreisten, zogen wir in Berlin wieder ein, von Döbbelins Feinden ausgelacht, von unseren Gönnern bedauert. Viele Spottgedichte wurden auf diese fehlgeschlagene Spekulation gemacht, sie waren alle erbärmlich, das schlechteste darunter fing so an:

Döbbelin, der große theatralische Held,
Reiste nach Potsdam und schnappte nach Geld,
Bepackte die Wagen voll Menschen und Kleider,
War stolz wie ein König, sah aus wie ein Schneider.

Döbbelins Herzensgüte spielte ihm manchen Streich, den mutwillige junge Offiziere ausdachten und ausführten. Des Winters, abends, wenn das Wetter zu unfreundlich war und er, der auf der Behrenstraße wohnte, es zu beschwerlich fand, bis auf den Dönhoffischen Platz zu seinem Freunde, dem Herrn Inspektor Lademus, zu gehen, ging er unter die Linden in die Auberge Stadt Rom, wo er ebenfalls Gesellschaft fand, ein leidliches Kommerzspielchen zu machen. Ein Herr von Schwerin, Leutnant vom Regimente Gensd'armes, sah ihn von weitem kommen und machte mit Herrn von Bonin, eben des Regiments Leutnant, eine Wette, er wolle den guten Döbbelin bereden, mit ihm fünfzig Stück Austern und eine Bouteille Burgunder en moitié holen zu lassen, Döbbelin aber solle nur drei Stück Austern und höchstens ein Glas Wein auf seinen Part bekommen.

Die Wette wurde geschlossen und Döbbelin trat ein. Von Schwerin fing an über kalte Witterung zu klagen, und nach mehrmaligem Händereiben sprach er zu Döbbelin: „Haben Sie nicht Lust, mit mir eine Bouteille Bourgogner zu trinken? eine ganze ist mir zu viel, aber eine halbe nehme ich wohl über mich."

„Bah, mein Herr Leutnant, ich bin dabei —"

„Und auch fünfzig Stück Austern?"

„O ja, warum nicht?"

Der Marqueur wurde gerufen und zum Italiener geschickt.

Nun wurde von gleichgültigen Dingen gesprochen, bis Herr von Schwerin den Garçon mit den Austern kommen sah. Da leitete er das Gespräch auf die französische Komödie.

„Nicht wahr, Herr Direktor," sprach er, „Sie haben auch in französischer Sprache gespielt?"

„O ja, das habe ich und weiß noch ein paar Monologe auswendig."

Nun wurde er gebeten, ihnen eine Probe zu geben. Dies war Döbbelins Steckenpferd, er fing an zu deklamieren, von Schwerin aber zu essen. Nach dem ersten Monolog wurde er zum zweiten veranlaßt und das so lange, bis siebenundvierzig Stück Austern und ohngefähr acht Gläser Wein verschlungen waren. Da rief von Bonin: „Hören Sie auf, Herr Direktor, sonst wird Wein und Austern alle, und Sie müssen hungern und dürsten oder frische Provision besorgen lassen." Döbbelin sah zwar, daß er beluchst war, machte aber selbst Spaß daraus und fand sich dadurch belohnt, daß man sein französisches Spiel en extase lobte.

Schon in Leipzig mißbrauchte man den braven Mann auf eine schändliche Art, und dies war die Ursache seiner vielen Schulden, die beinahe seine ganze häusliche Glückseligkeit zerstörten. Auf dem höchst berühmten Richterischen Kaffeehause pflegte er alle Abende sein Spielchen zu machen. Er konnte sich nie in die Karte sehen lassen, wie es mehrere Menschen nicht gut vertragen mögen, daß man ihnen über die Schulter guckt. Folglich setzte er sich mit dem Rücken immer an die Wand, und dies war es gerade, was seine unredlichen Mitspieler wünschten, denn die Wände auf dem Richterischen Kaffeehause hatten Spiegel von oben bis unten. Döbbelin war etwas kurzsehend, mußte also die Arme mit den Karten etwas hochheben, so daß seine miteinander wohl einverstandenen Mitspieler rechts und links jedes Blatt im Spiegel lesen konnten, welches der keinen Betrug ahnende redliche Mann in seiner Hand hatte. So schändlich wurde der gute Döbbelin um das Seinige gebracht; viele brave Bürger (zur Ehre Leipzigs gesprochen) spuckten aus und wandten diesen Spielern den Rücken, mehrere lachten seiner Dummheit, aber keiner warnte ihn.

Es war in Berlin Gebrauch, daß am Neuenjahrsabend jedesmal ein Schauspieler oder Schauspielerin dem verehrten Publikum einen Neujahrswunsch vom Theater herabsagte. Dieses Mal traf es mich. Der Dichter Schink erbot sich, mir eine Rede zu dichten. Allein ich dankte, denn ich hatte noch eine vom Schauspieler, Dichter und Maler Herrn Reiling verfertigte, die mir die berühmte Dichterin Karschin für Berlin zuschnitt, und diese trug ich den Herren und Damen am letzten Abend des 1775. Jahres, wie folgt, vor:

Ein Teil von unsrer Zeit, die sich in Jahre teilt,
Ist abermals dem Kreis Saturnens zugeeilt.
Nur wenig Stunden noch, so wird ihr Lauf sich schließen
Und unbemerkt ins Meer der Ewigkeit ergießen.
So wie Dianens Licht umwölkt zur Ruhe sinkt,
Erst an der Berge Rand in voller Größe blinkt,
Dann langsam niedergeht, sich nach und nach verstecket,
Bis seinen letzten Punkt ein Augenblick bedecket,
Indem von Osten her der junge Tag sich zeigt,
Der stolz dem Niedergang aufs neu entgegensteigt —
So wechseln Jahr um Jahr, so eilet Stund auf Stunde,
Und jedes Säkulum beschließet die Sekunde.

Schon lange ist der Tag ein Tag der Dankbarkeit,
Wenn uns der Sonne Lauf ein neues Jahr verleiht.
Die Vorwelt wünschte schon bei Opfern, Dank und Flehen
Einander diesen Tag ein neues Wohlergehen,
Und diese schöne Pflicht erhält noch ihre Kraft
Von jenen Vätern her bis in die Enkelschaft
Und nach uns — doch wer wird der Nachkunft Feste denken!
Ich will dem heutigen nur meinen Glückwunsch schenken.

Thron Friedrichs, Heldensitz, gegründet auf Trophäen,
Die mit der Welten Bau dereinst nur untergehen,
Bleib' bis zur letzten Zeit der Menschenliebe Thron,
Und immer herrsch' auf dir ein Friedrich Wilhelms Sohn.

Erhabner Adel! Dir dankt mit entzückter Miene
Die Döbbelinische durch dich geehrte Bühne
Für alles Lob, das wir oft unverdient erlangt,
Für alles Glück, womit der hies'ge Schauplatz prangt.
Wir denken tiefgerührt an die verflossnen Stunden,
In welchen unser Spiel bei dir Gehör gefunden.
Der Vorhang rollte nie bei uns so schön herab,
Als wenn dein Beifall uns der Nachsicht Zeichen gab.
O, laß uns ferner noch dies hohe Glück genießen,
Laß uns noch manches Stück dir weihn und froh beschließen!

Ihr Kriegsgotts Söhne, ihr verehrte Offiziers!
Auch euch ergötzt dies Haus, auch euch verdanken wir's,
Daß ihr in Frieden hier die kleinen Rollen preiset,
In welchen unsre Kunst Fleiß und Talent beweiset.
Euch, die ihr in der Schlacht die Heldenrollen spielt,
Euch dankt Melpomene, daß ihr so zärtlich fühlt
Und manche Träne weint, wenn hier Elfriede sinket,
Dort Julie den Trank für den Romeo trinket.
Und weil ihr bei dem Spiel Thaliens oft gelacht,
So wird Euch jetzt durch mich ihr Kompliment gemacht.
Sie wünscht, der Ölzweig soll um eure Waffen grünen,
Damit sie lange noch kann euer Lob verdienen.

Parterre! geneigte Schar von Freunden unsrer Kunst,
Auch euch empfehl' ich uns aufs neue eurer Gunst.
Bleibt stets uns zugetan und gebt uns das Vergnügen,
Noch oft von euch das Lob für unsern Fleiß zu kriegen.
Laßt, wollt ihr uns recht wohl mit euch zufrieden sehen,
Die Bänke nicht so leer, als wie bisher geschehen.
Nehmt hübsch die Liebsten mit, so machen Fünfzig Hundert,
Wir sehn uns gar zu gern von mehreren bewundert.
Je stärker ihr erscheint, je mehr ihr uns besucht,
Je mehr erfreuet uns der Lohn, der Mühe Frucht.

Auch dir, Orchester! dir, euch Herren Musikanten
Wünsch ich ein neues Jahr als halben Kunstverwandten.

Erzürnt euch nicht, wenn ihr oft lange warten müßt,
Und wenn von Akt zu Akt ein wenig Zeit verfließt.
Die Schuld liegt nicht an uns, mehr an den Maschinisten;
Bald sind wir im Palast, bald wieder in den Wüsten,
Bald wieder auf der See, bedenkt, wie weit gereiset wird,
Indem ihr uns bald da, bald dorthin musiziert.
Noch eins! Seid mir geneigt, wenn ich im Schauspiel singe,
Gebt hübsch dem Tone nach, den ich zu Ohren bringe.
Und sing ich etwa links, so zeigt nicht rechter Hand.
Jedoch, was red' ich viel, wir sind ja lang bekannt!

Nun kommt der letzte Platz! Ihr Jungfraun, Herrn und Freunde,
Die unser Zauberkreis so zahlreich hier vereinte,
Die ihr so gerne seht, wenn uns der Teufel holt,
Sprecht künftig fleißig zu und wünscht euch, was ihr wollt.
Ich weiß es zum voraus, was sich die Jungfern wünschen,
Ich weiß es zum voraus, was Mann und Frau sich wünschen.
Die Jungfrau wünscht, sich bald als eine Braut zu sehn.
Nun, wenn ihr fleißig kommt, so soll's dies Jahr geschehn.
Der Mann wünscht sich Geduld, die Frau sich gute Tage.
Des Jünglings Wünschen hält dem Jungfernwunsch die Wage.
Dies alles, wenn mein Wort das gute Glück erhört,
Sei jedem ganz gewiß, und werde bald gewährt.

Noch eins an die Kritik, eh' ich mein Plaudern ende,
Die ich zwar unbemerkt vorübergehen könnte.
Du allzu strenges Recht, das uns Gesetze gibt,
Die keine Bühne noch auf Erden ausgeübt,
Sei milde gegen uns, sei gütig unsern Proben
Und tadle das nicht gleich, was andre klatschend loben.
Dein Tadel bessert nicht; der Spruch von harten Richtern,
Der beuget nur den Geist und macht die Seele schüchtern.
Die Tadelkunst ist leicht, die Schauspielkunst ist schwer,
Und wo lebt wohl ein Mensch, der ganz vollkommen wär'?
Wir sind ein Bild der Welt, die Welt hat ihre Fehler.
Wo hohe Berge sind, da sind auch tiefe Täler.

Das Urteil des Geschmacks ist niemals einerlei,
Drei loben oft ein Stück, da tadeln's wieder drei.
Der Philosoph sieht gern den Cato standhaft sterben,
Sokrat und Seneca kann sich sein Lob erwerben.
Der Freund des freien Staats liebt den Timoleon,
Und wer wie Brutus denkt, straft und beweint den Sohn.
Pamela rührt ein Herz voll Unschuld und voll Liebe,
Des Codrus Tod bewegt des Menschenfreundes Triebe,
Der Stolze sieht mit Lust den Stolz des Essex an,
Er lacht, wenn Ulfons Wut dem König trotzen kann,
Da gegenteils ein Mann, der seinen Fürsten ehret,
Die Treue Godewins nicht ohne Rührung höret.
Ein mitleidvolles Herz beklagt den Ödipus,
Dem, der beständig liebt, gefällt Demetrius.
Und dem getreuen Freund, dem wird vor andern allen
Orest und Pylades, dies seltne Paar, gefallen.

Auf Frankreichs Bühne hat ein jeder seinen Teil.
Wer diese Rolle spielt, ist nicht um jene feil.
Der König bis zum Knecht bleibt jeder bei dem Seinen,
Und wer den Alten spielt, darf niemals jung erscheinen.
So geht's in Welschland auch. Der macht den Arlekin,
Der seinen Pantalon, ein andrer den Scapin.
Die Dame sieht man nie im Rock der Colombine,
Und diese wieder nicht auf eines Thrones Bühne.
Der Philosoph, der Narr, der Stutzer, der Lakai
Ist seinem Charakter, sonst keiner Rolle treu.
Ein Garrick, Londons Stolz, der Halbgott brit'scher Szenen,
Erpresset vom Mylord und von dem Volke Tränen,
Ist groß im Trauerspiel und würde klein, wenn er
Solch ein Chamäleon wie unsereiner wär'!

Wir armen Deutschen nur, wir sollen alles können,
Die wir uns heute so und morgen anders nennen.
Der, den man heut mit Lob und Klatschen überhäuft,
Hört morgen voller Angst, wie sein Mäcenas pfeift.

O! seht die Mühe ein, die ihr so streng uns richtet!
Ihr, bleibt uns zugetan, die ihr zum Dank verpflichtet.
Trifft meine Sehnsucht ein, so wird, was nie geschehn,
Der Tadler uns so gern als wie der Gönner sehn.
So wird das Vorurteil der Alleswisser schweigen,
Und mancher, der uns höhnt, nicht seine Schwäche zeigen.
So wirst du, Brennus' Stadt, germanisches Athen,
Die Bühne Döbbelins von Jahr zu Jahr erhöhn!

Doch, Gönner, meine Zeit zum Sprechen ist verflogen,
In meiner Rede war kein einzig Wort gelogen.
Die Wahrheit sprach aus mir, die rein und heilig ist
Und meine Dankbarkeit, die eure Hände küßt.

NB. Das vorhergehende Stück war „Der Lügner" von Goldoni, worin ich den Lügner spielte.

Meine Existenz in Berlin gehört unter die vorzüglichsten Tage meines Lebens. Geehrt in meinem Stande, geachtet in meinem bürgerlichen Stande, in den ersten Zirkeln gerne gesehen, glücklich in meinen Kindern, was blieb mir weiter zu wünschen übrig? Mein Sohn Anton war in so hohem Grade geliebt, daß, wenn er in einem Nachspiele zu tun hatte, er jedesmal im Vorstück in die fürstliche Loge gerufen wurde und zwischen der Prinzeß von Preußen, Mutter des nachherigen Königs Friedrich Wilhelm, und der Kronprinzeß, Gattin Seiner Königlichen Hoheit Friedrich Wilhelms, und der Prinzeß erster Ehe sitzen mußte, — eine vorzügliche Gnade, die er einzig seinem so seltenen Verdienste zu danken hatte.

Um diese Zeit erhielt ich einen Brief vom Herrn Schröder aus Hamburg, worin er mir an Brockmanns Stelle, welcher Hamburg verließ, Engagement anbot. Ich hatte keine Ursache, mit Herrn Döbbelin unzufrieden zu sein, und war schon willens, Herrn Schröder abzuschreiben, als sich ein Zufall ereignete, der meiner Lebensgeschichte eine andere Richtung gab.

An einem Abend in der Garderobe kam der Schauspieler Herr Henke — er mochte in einer fröhlichen Gesellschaft gewesen sein — mit Herrn Döbbelin in einen Wortwechsel und behielt dabei, eben weil er etwas illuminiert war, den Hut auf dem Kopfe. Dies nahm Herr Döbbelin, der überhaupt ein Mann von Welt war, wie natürlich, sehr übel, welches denn auch vom Herrn Henke sehr unmanierlich war, denn wenn wir selbst vor uns und unsern Damen keine Achtung mehr haben, wird selbe beim Publikum auch bald unterbleiben. Herr Döbbelin sprach: „Herr, wenn Sie auch vor mir Ihren Deckel nicht abnehmen wollen, indem Sie mit mir sprechen, so haben Sie doch wenigstens vor den hier anwesenden Herren und Damen so viel Respekt und erscheinen in der Garderobe so, wie es einem gesitteten Manne zukommt, und nehmen Ihren Hut ab!"

Henke stutzte einen Augenblick, dann antwortete er im Geiste eines Benebelten: „O ja, nicht nur den Hut, sondern auch die Perücke," und mit diesen Worten legte er Hut und Perücke vor Döbbelin auf den Tisch. Dieses äußerst unmanierliche Benehmen brachte Herrn Döbbelin dergestalt auf, daß er schon auf ihn zufahren und ihn packen wollte. Er besann sich aber noch und verließ die Garderobe mit diesen Worten: „Sie sind ein ungeschliffener Trunkenbold. Morgen, wenn Sie Ihren Rausch ausgeschlafen haben, sprechen wir mehr davon." Henke wütete, und wir hatten alle an ihn zu halten, daß er ihm nicht nachlief und beide handgemeng wurden.

Den Tag darauf war Gagentag. Nach zehn Uhr kam Henke zu mir und meldete mir, daß Herr Döbbelin ihn samt seiner Frau und Schwägerin Demoiselle Schick abgedankt habe. Mir war dies nicht gleichgültig, denn meine Frau und Madam Henke waren intime Freundinnen und ich und Herr Henke waren fast täglich bei Herrn von Stechau zusammen. Ich sah freilich ein, daß das Unrecht auf Henkes Seite war, und erbot mich, den Vermittler zu machen, welches aber Henke durchaus nicht annahm. Warum nicht, wollte

er mir nicht sagen. Ich erfuhr es leider erst nach zwölf Jahren bei meiner Durchreise durch Berlin, wo ich Herrn Döbbelin besuchte: nicht Döbbelin hatte ihm, sondern er hatte Döbbelin aufgesagt.

Es war Freitag; Sonnabend erhielt ich eine Einladung auf Sonntag Mittag zu Herrn von Stechau. Eine solche Einladung war mir nichts Neues, ich hoffte, wie gewöhnlich, fünf oder sechs gute Bekannte zu treffen, wurde aber gleich bei meiner Ankunft ins große Zimmer gewiesen, wo ich nebst dem Hauswirt von Stechau den Herrn Baron von Langenthal, den Herrn Hofmarschall von Benovere, den Bankier Leveaux, den Herrn Hauptmann von Wedel, den Herrn Leutnant von Probst, den Herrn Stallmeister Thallheim und Stallmeister Menzel nebst Herrn Henke vorfand; noch nach mir fanden sich ein die beiden Gebrüder Herren von Kleist von den Gens d'armes, Leutnant von Caprivi vom Regiment Prinz Friedrich und andere mehr.

Wir gingen bald zu Tische, und die erste Gesundheit, die ausgebracht wurde, hieß: „Es leben alle braven und rechtlichen Männer!" Die Gesundheiten nahmen kein Ende. Ich trank wohl, aber nicht jedesmal ein ganzes Glas wie die übrige Gesellschaft. Da dies der pommerische Bediente des von Stechau merkte, enkouragierte er mich mit den Worten: „Trünken Sie, trünken Sie! Herr sieht et gerne." Da ich ihn aber versicherte, daß ich nicht viel vertragen könne, lachte er, wies auf meine Nase, welche immer etwas rot war, und sagte: „Det is man nur Spaß, man sieht et ja wohl!"

Darauf entstand ein heilloses Gelächter. Da dieser Leibpommer merkte, daß er die Gesellschaft mit seinem Witz unterhielt, spann er ihn weiter: „Gnädiger Herr, geben Sie ihn mich in die Kloppe, ich will ihn wohl kuranzen, he soll soppen oder die Krepanze kreyn." Natürlich lachte man noch mehr; da aber von Stechau sah, daß ich empfindlich ward, hieß er ihn schweigen und seinen Witz in den Stall versparen.

Nun wurde von Henkens Entlassung gesprochen. Von

Stechau meinte, Döbbelin wäre nicht wert, daß ein rechtlicher Mann bei ihm bliebe. So brave Mitglieder abzudanken, hieße das Publikum malträtieren, so würde es Döbbelin noch mit allen machen, die von Kochs Gesellschaft zu seiner getreten, die Berliner würden wohl hernach mit Herrn Pessel und Busterich (zwei Anfängern, welche wenig versprachen) vorlieb nehmen müssen. Kurz es wurden alle, welche noch ferner bei diesem unwürdigen Manne bleiben würden, als unredliche und zur Faktion gehörige, des Berliner Theaters unwürdige Menschen erklärt. Man fiel über mich her mit Trinken und Zureden, daß ich endlich, vom Wein und Gelärm betäubt, mir mein Wort entreißen ließ, über acht Tage selbst aufzukündigen. Die Elogen, die man mir hierüber machte, das Gelärm und der Wein nahmen mir alle Kraft des Denkens, ich gab Hand und Wort, den braven Döbbelin zu verlassen, und so wurde der Mittag unter lautem Jubel beschlossen.

Des andern Tags aber, da der Weingeist aus dem Kopfe verdunstet war, tat es mir leid, mein Wort zu einer unbilligen Sache gegeben zu haben, und die Reue folgte bald auf die Tat. Ich rekapitulierte mit mir, was ich alles dem guten Döbbelin zu verdanken hatte, und machte mir selbst die gräßlichsten Vorwürfe. Aber alle Reflexionen halfen nichts, ich hatte einmal mein Wort gegeben, und als Sklave desselben mußte ich B sagen, da ich bereits A gesagt hatte.

Der Freitag erschien, und unter Herzklopfen ging ich, meine Gage zu holen. Nach Empfang derselben dankte ich Döbbelin für seine Liebe, die er mir durch fünf Jahre auf mancherlei Weise erzeigt, mit dem Beifügen, ich wolle mein Glück weiter versuchen, die Herren Berliner fingen an, gegen mich lauer zu werden, und was ich denn noch alles vorbrachte. Döbbelin sah mich starr an, ohne ein Wort zu sprechen, endlich brach er das Stillschweigen. „Herr Christ, überlegen Sie wohl, was Sie tun, Sie sind aufgehetzt. Heute nehme ich Ihre Aufkündigung nicht an; wiederholen Sie mir aber über acht Tage das nämliche, nachdem ich Ihnen eine

ganze Woche zur Überlegung Zeit gegeben, dann schreibe ich es nieder, und Sie reisen zu Weihnachten mit Gott und meinen besten Wünschen, aber bei mir bekommen Sie dann, solange die Welt steht, kein Engagement mehr."

Da ich von Hamburg einen Engagementsbrief in der Tasche hatte, konnte ich mich über das Unglück trösten, bei Herrn Döbbelin niemals wieder engagiert zu werden. Mein Leichtsinn erlaubte mir, nicht weiter über alles dies nachzudenken, aber die Strafe kam, wie der Erfolg zeigen wird, auf dem Fuße nach. Von Herrn Döbbelin weg eilte ich schnurgerade zu Herrn von Stechau und erhielt ob dieser, wie er sich ausdrückte, männlichen Handlung vieles Lob.

Mein Abgang war den Herren Berlinern nicht gleichgültig, auch der Herr Direktor empfand diesen Fall stärker, als er sich merken ließ. Den folgenden Freitag, beim Empfang der Gage, sprach er nochmals väterlich mit mir mit dem Beisatz: „Herr Christ, bedenken Sie, was Sie tun, lernen Sie diese Freunde nur erst kennen und nehmen Sie die Wahrheitsregel mit: Ein Stein, den man immer wälzt, berast sich nie." Ach, er hatte nur zu wahr gesprochen, und früher, als ich es glaubte, war ich davon überzeugt.

Mein Abgang, so sehr er dem Stechauischen Hause und dessen Freunden gefiel, zog mir doch viele Kälte bei einem großen Teil des übrigen feindenkenden Publikums zu, und ich fühlte es sehr, daß auch Döbbelin seine Freunde hatte und Berlin es mir recht anschaulich machte, daß es mit meinem Benehmen höchst unzufrieden sei. Allein was konnte ich tun? Der erste Schritt war bereits getan, und zurück konnte ich nicht mehr.

Mein Sohn spielte noch wenige Tage vor meiner Abreise und nahm mit folgenden Versen vom Berliner Publikum Abschied:

Ein Abschied. O, wie ist der schwer!
Bang hör' ich jetzt die letzte Stunde schlagen,
Ich soll mein Lebewohl euch sagen?
Ach, trüb ist alles um mich her.

Ihr saht mich gern, saht meinen Fehlern nach,
Nahmt für die Tat den guten Willen,
Und ich soll fort? Seht Gönner, Tränen füllen
Mein Aug'. Lebt wohl, nehmt dieses bange Ach!

Und wenn als Colas ich, als Edelknabe,
Euch je, ihr Herrn, gefallen habe,
Vergeßt mich nicht, denkt an den kleinen Christ,
Der, geht er auch von euch, noch immer um euch ist
Und seine Gönner nie vergißt.

Lebt wohl! Wie ist mein Herz beklommen!
Die Abschiedsstunde rückt heran,
Nehmt diese Trän' — und sollt' ich wiederkommen,
Sagt, nehmt ihr mich wohl wieder an?

Das ganze Publikum rief mit nassen Augen: „Ja, ja, halte Wort, Kleiner, komme ja wieder!" Und dieses Publikum, welches mich als Ausländer auch in meinen Kindern noch ehrte, habe ich aus einer Kaprice verlassen?

Dritter Abschnitt: In Hamburg bei Schröder.

Ich nahm das mir angebotene Engagement nach Hamburg an und rüstete mich zur Abreise, als mich Herr Henke mit der Nachricht überraschte, daß auch er dahin berufen sei. Ehrlich zu gestehen, es freute mich, mit diesen Kameraden, um derentwillen ich von Berlin abging, wieder in Hamburg zusammenleben zu können.

Ich verließ Berlin mit Herrn Henke zugleich, jede Familie in einem eigenen Wagen, doch ging mit Henkens, da sie nur ihrer drei waren, noch ein zu Herrn Schröder verschriebener Hoboist Ulrich dahin.

Die Reise ging ohne Hindernis vor sich, nur daß wir einst in ein Dorf kamen, wo die Wirtin auch gar nichts wie Salz, Butter und Brot hatte. Wir waren sehr hungrig; unsere Frauen, so müde sie auch waren, liefen im Dorfe herum, kauften Hühner und was sie sonst noch erhalten konnten, und fingen an, Besitz von der Küche zu nehmen. Diese war übrigens sehr geräumig und ließ Spuren sehen, daß in selber schon öfters große Bauerntraktamente müßten gefördert worden sein; also war wohl die Faulheit der Frau Wirtin schuld daran, daß nichts zu bekommen war. Unsere Frauen schickten zu und kochten, während wir Männer spazieren gingen. Da alles fertig war und wir uns zu Tische setzten, stand der Wirt mit Frau und vier Kindern um uns

herum, uns guten Appetit zu wünschen, und bei jedem Bissen, den wir zum Munde brachten, sahen wir in den Mienen der Kleinen ein außerordentliches Verlangen, mit uns zu schmausen. Meine Frau beredete sich mit uns und gab der Wirtin und ihren Kindern eine ganze Henne mit einem Teller voll Nudeln, die sie selbst gemacht hatte. Das wurde unter Dank angenommen und in unserem Beisein verzehrt.

Unser Bett war die Streu, und da wir des Morgens nach unserer Schuldigkeit fragten, hatten wir drei Taler und acht gute Groschen zu bezahlen. Dies war denn doch für Salz, Butter und Holz samt Streu zu viel, da wir Hühner und Mehl selbst gekauft und die Frauen die Zurichtung über sich genommen, überdies die Wirtsleute samt ihren Kindern von dem Unsrigen sich gesättigt hatten. Meine Frau wurde darüber laut, aber die Wirtin antwortete ihr: „Ach, mein gnädig Frauchen, wenn Sie mir nik bezahlen wollen, wer soll et denne tun?" und somit hatten wir unsern Bescheid. Es ist schade, daß ich den Namen dieses herrlichen Dorfes drei Meilen vor Hamburg nicht behalten habe, um künftig Reisende vor dieser vortrefflichen Auberge zu warnen. Mein Diarium ist mir im Jahre 1794 beim Feuer in Prag, wie meine Leser später erfahren werden, verloren gegangen, und ich muß jetzt, im vierundsiebzigsten Jahre, alles aus dem Kopfe niederschreiben, wo ich denn natürlich manches vergessen habe.

Weil wir doch gerne reinlich in Hamburg ankommen mochten, so erkundigten wir uns, ob ein Barbier hier zu bekommen sei. O ja, war die Antwort, der Herr Schulmeister barbiert hier. — Ist es weit zu dem Manne? — Nein, er ist eben hier. Ein junger Mann in bläulichgrauer Ärmelweste trat mit einem linkischen Kratzfuß hervor und bot uns seine Dienste an. Herr Henke war das erste Schlachtopfer. Nachdem ihm der Schulmeister die Serviette um den Hals geknüpft, ihn eingeseift und das Messer auf seinen einstmals gelb gewesenen ledernen Beinkleidern gewetzt hatte, fing er an zu scharren. Schnips schnaps, war er mit der linken

Seite fertig, auch die andere war herunter, Henke zahlte vier Groschen, wischte sich Backen und Augen, dann kam Herr Ulrich daran. Man verfuhr mit ihm wie mit vorigem, und auch er hatte nasse Augen. Nun traf die Reihe mich. Ich traute zwar nicht recht dem Landfrieden, denn beide geschorene Herren lachten und sprachen verstohlen zusammen, und wenn ich, dadurch aufmerksam gemacht, auf sie hinsah, kickerten sie wieder und wischten sich Backen und Augen. Aber ich setzte mich, ward eingeseift, und schon schwang der fürchterliche Schulmonarch sein Schlachtschwert, als die Frau Schulmeisterin gerannt kam und ihn abrief. Da saß ich nun und wußte nicht, ob ich lachen, fluchen oder Gott danken sollte, daß der Zufall es gewollt, daß ich ungeschunden blieb. Denn da ich unterdessen vom Stuhle mich erhob und die beiden Vorgänger der auf mich wartenden Tortur erblickte und sah, daß sie an mehreren Stellen bluteten, wischte ich die Seife, die zum Teil im Gesichte schon zu vertrocknen anfing, mit der Serviette wieder aus dem Gesichte und fing eben an, mich zu waschen, als der erzürnte Schulmeister keuchend zurückkehrte und um Verzeihung bat, daß er mich so lange habe warten lassen; er habe aber erst einem sehr ungezogenen Jungen die Rute geben müssen, der seiner Frau, die in seiner Abwesenheit Schulmeisterdienste verrichte, nicht parieren wollen; nun aber sei er bereit, mich zu bedienen. Ich dankte ihm für seine Bereitwilligkeit mit dem Zusatze, ich wäre so weichlich, daß ich kein Blut sehen könne, am allerwenigsten an meinem Körper, und da die Schnupftücher der beiden Herren voll solcher Spuren seines Barbierens wären, so möchte ich mir das meinige nicht auch verderben, denn ich schnupfte keinen Tabak und trüge darum weiße Tücher. Seine Wohlgeboren warfen die Nase in die Höhe und meinten, sie hätten doch ihre Seife in mein Gesicht verwichst, welche sie ebenso wenig umsonst wie das Tuch, worein ich selbe gewischt, gewaschen bekämen. Ich fand seine Logik sehr richtig und gab ihm zwei Groschen, womit der Friede wieder hergestellt und meine Backen konservieret wurden.



Herr Opitz


FIALA

Ich kam also mit langem Bart, meine Herren Begleiter aber mit beschundenen Gesichtern nach Hamburg. Meine Wohnung war im Opernhof bei Demoiselle Willers.

Des andern Morgens, da ich aus meinem Fenster sah, welches dem Eingange des Theaters gerade gegenüber war, sah ich vor der Türe desselben einen hageren, sehr langen Mann mit kleinen Augen und aus dem Gesicht gestrichnen, in einen Zopf geflochtnen Haaren, in einen schlichten grauen Überrock gekleidet, stehen und mit den Zimmerleuten hantieren. Ich hielt ihn für einen Theaterdomestiken, ging zu ihm hin und fragte ihn, wo der Herr Direktor Schröder wohne. Er sah mich steif an und antwortete: „Sie sind gewiß Herr Christ?" Da ich selbes bejahte, meinte er, ich brauche nicht weit zu gehen, denn er sei es selbst. Aufrichtig gesagt, ich erschrak ein wenig, denn in diesem Morgenanzuge hätte ich den berühmten Schröder nie gesucht.

Meine erste Bekanntschaft mit Herrn Schröder ward somit unter freiem Himmel gemacht. Da ich ihn nach seiner Wohnung fragte und hörte, daß selbe nur zehn Schritte von mir war, schien es mir an einem kleinen Zug in seinem Gesicht, als ob er mir übelnähme, daß ich nicht schon gestern bei ihm gewesen war. Ich entschuldigte mich mit Müdigkeit und Reisekleidern, welches er auch gelten zu lassen mich versicherte. Ich ging gleich zu seiner Gattin und dann zu seiner Mutter, der verehrten Madam Ackermann, und zu seiner Schwester, der nachherigen Frau Doktor Unzer.

Die Gesellschaft ward ziemlich neu, denn sieben Mitglieder kamen von Osten und Westen angestiegen: Herr und Madam Stegmann, Herr und Madam Henke, Demoiselle Gustchen Benda, Herr Zimdar und ich.

Wir sieben mit unseren Familien wurden abends zu Herrn Schröder zu Tische gebeten. Es war eben Karfreitag. Wir wurden als Fremde mit Austern bewirtet, dann kamen Mittelessen und endlich ein Kalbstoß von dreißig Pfund. Dies war nun freilich für uns Fremde eine Seltenheit, aber

in Hamburg speiset man sie noch schwerer, denn Brätchen von zwölf oder dreizehn Pfund kommen dort gar nicht auf die Tafel. Nachdem wir tüchtig getrunken und uns sattgegessen hatten, fragte er schelmisch genug (denn er wußte, daß ich und meine ganze Familie katholisch waren): „Meine Herren und Damen, es ist doch nicht etwa einer unter Ihnen katholisch? Denn wir haben heute Karfreitag." Aber kaum war das Wort zu seinem Munde heraus, so schwoll meiner Frau der Bissen zwischen den Zähnen, und sie spuckte alles wieder auf den Teller; denn diese Sünde konnte sie sich nicht vergeben, am heiligen Karfreitag Fleisch gegessen zu haben. Und ob ich selbst gleich über diesen Punkt nicht so delikat dachte, so war es mir doch nicht lieb meiner Kinder wegen, die nicht wußten, ob sie mit der übrigen Gesellschaft lachen oder mit ihrer Mutter weinen sollten.

Dieses kleine Spottgelächter über unsere Religionsgebräuche abgerechnet, brachten wir den Abend und die halbe Nacht froh hin, nur daß meine Frau mit ihren Kindern sich bald entfernte. Es wurde viel von unseren Debüts gesprochen, alles wurde reguliert, nur über meine erste Rolle konnte man nicht einig werden. Brockmann war Hamburgs Abgott, und wer das versteht, was es sagen will, an eines beliebten Schauspielers Platz zu treten, der wird sich nicht wundern, daß wir reiflich überlegen mußten, wenn ich nicht geradezu scheitern sollte. Denn in allen Stücken, wo ich tüchtig war, hatte auch Brockmann sehr gefallen. Es mußte ein Ausweg gefunden werden, und den fand Madam Ackermann.

Es wurde zu meinem ersten Debüt ein ganz neues Stück gewählt, und dies war der „Hofmeister" von Lenz. Das Stück war vorher nie gegeben worden, folglich konnte das Publikum keine Parallele ziehen, und die Neuheit tat das übrige. Ich kann es nicht leugnen, ich hatte etwas Manschetten, weil in Hamburg nur ein Gott, ein Schröder und ein Brockmann waren. Ich war der Hofmeister des Fräuleins; Herr Henke, der mit mir zugleich auftrat, machte

den Schulmeister. Ich ward gut aufgenommen, welches mir nicht wenig Mut machte, aber die Freude wurde mir bald versalzen. Im dritten Akt, wo der Oberst den Hofmeister beim Schulmeister überrascht, schoß mir Herr Schröder, der den Obristen vorstellte, die ganze Ladung des Pistols ins Gesicht, daß ich im vollen Ernste zu Boden fiel.

Unvorsichtigkeit war es, denn wenn man Schauspieler sein will, muß man in dergleichen Fällen nie auf die Person, sondern hinter sie zielen. Aber da Herr Schröder nicht die geringste Teilnahme äußerte, sondern nur mit seiner gewöhnlichen Kälte lächelte, flüsterte mir ein Schauspieler, der ihn länger und besser kannte, zu: „Lieber Christ, das geschah aus Bosheit, weil Sie gefallen; er will nur der einzige sein. Hüten Sie sich vor mehr solchen Katzenstreichen, deren er voll ist." Ich staunte, glaubte es aber nicht und ward vielmehr auf den Warner aufmerksam.

Das aber muß wahr sein, die Schauspieler selbst verdarben ihn, denn über die geringste Rolle machten sie ihm hundert Komplimente, und da ich das nicht kann und, ohne rot zu werden, nicht sagen kann, was ich nicht fühle, so konnte ich Schröders Herz nicht gewinnen. Mir war es manchmal unbegreiflich, wie dieser so gescheite Mann sich die ekelhaftesten Flatterien konnte sagen lassen und dabei sein Wohlgefallen äußerte, da er es doch fühlen mußte, daß es diesen Schmeichlern nicht von Herzen ging. Ja sogar Weiber streueten ihren Weihrauch, ich habe es mehrmals selbst gesehen, daß Madam Starke, diese treffliche Schauspielerin und sozusagen im theatralischen Himmel ein Stern erster Größe, Herrn Schröder, wenn er wie gewöhnlich, d. h. gut, spielte, die Hände küßte. Mußte so was einen stolzen Mann, wie Schröder war, nicht noch mehr aufblasen? Wenn ihm Weiber und solche Weiber auf so kriechende Weise den Hof machten, was mußte er nicht von dem männlichen Personale erwarten?

Wie mein Gesicht wieder geheilt war, folgte mein zweites Debüt, es war der Galeerensklave, eine Rolle, worin

Brockmann exzellierte. „Nun, lieber Christ,“ sagte Schröder, „heute nehmen Sie sich zusammen, der Andrae war Brockmanns Steckenpferd, es wird Ihnen Mühe kosten, ihn zu erreichen.“

„Ich weiß nicht, Herr Schröder, was Sie mit Ihren Reden bezwecken; statt mir Mut zu machen, wollen Sie mich ängstigen. Hatten Sie kein Zutrauen zu mir, so konnten Sie mich in Berlin ruhig sitzen lassen. Jeder andere Unternehmer würde anders handeln. Denn wenn ich mißfalle, ist es ja Ihr Schade sowohl wie der meinige, Sie haben das Reisegeld und meinen einjährigen Gehalt, ich aber ein Jahr von meiner theatralischen Laufbahn verloren. Warten Sie es heute abend noch ab, und dann wird sich's zeigen.“ Ich war etwas exaltiert, denn Schröders Reden indignierten mich.

Das Stück begann: Mein erster Abgang wurde gleich beklatscht, und da ich im dritten Akt mit Demoiselle Ackermann in der Szene war, drückte sie mir die Hand mit den Worten: „Bravo, lieber Christ, nun haben Sie überwunden!“ Von diesem Abend an hatte ich das Publikum gewonnen.

Nun spielten meine Kinder in „Präsentiert's Gewehr!“ mein Sohn den Knaben, durch den das Stück den Namen hat, meine Tochter das Mädchen, welches die Fabel erzählt. Schröder stutzte, denn viele solche Kinder waren ihm noch nicht vorgekommen. Doch hütete er sich zu loben. Darnach kam „Herzog Michel“ aufs Repertoire; mein Sohn, ein Knabe von noch nicht sieben Jahren, gab den Michel mit Laune und echt komisch. Nun konnte sich Schröder doch nicht mehr halten, er fiel dem Jungen um den Hals mit den Worten: „Junge, du hast meine Erwartung sehr übertroffen. Bisher habe ich geglaubt, meine Schwester Charlotte wäre das stärkste Kind in Deutschland gewesen, aber du läßt sie weit zurück.“ Ein solches Lob aus Schröders Munde ist das non plus ultra aller Lobeserhebungen.

Es kamen die „Werber“ von Stephanie dem Jüngeren aufs Verzeichnis. Ich erhielt den Lord Brazen, spielte ihn,

wie ich glaubte, mit niedersächsischer Mundart und — mißfiel. Nach der Komödie sagte Schröder zu mir: „Was Teufel haben Sie denn gemacht? Was ist denn das für eine Sprache, die Sie uns aufschüsselten?"

„Meckelnburgisch," war meine Antwort.

Schröder lachte, daß er sich den Bauch hielt. „Was wollen Sie uns Niedersachsen weismachen? Die Sprache verstehen wir besser! Wenn ich Ihnen raten soll, so spielen Sie künftig den Brazen als Windbeutel."

Es half keine Einwendung, daß ihn Müller in Wien auf ebendiese Weise unter den Augen des Verfassers gespielt und mit allem Beifall gespielt. „Kann sein," war die Antwort, „was verstehen die Wiener von Charakteren!" — wieder eine neue Unmanierlichkeit von ihm, da er wußte, daß ich aus der Kaiserstadt entsprossen war.

Bei Wiederholung der „Werber" machte ich aus Lord Brazen einen Chevalier und erhielt, weiß nicht gewiß, ob aus Verdienst oder auf Betreiben Schröders, der sein Publikum an der Leine führte, — den ungeteiltesten Beifall.

Es wurde „Ariadne auf Naxos" gegeben. Hier nahm ich mir vor, die große französische Schule hervorzusuchen, weil ich vermeinte, sie sei dazu anwendbar. Das Theater war kostbar dekoriert, aber der Fels, wo Theseus zuerst erscheint, war achtzehn Fuß hoch von der Kulisse bis beinahe in die Mitte des Theaters, und der Steg, auf welchem ich erscheinen mußte, war ein einziges Brett, das noch überdies elastisch war. Ich schützte meinen Schwindel vor, aber er zog mich auf mit den Worten: „Ein Tänzer und Schwindel, was wollen Sie mich überreden! Aber hätten Sie es mir gestern gesagt, so würde ich ein anderes Stück angesetzt haben," und so wandelte er vor mir auf dem Brette hin. Da er in der Mitte war und das Brett zu elastisch fand, befahl er dem Theatermeister, noch ein zweites darüber zu legen, um dem untersten die Biegsamkeit zu benehmen; aber hinauf mußte ich doch. Was Schröder damit bezwecken wollte, weiß ich nicht, aber Gutes sah ich nicht hieraus.

Abends überstand ich die Gefahr, den Hals zu brechen, spielte meinen Theseus con amore nach französischer Manier und ging, mit mir selbst zufrieden, zu Bette. Des folgenden Tags leitete ich das Gespräch auf das Duodram; da lächelte er schon boshaft, klopfte mit der rechten auf seine linke, auf dem Bauche liegende Hand, wie er es immer in der Gewohnheit hatte, und sagte: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so haben Sie gespielt — wie — ein Besessener!" Das war stark, aber die Grobheit war so groß, daß ich verstummte und mich mit einer Verbeugung entfernte.

Diese Rolle habe ich in Berlin vierunddreißigmal im Beisein der höchsten fürstlichen Personen, der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, mit allem Beifall gespielt, und keinem ist es eingefallen, mich für besessen zu halten.

Hieraus ersah ich nun wohl, daß meines Bleibens in Hamburg nicht sein würde, und machte noch beizeiten meine Einrichtung danach.

„König Lear" erschien auf dem Repertoire. Ich erhielt die Rolle des Edgar, Schröder Lear. Schöneres, richtiger durchdachtes Spiel kann man nie wieder sehen, als Schröder den alten König gab. Alles Schreiben, alles Auseinandersetzen der besten Dramaturgen ist nichts, ist nur simples Wasser gegen diesen Feuergeist. Ich kenne gar keine Vergleichung; sehen mußte man den Mann, und war er gleich nicht mein Freund, wie das oben Beschriebene sattsam beweiset, ich stürzte ihm um den Hals und schrie: „Du Vater der Kunst, du Gott in Thaliens Tempel! Wirf nur einen kleinen Strahl deines Glanzes auf deine Schüler herab! Auch der kleinste Funke des aus dir ausstrahlenden Feuers ist hinreichend, uns würdig zu machen, deine Lehrlinge zu sein." Schröder lächelte, drückte mir zum ersten Male die Hand und sagte: „Mutter Thalia gebe mir nie einen anderen Edgar wie Sie, der den Lear so ganz unterstützte." Eine kleine, zur rechten Zeit angebrachte Schmeichelei war hinreichend, das kalte Herz dieses stolzen Mannes zu schmelzen. Daß

doch die größten Männer nur gar zu oft die größten Schwächen besitzen!

Mein sechseinhalbjähriges Söhnchen war indessen der Liebling von Hamburg. Der Kaufmann wie der Milchmann, der ihm begegnete, unterhielt sich mit ihm und steckte ihm die Taschen voll Zuckerwerk; so sehr ward er mit dergleichen überhäuft, daß ich ihm mehrmals die Taschen ausleeren mußte, um ihn sich seinen Magen nicht verderben zu lassen. Auf einmal ward er krank, niemand wußte die Veranlassung, oder vielmehr niemand wollte sie wissen. Der Arzt untersuchte ihn, fand aber überall Widerspruch. Der Patient klagte über Kopf- und Magenschmerzen, man gab ihm Brechmittel, nichts half. Er bekam Anfälle von Raserei, so sehr, daß er einst aus dem Bette sprang und seine Schwester, die ihn wartete, in der Stube mit einem Messer verfolgte. Der Arzt erschien. Ich war fast in Verzweiflung, ich bat, ich beschwor ihn, er zuckte die Achsel und sprach ganz kalt: „Wahrscheinlich stirbt er." „Er stirbt?" schrie ich, „und das sprechen Sie so kalt? Sie Mörder, das ist Ihr ganzer Trost, nachdem Sie Ihre Medikamente an ihm nur probiert haben?" „Was wollen Sie damit?" antwortete er mir heftig, „das ist eine Injurie, und ich werde Sie verklagen." „Tun Sie das nur gleich!" schrie ich und schob ihn etwas unsanft zur Türe hinaus.

Auf einmal rührte den Patienten auf der rechten Seite der Schlag, so daß er weder die rechte Hand noch den Fuß auf dieser Seite bewegen konnte, indes die linke Hand und Fuß in immerwährender Bewegung waren. Auch die Zunge ward gelähmt, so daß er nicht sprechen, sondern nur lallen konnte. Dies mochte so vierundzwanzig Stunden angehalten haben, da traf die Lähmung die linke Seite. Aber die rechte fing nun wieder an zu leben, und Hand und Fuß wüteten in einem fort, bis auch diese Bewegung immer schwächer wurde und endlich auch der Atem stehen blieb. Meine Verzweiflung ist nicht mit Worten auszudrücken. Schon hatte ich ein Pistol

gefasset, um meinem Leiden ein Ende zu machen, als mich Henkens starker Arm faßte und er mich durch den Zuruf: „Sind Sie ein Mann?“ beschämte.

Die drei Tage, die er noch über der Erde lag, ward meine Wohnung nie leer von Besuchenden aus der Nachbarschaft; jeder wollte den Kunstknaben, ja sogar die Milchbauern von den Dörfern kamen und wollten das Wunderkind, wie sie ihn nannten, noch einmal über der Erde sehen. Ich muß abbrechen, denn die Erinnerung an diese für mich so unglücksreiche Zeit erschüttert den Greis zu sehr.

Ich ließ ihn in die Johanneskirche in der Gruft begraben. Nach wenigen Tagen aber begegnete mir ein sonderbarer Fall.

Der Kaplan des österreichischen Herrn Gesandten besuchte mich eines Morgens; woher er erfahren haben mußte, daß ich katholisch bin, ist mir ganz und gar unbekannt geblieben — aber freilich, die Bonzen aller Sekten bekümmern sich um alles, was in der Stadt, die sie bewohnen, passiert, haben ja sonst weiter nichts zu tun! Kurz er besuchte mich, ohne mich weiter zu kennen. Nach den ersten gewöhnlichen Komplimenten leitete er das Gespräch auf meinen verstorbenen Sohn.

„Sie haben ein Söhnchen verloren?“

„Leider ja.“

„Wie alt war er wohl?“

„Gegen sieben Jahre.“

„Ei schon so alt! Hat er denn auch gebeichtet?“

„Nein.“

„Also auch nicht das hochheilige Sakrament des heiligsten Abendmahls empfangen?“

„Nein.“

„Ach Gott, das ist schrecklich, und Sie sind Vater, sind ein Christ, wollen Katholik sein und lassen Ihr Kind ohne Beichte und ohne Wegzehrung von hinnen scheiden? O, Sie sind mehr als Ketzer, als Heide, als Publikan! Und wohin haben Sie dieses Kind begraben lassen?“

„In die Gruft der Johanniskirche."

„Was, auch noch in eine akatholische Kirche, in ungeweihte Erde? Ei ei, Herr Christ, welchen schönen Namen führen Sie und wie wenig handeln Sie nach Ihren Pflichten!"

Hier hatte ich alle Mühe, an mich zu halten, um dem Pfaffen nicht die Türe zu weisen.

„Wissen Sie nicht," sprach er weiter, „daß in Altona ein katholischer Kirchhof ist? Warum ließen Sie ihn nicht dahin begraben?"

„Alle Ihre Fragen will ich Ihnen mit kälterem Blute, als Sie gegen mich zeigten, beantworten. Warum mein Sohn nicht gebeichtet und das heilige Abendmahl nicht genossen, daran war schuld, daß zu Anfang seiner Krankheit wir alle, selbst den Doktor mit eingerechnet, noch nicht wußten, daß sein Übel tödlich sein könnte, daß er aber dann gleich in eine epileptische Sinnesabwesenheit verfiel und darin blieb, ohne je wieder einen lichten Augenblick zu bekommen, und so starb.

„Schadet nichts, ich hätte ihm doch die letzte Ölung gegeben, hätte ihn generaliter absolvieret und die heilige Hostie ihm in den Mund gesteckt —"

„Die er aber," sprach ich, „in der folgenden Minute wieder würde herausgebrochen haben, denn es blieb nichts bei ihm!"

„So? Je nun freilich — hm — wenn es so war —"

„Ja, so war es und nicht anders."

„Aber warum in die ungeweihte Erde der lutherischen Johanneskirche und nicht nach Altona?"

„Wie, in die ungeweihte Erde? Die Erde dieser Johanniskirche war vor der Reformation, also vor zweihunderteinundsechzig Jahren (mein Sohn starb Anno 1778) noch eine katholische Kirche, folglich ist die Erde auch geweiht, und so eine Erde ist und bleibt geweiht, sollte auch ein Götzentempel darauf stehen. Oder sollte die Kraft der Weihe unter dieser Zeit vielleicht verflogen sein?"

Der Herr wurde verlegen, ich merkte es bald, wollte ihn nicht ferner beschämen und fuhr fort: „Herr Pater, ich bin eben nicht in glänzenden Glücksumständen. Das Begraben kostet in der ganzen Welt viel Geld, das wissen Euer Ehrwürden selbst, man macht es also, wie man am besten wegkommt. Das Begraben in der Johanniskirche kostet mich nicht mehr wie dreißig Mark. Schaffe ich die Leiche nach Altona, so muß ich in Hamburg, wenn ich mit dem Kondukt zum Altonaer Tore hinausfahre, dreißig Mark Lübisch erlegen, wenn ich in Altona hineinfahre, ebenfalls dreißig Mark, und das Begräbnis dort kostet wieder dreißig Mark, macht zusammen neunzig Mark — hier aber bin ich mit einem Drittel losgekommen. Aber etwas habe ich noch nicht entrichtet, das ist ein Spezies für den Geistlichen, der mit der Leiche gehen sollte; da nun aber keiner mitgegangen, so ersuche ich Euer Ehrwürden, diesen Spezies zu empfangen und eine recht tüchtige heilige Messe für die arme Seele meines Söhnchens zu lesen."

Er dankte, nahm und empfahl sich.

Nun war mir Hamburg nicht mehr angenehm, alles ekelte mich an, und ich war glücklich, als ich durch Herrn Brandes von Dresden einen Brief erhielt, worin mir Engagement angeboten wurde und zwar tausend Taler für mich und zweihundert Taler Gratifikation für meine Kinder. Daß ich diesen Antrag mit beiden Händen ergriff, ist wohl ganz natürlich, aber wie mit Ehren von Hamburg loskommen? Doch die Gelegenheit gab sich schneller, als ich dachte.

Auf dem wöchentlichen Repertoire war Hamlet angesetzt. Ich stutzte nicht wenig darüber, denn ich war doch für dieses Fach engagiert, und Herr Schröder hatte noch mit keiner Silbe gegen mich verlauten lassen, daß ich diese Rolle vornehmen sollte. Ich besprach mich mit Herrn Lambrecht und Zimdar, ob einer von ihnen diese Rolle spielte; beide wunderten sich ebensosehr, daß ich sie nicht habe. Aber bei der ersten Probe fand sich's, daß Herr Schröder selbst sich dieser Rolle be-

mächtigt habe und wir drei sogenannten Liebhaberspieler uns das Maul wischen mußten. Mir wurde die Rolle des Laertes zuteil. Schröder spielte mit Wahrheit und Schönheit, konnte aber doch bei **mir** das Bild Brockmanns nicht verwischen. Hamburg zollte ihm den schönsten Beifall, der ihm auch gebührte, nur tat es mir wehe, daß es den braven Brockmann schon vergessen zu haben schien.

Die ganze Gesellschaft erschöpfte sich in Lobeserhebungen, ja einige der Damen, und was noch mehr, sehr würdige Künstlerinnen küßten ihm die Hände. So 'was mußte diesen theatralischen Sardanapal wohl stolz machen, daß er von uns Männern Kniebeugungen erwartete. Da ihn alle Welt fetierte, ging auch ich zu ihm mit dem Ausruf: „Unser großer Schröder bleibt in jeder Rolle derselbe, nämlich groß!" Er lächelte und sagte spöttisch: „Je nun, wenn ich es nur in Ihren Augen bin." Schon fuhr es mir in alle Nerven, und es war alle männliche Kraft nötig, ihm nicht ebenso bitter zu antworten. Ich verschluckte es aber und kehrte ihm schnell den Rücken zu.

Gleich nach der Komödie schickte er mir die Rolle des Hamlet und ließ mir sagen, daß ich über acht Tage diese Rolle spielen sollte. Ich stutzte, faßte mich aber gleich und sandte ihm die Rolle zurück mit den Worten, wenn Herr Schröder mir den Hamlet auf heute zugeteilt hätte, würde ich ihn mit Dank angenommen und wohl auch mit Ehre durchgeführt haben, aber über acht Tage auf einen Schröder würde ich ihn nicht spielen. „Das war der klügste Streich, den Christ in seinem Leben gemacht," sagte er zu dem Überbringer der Rolle, der es mir gleich den andern Tag wiedererzählte.

Nun mußte Lambrecht über acht Tage den Hamlet spielen, Schröder gab den Laertes, ich war frei. Lambrecht war ein geborner Hamburger und hatte viele Freunde unter den jungen Leuten vom Handelsstande. Ich eilte in die Theaterloge, welche etwas finster war, und setzte mich in einen Winkel, wo mich niemand sehen konnte. Das Stück begann.

Kaum war Schröder-Laertes abgegangen, so kam er in die Loge heraufgeeilt. Er sah mich nicht, weil er eben aus dem Hellen kam und von den Theaterlichtern geblendet war; ich rührte mich nicht und beobachtete den spielenden und den zusehenden Schauspieler. Lambrecht spielte mit Anstrengung, gefiel seinen Landsleuten und wurde beim ersten Abgang in pleno applaudiert! Schröder fuhr, wie vom Wetterstrahl gerührt, in die Höhe, klopfte sich mit beiden Fäusten auf den Kopf, schrie mit verbissener Wut: „Das sind Ochsen!" und rannte die Treppe hinunter; ich ihm schnell nach, und zu meinem Erstaunen sah ich, daß Schröder Lambrechten umarmte und ihn mit Komplimenten überhäufte.

Acht Tage nachher spielte Herr Zimdar den Hamlet und wurde ebenfalls gut aufgenommen. Das entzweite Schrödern mit seinem Publikum, daß er es bestrafte und lange nicht mehr spielte.

Schröder war ein großer Schauspieler; er arbeitete in jedem Fache mit gleicher Stärke und Einsicht, im Tragischen und Hoch- und Niedrigkomischen mit ebenderselben Wahrheit. Dieses konnte man von seinen Zeitgenossen Iffland und Brockmann nicht rühmen. Denn Iffland war stärker im Komischen; ob man gleich auch für seine Tragödie alle Achtung haben mußte, so überwog doch seine komische Trockenheit die tragische Kraft so weit, daß er mit der ersten das Publikum weit eher ergriff, als mit der letzten. Mit Brockmann war es der umgekehrte Fall, seine Tragödie stand oben an. Aber Schröder war überall gleich stark, im „Lear", im „Hamlet", in der „Mutter Anna" wie im „Truvaldin" nie derselbe Mensch, nie auch nur mittelmäßig, sondern immer zum Bewundern groß.

Selbst in der Maurerei schwang er sich zur höchsten Stufe, und wäre er mit Professor Feßler nicht zerfallen, welch ein nicht zu berechnender Vorteil für diese ehrwürdige Verbrüderung müßte es gewesen sein! Aber sein Herz und sein Stolz warfen öfter einen Schatten auf den Mann, den nicht nur ganz Hamburg, sondern ganz Deutschland und auch

wohl ein Teil von England, Rußland und Schweden bewunderten.

Es ward mir immer wahrscheinlicher, daß ich die Gunst des Herrn Schröder nicht besaß. Schon damals, als ich den ersten Abend bei ihm debütierte, schoß er mir das Pistol ins Gesicht — dies konnte Zufall oder Unvorsichtigkeit sein; dann aber seine beißenden Ausfälle über mein französisches Spiel im „Theseus" und der gefährliche Gang auf den schwankenden Brettern, den ich als Theseus tun mußte.

Jetzt kam „die Strafe im Abgrund" daran. Ich erhielt den König Sancio, welcher sechzehn Fuß hoch vom Felsen herabgestürzt wird und den Hals bricht. Der Sturz muß gegen das Publikum vorwärts geschehen, und können also keine Betten untergelegt werden. Ich protestierte gegen dieses halsbrechende Geschäft, Herr Schröder aber persiflierte meine Furcht, meinte, ich wäre ja Tänzer. „Ja, das bin ich, aber kein Luftspringer!" Da half aber keine Einwendung, er spottete so lange über meine Furcht, bis er meinen Ehrgeiz reizte und ich versprach, mir den Hals zu brechen.

Das Stück ward gegeben, und ich stürzte mit vielem Glücke. Aber aus Logen und Parterre schrie das Publikum auf, so sehr war es erschrocken. Alles kam aufs Theater gestürzt, man glaubte, ich sei aus Unvorsichtigkeit herabgefallen und habe wirklich den Hals gebrochen. Schröder lächelte mitleidsvoll und sprach kalt: „Komödie."

Das erstemal rührte sich beim Sturze keine Hand, denn das ganze Publikum war erstarrt vor Entsetzen, aber bei der zweiten Vorstellung war des Bravorufens und Klatschens kein Ende. Schröder lächelte wieder und fragte spöttisch: „Nun, sind Sie nun satisfaziert?" „Herr Schröder," antwortete ich ihm trocken, „was ich tat, geschah aus Pflicht, die der Schauspieler gegen seinen Entrepreneur hat, wenn die Forderung billig ist, zum andern Teil aus Pflicht gegen das Publikum, dem der Künstler so viel Vergnügen zu gewähren hat, als in seinen Kräften steht. Aber des Beifalls

wegen setze ich mich nie der Gefahr aus, mir den Hals zu brechen. Wäre dies der Fall gewesen, Sie würden nur von meiner Ungeschicklichkeit, nicht von Ihrer unbilligen Forderung gesprochen und meine Frau und Kinder gewiß nicht entschädigt haben."

So verließ ich ihn und war nun seiner Verfolgung gewiß.

Vierter Abschnitt: Bei Bondi in Dresden, Leipzig und Prag.

Da ich bereits, wie vorhin schon angemerkt, einen Engagementsbrief von Herrn Brandes nach Dresden hatte, machte ich mir aus Schröders Unwillen nicht mehr viel, und da mein Kontrakt um war, trennten wir uns.

Ich mußte meine Frau und zwei Töchter zurücklassen, weil es mir an Geld fehlte, von Hamburg nach Dresden zu gelangen, und Herr Bondini, für dessen Impresa Herr Brandes mich verschrieb, mir erst Reisegeld zahlen wollte, wenn er sich überzeugt haben würde, daß ich dem Hof gefiele. Ich verließ also Hamburg mit zehn Talern in der Tasche und einer Schuldenlast von zweihundertzwei Talern, den Louisdor zu vier Talern sechzehn guten Groschen gerechnet, dem ganzen Vorschuß nämlich, den mir Madam Ackermann nach Berlin geschickt hatte und den ich wegen Hamburgs großer Teuerung noch nicht zurückzuzahlen imstande gewesen war. Ich stellte einen Wechsel darüber aus, um mir diese Summe von meiner neuen Direktion monatlich abziehen zu lassen; das Geld wurde auf Ordre der Madam Ackermann an einen Kaufmann in Leipzig spediert.

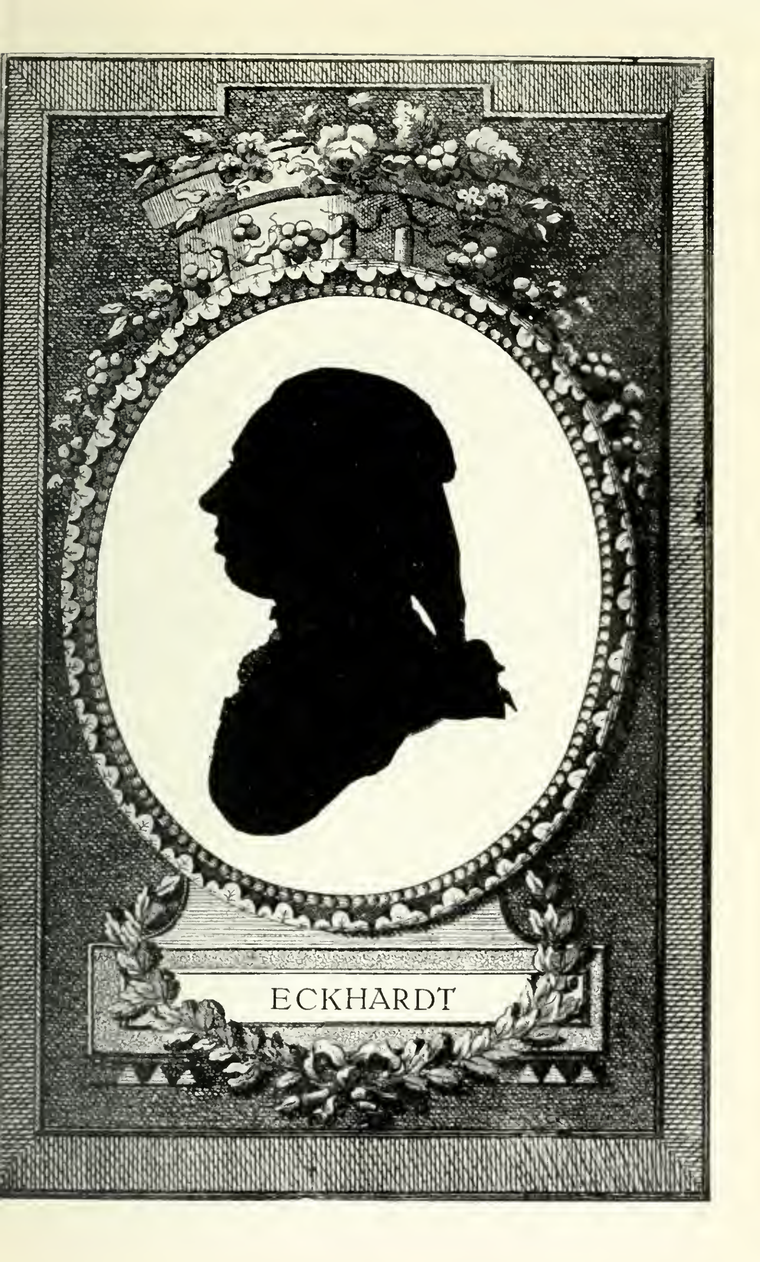
Mit Tränen nahm ich von Frau und Kindern Abschied, verließ Hamburg, wo ich meinen liebsten Sohn eingebüßt, ging zu Wasser nach Harburg und dann mit der Post nach Hannover, wo ich schon für meinen Koffer einen Taler

überfracht erlegen mußte, hielt mich Geschäfte wegen, die ich mit dem Obriststallmeister Herrn von Busch abzumachen hatte, drei Tage da auf und behielt, nachdem ich im Wirtshause meine Zeche bezahlt, nur wenig Geld in der Tasche; denn die Post bis Braunschweig hatte ich richtig gemacht.

Ich war durch unseren Hamburger Theaterkassierer an seinen Schwager, Herrn Durant, einen Pferdeverleiher, empfohlen; auf diesen baute ich, daß er meiner schwindsüchtigen Kassa wieder aufhelfen sollte. Ich stellte ihm meine Verlegenheit vor, aber das hieß tauben Ohren gepredigt. Nur vier gute Groschen hatte ich noch in meiner Tasche, als ich schon auf die Postkalesche steigen sollte; endlich drückte er mir noch, aber so, daß es alle Passagiers mit ansehen konnten, einen Reichstaler Münze in die Hand. Mit diesem Gelde langte ich spärlich in dem mir schon bekannten Braunschweig an, wo Herr von Brunian mit seiner Gesellschaft sein Wesen trieb.

Hier hoffte ich unter alten Bekannten zum Spielen zu kommen, um meine Börse wieder zu füllen, aber vergebens; ich wünschte im Hamlet zu hospitieren, selbst die durchlauchtigste Frau Herzogin wünschte es, aber von Brunian sagte: Ich weiß, daß Christ brav ist, engagieren kann ich ihn nicht, weil meine Gesellschaft vollzählig ist; laß' ich ihn spielen, so wird er meinen Jonassohn schlagen, der im Besitz dieser Rolle ist, und das kann ich dem Manne, der so lange bei mir ist, nicht zuleid tun.

Ich wollte einen andern Weg einschlagen, ich suchte den Herrn Hauptmann von Vogt auf, welcher mir schon vor mehreren Jahren, da ich noch bei der Döbbelinischen Gesellschaft stand, wichtige Dienste geleistet hatte; aber unglücklicherweise war er in Halberstadt. Nun wußte ich mir gar nicht mehr zu helfen, ich vertraute mich dem Schauspieler Wollschowsky, und dieser Redliche streckte mir aus seiner Tasche einen Louisdor vor, den ich gleich nach meiner Ankunft in Dresden zu remittieren versprach, und so eilte ich auf die Post, um sobald als möglich Leipzig zu erreichen.


ECKHARDT



Herr Blank

In Leipzig konnte ich schon wieder den Boden meines leeren Beutels sehen. Ich trat im Goldnen Herze auf der Fleischergasse beim jungen Herrmann ab, denn sein Vater, der sonst alle durch Unglück in décadence gekommenen Schauspieler unterstützte, war gestorben. Hier borgte ich noch einen Dukaten und verdingte mich gleich auf die gelbe Kutsche, schrieb auch noch diesen Abend an Herrn Bondini, daß ich Sonnabends von Leipzig abgehen und Sonntag nachmittag in Dresden eintreffen würde.

Freund Thering kam mir bis Neudorf entgegen und brachte mich noch denselben Abend zu Herrn Bondini, welcher mich mit folgenden Worten bewillkommte: „Ik freuen mik, daß Sie sein da, ik 'ab gehören, daß Sie san brav, aber san unruhig Kopf; ma, müssen nik san das!" Ich sah gleich aus diesem Komplimente, daß ich ihm von den abtrünnigen Döbbelinianern, die alle vom Herrn Seyler wieder zu Herrn Bondini gegangen waren, so schön mußte geschildert worden sein. Ich sagte ihm, daß er sich selbst überzeugen würde, daß man ihn mit Unwahrheit berichtet — „Ha, da werden müssen schämen sich das Herren, sie haben gelogen das."

Ich speiste selben Abend bei ihm und bat ihn gleich prima vista, mir, weil Montag die Post ging, einen Louisdor, einen Dukaten und einen Spezies vorzuschießen, welche drei Stücke ich auf meiner Herreise habe borgen müssen. Er gab mir das Geld lachend mit den Worten: „Ha, haben's gemaken groß Schuld!" Das Geld schickte ich den andern Tag ab, nämlich den Dukaten nach Leipzig an Herrn Herrmann, sowie den Louisdor nach Braunschweig an Herrn Wollschowsky mit allem Dank; nach Hannover aber sandt' ich einen etwas spitzigen Brief, worin ich ebenfalls dankte und für den mir auf acht Tage vorgestreckten Taler acht gute Groschen Interesse übermachte. Herr Durant antwortete mir zwar nicht, behielt aber die acht Groschen Überschuß.

Folgenden Tags meldete ich mich bei Herrn Brandes,

der mich samt seiner Frau und Tochter warm empfing. Allein Brandes hatte die Regie nicht mehr, denn Reinek war von Bondini in dessen Stelle eingesetzt worden.

Diese beiden Familien waren nun im höchsten Grade gespannt; was die eine wünschte, suchte die andere zu konterkarieren. Ich wollte als Graf Waltron debütieren. Darüber freute sich Madam Brandes, denn sie spielte die Gräfin. Aber kaum erfuhr Reinek, daß sie sich darüber freue, als er mein Debüt kontermandierte. Darüber spuckte Madam Brandes nicht wenig und schimpfte auf den neugebackenen Regisseur. Es sollte „Ariadne" sein und ich als Theseus auftreten. Ich protestierte gegen so ein Debüt, — „ma," sagte Herr Bondini, „Sie nicht brauch zu debütieren, Sie schon san bekannt, Kurfürst schon waß, was Sie kann mak, gut Komediant mak auch klan Roll exquisit. Spielen Sie nur der Theseus. Wann san Kurfürst zufried, san auch ik." Da es wahr war, daß ich schon bekannt sei, ließ ich mir's auch gefallen, und es wurde Ariadne zu meinem Debüt gewählt.

Betrübt kam ich zu Brandesens und erzählte, worin ich zuerst spielen sollte. Aber auch die redeten mir zu; da ich hier schon bekannt wäre, könnte es mir ja einerlei sein, worin ich zuerst die Bühne betreten würde, und „überdies," meinte Madam Brandes, „seht Ihr mich in meiner Favoritrolle, ja ich freue mich kindisch darüber." Allein da ein Teil der Bondinischen Schauspieler mit mir zugleich bei Brandesens waren, so versteht es sich von selbst, daß Herr Reinek in der ersten Viertelstunde Nachricht davon bekam, daß Madam auf die Vorstellung sich freue. Gleich wurde die ganze Sache wieder umgeändert, und ich mußte, weil es der Hof so haben wollte (so hieß es wenigstens) in den „Nebenbuhlern" als Hauptmann Absolut zuerst erscheinen.

Hierüber wurde Madam Brandes so aufgebracht, daß sie zu Reineken lief, den sie bei Bondini traf, und ihn einen Schurken, den Bondini aber einen Esel und Strohkopf schalt.

„Ma, Madam Brandes!" sagte Bondini.

„Ma, Herr Bondini,“ schrie sie ihm in die Ohren, „ein Esel sind Sie, ein Stockfisch, eine Marionette, die der Schurke dort nach Belieben am Faden zieht.“

„Ma, Madam —“ er wollte anfangen zu reden, sie aber schrie:

„Ma, ma, ein Esel sind Sie, Sie Ma, l....sch!“ und so rannte sie mit Ungestüm zur Türe hinaus.

Reinek ergriff die Gelegenheit, da Bondini den Esel nicht verdauen konnte, und gab sein Ehrenwort, mit dieser Furie von Weibe nie wieder das Theater zu betreten. Entweder sie müsse fort oder er ginge. Nun war Holland in Nöten. Herr Bondini konnte weder Herrn Reinek noch Madam Brandes entbehren. Aber Reinek ging von seinem einmal gefaßten Vorsatz nicht ab. Bondini mußte in einen sehr sauren Apfel beißen, mußte Brandesen ihres losen Maules wegen nicht nur auf der Stelle entlassen, sondern auch noch den Rest ihres laufenden Kontraktes auf einem Brett auszahlen, und somit war der Handel geschlichtet.

Wer die Gesellschaft damals sah und sie jetzt, da ich dieses niederschreibe, sieht, muß, ohne parteiisch zu sein, gestehen, sie sei um fünfundneunzig Prozent schlechter geworden. Damals gab es noch Männer, welche Regel kannten und genau darauf hielten, aber jetzt — o du mein Gott! jetzt spricht jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, bewegt sich, ohne zu wissen, warum, wie es der blinde Zufall gibt; er kennt sein Publikum: Wenn er nur mit den Händen tüchtig die Luft durchsäbelt und beim Abgange aus vollem Halse brüllt, ist er seines Beifalls gewiß und nicht etwa des Beifalls eines ungebildeten Publikums, nein, des Beifalls mehrerer gelehrten Rezensenten, die in ihren verschiedenen Fächern als Hofräte, Professoren und Doktoren im hohen Grade geschickt und verehrungswürdig sein mögen, aber vom Theater auch nicht soviel! verstehen.

Wir reisten nach Leipzig, und, um mich ganz zu studieren, was um und an mir sei, mußte ich mit Herrn und

Madam Reinek in einem Wagen reisen. So fein man mit mir umging, so klug war auch ich, zeigte mich in meinem wahren Nationalcharakter, bieder und offen, und gewann auf diese Art (da man sah, daß ich ein unschädliches Tier sei) das Zutrauen von beiden.

Überhaupt verstand Reinek — oder vielmehr seine Frau, eine geborne Wenzig — die große Kunst, seine Kameraden zu studieren und zu durchschauen, und wußte jeden so zu behandeln, daß er freien Willen zu haben glaubte und doch nach seiner Pfeife tanzen mußte.

Es war bei Herrn Bondini ein schöner Brauch: um seine Gesellschaft immer einig zu erhalten, gab er alle vier Wochen eine kleine Fete, wozu die ganze Gesellschaft gebeten ward. So etwas ist von ungemeinem Nutzen für das Werk. Denn bei allen Gesellschaften, sie mögen noch so wohl eingerichtet sein, fallen Streitigkeiten vor, und nur Harmonie kann ein Werk erhalten. Das wußte der brave Reinek wohl, und er verstand sehr geschickt, bei einem Glas Wein Streitigkeiten zwischen Schauspielern beizulegen. Hatte er gehört, oder wußte er von selbst, daß ein paar Schauspieler unter sich zerfallen waren, so suchte er sie auf, nahm sie beide bei der Hand, setzte sich zwischen sie, spielte den Halbbetrunkenen, ließ Wein reichen, sie mußten mit ihm anstoßen, und dann sprach er: „Seid ihr nicht närrische Kerls? Wir ziehen ja alle an einem Wagen, der die ersten Helden spielt, so gut wie der, welcher den Brief hinausträgt; keiner hat einen Vorzug als den: wer mehr arbeiten muß, bekommt mehr Geld; aber ziehen müssen wir alle. Also frisch angezogen, trinkt und reicht euch die Hände, reibt euch hernach die Bärte und seid Freunde wie vorher oder ihr sollt, so wahr ich bin, keinen Tropfen Wein zu trinken bekommen!" Machten sie dann noch Sperenzien, so fluchte er ein bißchen, ließ aber doch nicht nach, bis sie sich wieder versöhnten, und da diese Zirkels alle Monate erneuert wurden, so konnte Feindschaft keine Wurzel schlagen, und die Gesellschaft stieg auf die erste Stufe deutscher Bühnen.

O wie anders war es bei Bondinis Nachfolger, Herrn Seconda! Der ließ sich von seinem Regisseur Opitz dergestalt einnehmen, daß er immer nur mit ihm allein zusammen war, alle Freuden der Gastfreundschaft nur mit ihm und dessen Favoritinnen teilte, die übrige Gesellschaft aber zurücksetzend ausschloß und eben dadurch Ursache ward, daß diese brave Gesellschaft nach wenig Jahren um mehr als fünfundneunzig Prozent schlechter wurde.

Da ich das Zutrauen Reinekes gewonnen hatte, trug auch Herr Bondini kein Bedenken, mir fünfundfünfzig Louisdor vorzuschießen, daß ich meine Frau und Kinder von Hamburg kommen lassen konnte. Nun erhielt ich einen Brief von meiner Frau, worin sie mir ihre Abreise aus Hamburg und zugleich den Tag meldete, wenn sie in Leipzig einzutreffen glaubte.

Ich ritt ihr samt ein paar Freunden entgegen bis nach Merseburg; dort verweilten wir, bis die Postkutsche eintreffen mußte. Es war schon zehn Uhr abends, als wir sie kommen hörten. Wir gingen ihr bis vors Tor entgegen, und da ich mich der Kutsche näherte, hörte ich meine ältere Tochter kreischen, meine Frau aber gewaltig schimpfen. Ich ließ den Postillion halten, riß die Kutsche auf und fragte, was es gäbe:

„Ach Herr Jesus, mein Mann!" „Ach Herr Jesus, der Papa!" und so stürzte mir meine Familie in die Arme. Ich fragte gleich, was das Geschrei im Wagen zu bedeuten hätte; da erzählte mir meine Frau, daß ein junger Mensch, welcher auf die Universität reise, sich äußerst unverschämt gegen meine Tochter benommen habe. Kaum war das Wort aus ihrem Munde, als ich auch schon mit meinen fünf Fingern in des Purschen Toupet saß und ihn aus der Kutsche zog, während die andere Hand Bekanntschaft mit seinen Backen machte. Nun wollte sich der Schaffner darein melieren, den ich aber gleich an seine Pflicht erinnerte und ihm ernstlich drohte, meine Klage gegen ihn beim Oberpostdirektor anzu-

bringen: „Sie sind verpflichtet, auf Ordnung zu halten, und sitzen ruhig bei solchem Unfug? Ich bin ebenfalls kurfürstlicher Diener und werde die Sache nicht so hingehen lassen. Und nun fahren Sie in die Stadt; dieser Bube aber darf nicht mehr in die Kutsche, der geht mit uns zu Fuß, denn auch wir wohnen in der Post, wo wir uns weiter sprechen werden." Dies gab aber der Schaffner nicht zu, es sei sein ihm anvertrauter Passagier, den er wohlbehalten an Ort und Stelle bringen müsse. „Nun, so nehmen Sie ihn hin, aber auch meine Frau und Tochter sind Ihnen anvertraut, höre ich die geringste Klage, so halte ich mich an Sie, und hiermit Gott befohlen!"

Wir liefen neben dem Wagen her und kamen mit ihm auf der Post an, wo ich die Geschichte gleich dem Postmeister erzählte, der aber nur die Achsel zuckte. Ich gab mir aber ein recht sträfliches Ansehen, um zu imponieren, denn ich wußte wohl, daß auf meiner Seite nicht viel Recht sei, indem ich den Postwagen auf offner Straße angefallen und einen Passagier desselben malträtieret hatte, aber ich hatte es mit dummen Menschen zu tun, und da brüstete ich mich mit mehr Recht, als ich eigentlich hatte.

In der Passagierstube wollte der junge Ungezogene auftauen und einen meiner Gefährten gegen mich einnehmen und ihm sagen, ich hätte ihn wie ein Räuber auf offner Landstraße angefallen, er würde in Leipzig gegen mich klagen. Aber mein Freund, ein Hamburger Medicinae Studiosus de Witt, war gerade der Unrechte, an den er sich wandte: „Pursch, was willst du? Diesen Mann, der dich eigentlich mit Füßen treten sollte, den willst du verklagen?" und so faßte er ihn bei der Brust und drückte ihn dergestalt an die Wand, daß er giebste und ich dazwischen sprang, ihn aus seinen Händen zu erlösen. So ging es vier Stunden lang, solange sich nämlich die Kutsche in Merseburg aufhielt, bis wir mit anbrechendem Morgen weiterzogen und um zehn Uhr in Leipzig eintrafen. Der Schaffner, dem ich seiner versäumten Pflicht wegen mit dem Oberpostdirektor gedroht

hatte, schwieg auch, und somit war diese schmutzige Geschichte zu Ende.

Obschon ich damals sechsunddreißig Jahre zählte, spielte ich doch meiner schlanken Figur wegen noch immer die jungen ersten Rollen. Es war mir unangenehm, und ich bat Herrn Bondini, mich in das junge Männerfach zu setzen und einen jungen Menschen an meinen Platz zu engagieren, welches durch Zutun des Herrn Reinek auch geschah, und letzterer verschrieb Herrn Opitz an meine Stelle. Inwiefern Opitz es ihm dankte, wird der Erfolg meiner Geschichte zeigen.

Opitz war, bis auf seine schiefen Zähne und Frostballen an den Füßen, die schönste Figur eines jungen, blauäugigen Blondins. Das schöne Geschlecht huldigte ihm, in Dresden wie in Leipzig, und er besaß eine unbegrenzte Eitelkeit. Diese ging so weit, daß er sich wie die Damen auf die Straße schminkte. Der größere Teil (dieses muß ich zum Ruhme der Wahrheit und der Leipziger und Dresdner Damen laut bekennen) verachtete und bemitleidete diesen weibischen Mann; ein Vierteil aber wurde doch durch dieses Scheinverdienst geblendet, sah nur diesen schönen Opitz, vergaß Freund und leider auch nur gar zu oft Gatten und Kinder dieses geschminkten Götzen wegen, und dies begründete seinen Stolz dermaßen, daß er sich einbildete, er sei der schönste Mann, der angenehmste Gesellschafter, ja der erste Künstler in der Schauspielkunst. Reinek protegierte ihn auch, soviel er, ohne gegen andere ungerecht zu sein, es nur konnte, gab ihm seines blonden Lüsters wegen die ersten und besten jugendlichen Rollen, und so bildete sich Opitz nach und nach zu einem routinierten Schüler Thaliens.

In Leipzig waren wir sehr willkommen. Ich fand noch mehrere Bekannte von Döbbelins Zeiten her und brachte meine Zeit froh und glücklich hin, einen einzigen Vorfall ausgenommen, der mir das Leben hätte kosten können und die erste Ursache war, daß mein Gedächtnis für die Folge sehr in Unordnung kam.

Es wurde „Die Strafe im Abgrund“ gegeben. In der Szene, wo ich als Don Sancio vom Felsen herabgeworfen werden sollte, warf Herr Thering, welcher den Eseltreiber machte, durch Zufall eine armsdicke Stange auf den Platz, wohin ich fallen mußte. Da der Moment des Sprunges sich näherte, rief ich vom Felsen herab in die Kulisse hinein: „Die Stange weg!“ Mein Friseur, der Bürger und Perückenmachermeister Becker, sprang im Puderrock heraus, und obgleich das ganze Publikum lachte, riß er, da ich schon in der Luft war, die Stange hinweg, sonst würde ich den Hals gebrochen haben. Da ich mir aber zuviel Gewalt genommen, um über diesen so gefahrvollen Punkt hinwegzukommen, fiel ich auf Kopf und Brust, daß mir das Blut zum Hals herausquoll und man mich für tot in die Garderobe trug. Von dieser Zeit an fühlte ich es schon, daß mir das Memorieren schwerer wurde, und diesem Unglücksfalle hatte ich es zu verdanken, daß ich mein Brot schon in der Hälfte meines Theaterlebens ungemein mühevoller zu verdienen gezwungen war.

In Leipzig lebten wir immer froh und vom szientifischen Publikum geschätzt. Die Messen waren größtenteils sehr ergiebig, sodaß Herr Bondini jedes Jahr nach Michaeli mit einer sehr schweren Schatulle nach Dresden zurückfuhr, wo wir dann jedesmal wieder als neu sehnlich erwartet, geliebt und häufig besucht wurden.

Herr Bondini, einer der rechtschaffensten Männer aus Italien, den je Deutschland aufweisen konnte, verstand aber doch die übrigens sehr unschädliche Kunst eines Direktors, immer zu klagen und alle Jahre den Allerdurchlauchtigsten um Zulage zu bitten. Er brachte es aber auch unter der Protektion des Herrn Grafen Marcolini nach Verlauf einiger Jahre bis auf sechstausend Taler für den Winter. Döbbelin hatte nur zweitausend, Herr Seyler dreitausend, Herr Bondini aber war ein Italiener, der bekam sechstausend, sein Nachfolger, zwar ein Dresdner Kind, aber von italienischer Abkunft, brachte es bis 1815 auf sieben-, acht-, neun- und endlich gar auf zehntausend Taler für den Winter.

So lebten wir drei Jahre froh und in Freundschaft, des Sommers in Leipzig, im Winter in Dresden, von unseren Publikums gerne gesehen, und verdienten viel Geld, und das muß wohl der Fall gewesen sein, denn Herr Bondini hatte mit wenigem angefangen, da er aber starb, hinterließ er seiner Gattin und einzigen Tochter dreißigtausend Taler.

Herr Bondini erhielt zugleich das Privilegium, den Karneval über im Theater Reduten zu geben. Die ganze Gesellschaft hatte frei Entree. Ich machte mir die Sache sehr zunutz, versäumte keine und war jeden Abend anders maskiert. Ich war oft als Dame da, und wenn die Stunde des Walzens eintrat, so tanzte ich mit Graf Kosel und dem Leibpagen von Reizenstein wechselnd jedesmal eine ganze Stunde, ohne aufzuhören. Und da einmal Seine Exzellenz Graf Marcolini zugegen war und ich mit obbenannten Kavaliers schon eine ganze Stunde gewalzt hatte und nun andere Musik anging, riefen Seine Exzellenz mir zu: „Meine Dame, ich bitt', noch ein bissele!" Da ergriff ich des Herrn Bereiter Böhme seine Tochter Charlotte, die mir eben zur Seite stand (denn meine Chapeaux waren zu sehr ermüdet) und tanzte mit ihr noch beinahe eine halbe Stunde.

Des andern Tags ließ mich Herr Bondini zu sich bitten. Da ich erschien, kam er mir freundlich mit den Worten entgegen: „Sie 'ab gemakt gester mein Redut sehr alert, Sie 'ab allezeit exquisit Mask, ma schauen's, ik bedank mik für Sie." Ich stutzte über sein „bedank mik für Sie", Herr Seconda aber, damals noch Kassierer, half mir zurecht und sprach: „Herr Bondini drückt sich im Deutschen nicht gut aus, er will sagen, er danke dir." „Ja, ja," rief Bondini, „ik danken dir." Wir lachten, und dann erzählte er mir, wie zufrieden Seine Exzellenz gewesen wären über mein langes Aushalten im Walzen. „Ha ha," schrie er, „Sie 'aben gewalzen zwei Chapeaux und ein Dam kaput!"

So brachten wir froh unsere Zeit hin, als Herr Bondini im Hinblick auf eine doch mögliche Landestrauer es für gut

fand, in zweier Herren Länder sein Werk zu begründen. Er bewarb sich um das Privilegium in Prag und erhielt es auf der Kleinen Seite im gräflich Thunischen Stammhause, weil auf der Altstadt bereits eine Gesellschaft war.

Ich kann nicht leugnen, daß bei Erblickung der Mauern einer Stadt, wo man mir vor neun Jahren so übel mitgespielt hatte, meine ganze Natur sich empörte. Nach wenig Tagen aber gab es sich, meine vorige Ruhe und Zufriedenheit stellten sich wieder ein, und ich fand mich auf dem alten Fleck.

Unsere Gesellschaft war sehr gut, obgleich die andere ebenfalls sehr verdienstvolle Mitglieder aufzuweisen hatte, nämlich Herrn Wahr, Madam Körner, Herrn Spieß und andere mehr. Wir aber erschienen mit Herrn und Madam Reinek, Herrn und Madam Spengler, Herrn Hempel, Madam Reder und noch mehreren gleichfalls sehr guten Subjekten, daß wir also die andere Gesellschaft überflügelten und der Zulauf bei uns sehr stark wurde, indes das Haus auf der Altstadt fast immer leer war.

Prag bot uns wieder von allen Seiten verschiedene größere und kleinere Vergnügungen dar, sowohl was die Stadt und ihre Umgebungen selbst betrifft, als auch die zuvorkommend freundliche Aufnahme ihrer guten Bewohner aus allen Ständen. Von meinen alten Bekanntschaften fand ich nur noch zwei Damen, die sich aber unterdessen einige Runzeln angeschafft, die Komödie nicht mehr besuchten, dafür aber den Rosenkranz und das Cilicium desto mehr in Bewegung setzten.

Die Sachsen galten viel, ja sozusagen alles, und die Landeskinder wurden hintangesetzt. Das Sprichwort bestätigte sich also abermals, daß der Prophet nirgends weniger gelte als in seinem Vaterlande. Auch noch in der Folge: Seehunde, die wir ihrer Unbrauchbarkeit wegen entließen, wurden in Prag gut aufgenommen, weil sie vom sächsischen Theater zu kommen sich rühmten.

Opitz galt alles beim braven Reinek. Dieser gab ihm

viele seiner jugendlichen Rollen, unter welche vorzüglich Hamlet und Herzog Albrecht aus „Agnes Bernauer“ gehörten, die er zwar sehr brav gab, aber Reineken doch nicht erreichen konnte und ihn auch späterhin, ob er gleich sehr sich verbesserte, nie erreichte.

Herr Opitz, der mit allem liebelte, was zum schönen Geschlecht gehörte, es mochte in der Robe, in der Zirkassine oder Küchenschürze gehen, machte Madam Reineke ganz außerordentlich die Cour, und zwar so sehr, daß es jedermann auffiel. Aber Madam schien keine Acht darauf zu haben, und der Herr Gemahl lachte über den Hasenfuß (wie er sich ausdrückte), denn er glaubte seine Frau zu kennen. Aber die Folge zeigte es doch, daß er sich in der Menschenkenntnis um ein paar Nullen verrechnet habe.

Madam fing seit der Zeit an, was sie nie getan, mir Avancen zu machen, ja, wäre ich eitel genug gewesen, ich hätte mich aus ihrem Benehmen überreden können, sie gäbe mir den Vorzug. Ich traute ihr aber nicht und war auf meiner Hut. Bald merkte ich, daß ich nur der Popanz sein sollte, womit sie ihren Galan, wenn er nicht nach ihrer Pfeife tanzte, züchtigen wollte.

Reinek war freilich ein Mann, der seiner Frau nicht ganz Farbe hielt, wovon ich von Prag nur ein einziges Geschichtchen erzählen will.

Wir wohnten alle auf der Kleinen Seite im gräflich Thunischen Stammhause, ein Teil im linken, der andere im rechten Flügel. Herr Reinek hatte eine Favorite in dem seiner Wohnung entgegenstehenden Flügel. Diese pflegte er des Nachts, wenn seine getreue Gattin schlief, zu besuchen, um ihr die schwülen Sommernächte (wo man ohnehin nicht schlafen kann) verplaudern zu helfen. Er glaubte seine Sachen sehr gut eingerichtet zu haben, ging erst um ein Uhr, um welche Zeit er seine Frau fest entschlafen wähnte, auf seine Wanderung. Madam aber, die — vielleicht eines ähnlichen Spazierganges wegen — auf den festen Schlaf ihres zärtlichen Gatten lauerte, kam sehr bald auf die Spur seiner Prome-

naden in der Geisterstunde, paßte den Moment ab, da er wanderte, schlich ihm, um kein Geräusch zu veranlassen, auf den Strümpfen von ferne nach und setzte sich auf die Schwelle der Türe, wo hinein sie ihren treuen Gatten schleichen sah. Des Morgens Punkt vier Uhr wollte Reinek wieder retournieren, mußte aber über seine Frau, die noch auf der Schwelle saß, hinwegsteigen, die als ein sehr kluges Weib weiter nichts sagte als: „Guten Morgen, Herr Reineke." Ach, wenn doch alle Weiber so klug wären, wie mancher Spektakel würde unterbleiben! Gefangen war der Herr Gemahl und durfte bei Dingen nicht mucksen, wo er, wäre er nicht in Culpa gewesen, gewiß nicht würde geschwiegen haben.

Merkt es euch, ihr strengen Herren der Schöpfung: Was du nicht willst, das dir geschieht usw. Mehrenteils sind die Männer selbst schuld, wenn die lieben Weiberchen nicht Farbe halten! Behandelt sie artig, habt Nachsicht mit ihren Schwächen, denn wir haben derer ja ebensoviel und nur gar zu oft noch mehr; vergeßt nie, daß die Frau, wenn sie ihre Pflichten erfüllt, ebenso viele Rechte hat als der Mann!

Doch man verzeihe mir diese Ausschweifung, ich komme zu meiner Geschichte zurück.

Nachdem wir den ganzen Sommer Ehre und Geld erworben, reisten wir wieder nach Leipzig zurück. Bei der Abreise regalierte uns Graf Clam mit hundert Dukaten, die er der Gesellschaft für den den Herren Pragern gewährten schönen Genuß verehrte. Auch sonst hatten wir alle Ursache, das gute Prag mit dankerfüllten Herzen zu verlassen. Denn äußerst empfänglich sind die Herren und Damen für das Gute und Schöne. Gar oft wird eine gut vorgetragene Periode mitten im Dialog beklatscht, worüber man in Sachsen eben nicht sich zu beschweren Ursache findet. Zwar sagen die Herren Sachsen, es sei unschicklich, mitten unter der Rede zu applaudieren, man würde dadurch in der Täuschung gestöret, und ganz unrecht mögen sie wohl nicht haben. Aber das Klatschen ersterer ist der sicherste Beweis ihrer Aufmerksamkeit, Teilnahme und Gefühl fürs Gute und Schöne, von

welchem sozusagen hingerissen sie sich nicht zu halten vermögen, ihre Empfindung laut werden zu lassen.

Aber das jährliche Reisen nach Leipzig, wo die Quartiere sehr teuer sind, indem wir da für den Sommer so viel bezahlen mußten, als wir in Dresden das ganze Jahr gaben, die doppelten Wohnungen nebst dem, was unterwegs zum Teil zugrunde geht oder auch verzehrt wird, nebst den immerwährenden Krankheiten meiner Frau und mitunter auch Wochenbetten setzten mich so zurück, daß sich, als ich meinen Kalkül machte, eine Schuldenlast von dreihundert Talern vorfand, gewiß keine Kleinigkeit für einen Schauspieler damaliger Zeit. Nun wußte ich mir nicht anders zu helfen, ich mußte zu Herrn Bondini gehen und ihn um Vorschuß ansprechen, den er mir aber unter hundert Entschuldigungen sehr höflich abschlug.

Ganz kleinmütig wanderte ich nach Hause, warf mich verdrießlich in den Stuhl, als es klingelte und der Briefträger wie ein deus ex machina hereintrat, den ich aber nicht mit freundlichen Augen anblickte, weil ich für den Brief zehn gute Groschen sechs Pfenninge zu bezahlen hatte. Der Mann wurde befriedigt, der Brief, dessen Siegel und Hand mir ganz unbekannt waren, in der übelsten Laune erbrochen, und nachdem ich gelesen, während meine Frau mich mit forschendem Auge in ängstlicher Erwartung anstarrte, sprang ich freudig vom Stuhle auf, fiel meinem Weibe und Kindern um den Hals und sprang wie halb verrückt auf einem Beine in der Stube herum, machte Saltetondos, Spezaten und zehnerlei Bocksprünge, ohne die äußerst gespannte Neugierde meiner Frau zu befriedigen. Endlich, da die gesunde Vernunft wieder die Oberhand gewann, las ich meiner Ehehälfte folgenden Brief vor:

„Wohlgeborner Herr!

„Mir ist von Seiner Exzellenz dem Herrn General Bauer der Auftrag geworden, Ihnen samt Ihren Kindern ein En-

gagement anzubieten und alles gleich abzuschließen. Sie erhalten einen Kontrakt bei dem russischen Gesandten, welchen Sie gleich unterschreiben können, wenn Sie das Anerbieten annehmen: jährlich 2000 Silberrubel und 500 Dukaten, die Hälfte Reisegeld, die andere Hälfte Vorschuß. Könnten Sie Herrn Spengler samt seiner Frau mitbringen, so wird ihm derselbe Gehalt und Vorschuß zugesichert. Überlegen Sie sich die Sache, nur erbitte ich mir mit umgehender Post bestimmte Antwort.

St. Petersburg, d. $\frac{5.}{15.}$ Nov. 1782.

August von Kozebue,
Sekretär bei Seiner Exzellenz dem Herrn General von Bauer."

Nun hing auf einmal der Himmel voller Geigen. Erstlich eilte ich zu Herrn Spengler, in dessen Hause ich nicht wenig Freude verbreitete, er nahm auch gleich das Engagement an und setzte sich an den Schreibtisch, seine Sache mit Petersburg in Richtigkeit zu bringen.

Ich aber überlegte die Sache mit meiner Frau gehörig und begab mich des andern Tages früh abermals zu Herrn Bondini. Es waren eben die Weihnachtsferien, wo in Dresden nicht gespielt wird, und der Regisseur Herr Reineke war in Berlin, einige Gastrollen zu geben. Herr Bondini wunderte sich meines wiederholten Besuches wegen und sprach: „Ma, was wollens denn schon wieder?"

„Ich komme, mein gestriges Gesuch zu wiederholen, meine Creditores überlaufen mich zu sehr. Ich ersuche Sie dahero, mir dreihundert Taler vorzustrecken, die ich mir in einem Jahre, nämlich die Woche sechs Taler, will abziehen lassen, widrigenfalls muß ich bei einem anderen Theater unterzukommen suchen, wo ich diesen Vorschuß erhalten kann."

Bondini lächelte, sprach aber doch: „Ma, wann's können kriegen so viel Vorschuß — der san viel Geld — ik will kassieren Ihr Kontrakt. Ma, werden nicht leicht san an Theater, der kann geben so viel auf amal."

„Ich, Herr Bondini, ich nehme Sie beim Wort, ich kündige Ihnen hiermit unsre Verbindlichkeit auf, denn ich habe ein Theater in der Tasche, welches mir nicht nur dreihundert Taler, sondern fünfhundert Dukaten als Vorschuß anträgt," und somit zog ich meinen Brief aus der Tasche.

Bondini machte große Augen und sprach: „Ma, ik 'aben gegeben mein Parol', ik muß halten," suchte meinen Kontrakt hervor und steckte ihn in den Ofen.

Ich eilte froh nach Hause, Bondini an seinen Schreibtisch und meldete den ganzen Hergang an Reineken nach Berlin. Letzterer antwortete mit umgehender Post, daß er Spenglern zwar könne laufen lassen, doch Christen durchaus nicht. Es war aber zu spät, denn ich schloß gleich ab mit Petersburg und ließ mir a conto einige hundert Taler beim Bankier Herrn von Gregory auszahlen, womit ich meine dringendsten Gläubiger befriedigte, mir Betten anschaffte und mich samt meiner ganzen Familie anständig equipierte.

Da fuhr meiner Frau mit einem Male das gnädige Fräulein in den Kopf, und sie schaffte für sich, ob sie gleich gar nicht spielte, mehr Kleider an als für meine Tochter, die doch mit engagiert war, und wirtschaftete überhaupt so in den Tag hinein, daß ich mit den fünfhundert Dukaten fertig war, ohne daß ich das Reisegeld zurückgelegt hatte.

Die Zeit rückte heran, wo wir uns reisefertig machen sollten, allein es fehlte am Notwendigsten, am Gelde. Da sah meine teure Ehehälfte es freilich zu spät ein, daß sie zu tief in die Kassa gegriffen. Denn sie meinte, nachdem ich alle meine Schulden bezahlt, könne sie doch auch für ihre Garderobe sorgen, aber sie vergaß, daß umsonst mich kein Fuhrmann nach Travemünde und kein Schiffskapitän nach Petersburg bringen würde.

Ich mußte aufs neue Mittel erdenken, Reisegeld zu erlangen. Nach Petersburg um noch mehr Vorschuß zu schreiben, war zu delikat, denn ich würde mich dadurch in Mißkredit gesetzt und, wie ich in der Folge sah, ganz gewiß eine abschlägige Antwort erhalten haben. Da fiel mir der

Herr Hofbuchdrucker Decker ein, ein biederer Mann, ein Schweizer, der ehedem mein großer Verehrer und Freund gewesen und ein sehr wohlhabender Mann war, und ich faßte den Entschluß, nach Berlin zu reisen, um von diesem rechtlichen Manne dreihundert Taler zu borgen. Der Entschluß wurde gleich ins Werk gesetzt, und Freund Decker empfing mich als Bruder sehr herzlich. Da ich ihm aber mein Anliegen entdeckte, zuckte er die Achseln, gab mir gute Lehren über Ökonomie und verwies mir, daß ich meine Ehehälfte so mit dem Gelde habe wirtschaften lassen; der Mann müsse immer Mann bleiben und trotz aller Zärtlichkeit des Gatten Herr im Hause sein und sich das Ruder nicht aus der Hand nehmen lassen. Ich fühlte es tief, daß er recht habe, aber der Karren stak zu tief, ich bat und versprach pünktliche Zahlung, sobald ich nach Petersburg käme. Allein der Mann, welcher die nordische Wirtschaft besser als ich kannte, meinte, daß man dort sehr unrichtig bezahle und ich, wenn ich auch gern wollte, mit dem besten Willen nicht würde bezahlen können. Alle meine Vorstellungen halfen nichts; damit ich aber die Reise nach Berlin nicht umsonst gemacht hätte, schenkte er mir aus alter Freundschaft und Bruderliebe zwölf Louisdor und gab mir seinen väterlichen Segen.

Ich verließ diesen würdigen Mann mit betrübtem, aber dankerfülltem Herzen und reiste traurig nach Dresden zurück. Ich fuhr mit der ordinären Post, und da wir unter das Tor kamen und jeder Passagier seinen Namen sagen mußte, nannte auch mein Nachbar den seinen, und da man nach dem Charakter fragte, war die Antwort: Schauspieler. Wir sahen uns beide an, ich kannte ihn nicht, weder seinem Namen nach, noch von seiten seiner Verdienste, er aber kannte mich, und noch bevor wir die erste Station erreicht hatten, waren wir gute Freunde, ja er wurde so offen gegen mich, daß er mir die Ursache, warum er Berlin verließ, und seine Liebesgeschichte in nuce erzählte, die ich meinen verehrungswürdigen Lesern ebenso in compendio mitteilen will.

Er liebte die Tochter eines verdienstvollen alten Schau-



Herr Stegmann



Madam Stegmann

spielers W., und die Liebesgeschichte schritt fort bis auf den Punkt der Verlobung, welche zum neuen Jahr vor sich gehen sollte. Eben traten die Weihnachtsfeiertage herein, und er beschenkte seine Braut (welche wirklich eine vorzügliche Schauspielerin in sich zu entwickeln begann) mit einem dunkelblauen Atlaspelz, der Aufschlag mit weißem Fuchs, ein Wertstück, welches ihm achtzig Taler kostete. Das Geschenk machte große Sensation im Hause der Braut, und es wurde auf den folgenden Tag eine Spazierfahrt nach Charlottenburg verabredet.

Mein Bräutigam erschien nach acht Uhr mit dem Schlitten, um die Familie abzuholen. Da er in die Stube trat, lag das gute Mädchen noch im Bette und zwar auf Stühlen; denn sie waren im Quartiere sehr beschränkt, hatten nur eine Stube samt Alkoven, daß also die Eltern in letzterer Abteilung, die Tochter aber in der Stube, ihre Betten auf die Stühle ausgebreitet, schlafen mußte. Man zog sich schnell an, und da man fertig war, suchte man alles durch, konnte aber die schöne neue Pelzsaloppe weder in der Kommode noch irgendwo finden. Die Bestürzung war groß, alles glaubte, sie müsse gestohlen sein. In dieser Verwirrung räumte die alte Mutter auf, nahm die Betten von den Stühlen weg, und siehe da, die Saloppe lag zerknickt und zerquetscht, in tausend Falten gebrochen, unter den Betten, auf welchen sich das gute Kind vergangene Nacht in süßen Träumen gewiegt.

Der Bräutigam wurde ganz blaß, griff konvulsivisch in die Tasche, besann sich einen Augenblick und sagte: „Nun, das habe ich gut gemacht, habe den Beutel zu Hause vergessen. Verzeihen Sie, ich bin im Nu wieder da," flog zur Türe hinaus, warf sich in den Schlitten und kam nie wieder. Er eilte nach Hause, packte seinen Koffer, ließ sich auf der Post einschreiben und verließ Berlin, nachdem er vorhero ein Billett folgenden Inhaltes an seinen Engel absandte:

„Liebes Mädchen, erwarten Sie keine Vorwürfe von mir. Sie wären ohnedies unnütz. Nur mit zwei Worten muß ich

Ihnen sagen, daß ich zu arm bin, ein Mädchen zu ernähren, oder vielmehr zu ordentlich, mit einem Weibe glücklich leben zu können, die in vierundzwanzig Stunden eine Sache zum Unterbett verbraucht, welche dem Geber achtzig Taler gekostet hat; Sie müssen keinen Schauspieler, sondern einen Fürsten oder Krösus heiraten. Leben Sie wohl; wenn Sie diesen Brief lesen, bin ich schon über die Grenze. N. N."

Das gute Mädchen war damals erst fünfzehn Jahre alt, allein diese Geschichte verbreitete sich so sehr in der Theaterwelt, daß sie bis in ihr dreißigstes Jahr unverheiratet blieb, weil sich jeder Schauspieler vor ihrer übel berufenen Ökonomie zurückzog. Sie war übrigens ein braves Mädchen und treffliche Künstlerin. —

Da ich nach Dresden zurückkam, bestürmte mich Freund Reineke mit den schönsten Anerbietungen; ich sollte ins komische Fach übergehen, indem er mich versicherte, daß ich viel Talent dazu habe. Er versprach mir, wenn ich bliebe, im Namen des Herrn Bondini eintausendvierhundert Taler Gage. Da mußte ich lachen, denn noch vor vierzehn Tagen wollte man mir nicht dreihundert vorschießen, die ich in einem Jahre zurückzuzahlen versprach, und jetzt sollte ich vierhundert Taler Zulage erhalten. Dies Anerbieten war wirklich sehr akzeptabel. Ja, wäre der Vorschuß von Petersburg nicht schon verbraucht gewesen, ich hätte gewiß zugegriffen, allein so mußte ich die schönsten Aussichten von mir weisen und nur besorgt sein, wo ich jemand fände, der mir dreihundert Taler zur Reise nach Rußland vorzustrecken wagte.

Ich blieb also standhaft bei meiner vorhabenden Reise nach Rußland und ließ mich durch keine Versprechungen abwendig machen. Dies machte, daß man gegen Spengler freundlicher wurde, aber auch er blieb kalt gegen alles Zuvorkommen von seiten der Direktion.

Fünfter Abschnitt: Petersburg.

Die Zeit meiner Abreise aus Deutschland rückte heran, und ich nahm meiner Meinung nach auf immer Abschied von meinen lieben Dresdnern, mußte aber noch mit der Gesellschaft nach Leipzig wandern, wo neue Stürme meiner warteten.

Herr Spengler, welcher so wie ich sein Reisegeld und Vorschuß ausgegeben hatte, wußte auch nicht, wo er fünfzehnhundert Taler, die er ebenso notwendig brauchte als ich die dreihundert, hernehmen sollte. Wir fielen beide auf einen Herrn Reinhold, nachherigen Kommissionsrat, der damals vom Spielen lebte, seine Frau aber lieh auf Pfänder. Mir war das Glück nicht so günstig wie Spenglern. Dieser erhielt ohne alle Weigerung seine anderthalbtausend Taler, ich aber mußte zu meiner fünfmal geringeren Summe einen braven ansässigen Bürger zum Kaventen setzen und zwanzig Prozent auf vier Monate verschreiben, also einen Wechsel zu dreihundertsechzig Talern, in vier Monaten zahlbar, ausstellen. So wehe es mir auch tat, mußte ich doch in den sauren Apfel beißen und Herrn Breitkopf, der meine Ehrlichkeit besser zu würdigen wußte als Herr Reinhold, bitten, für mich zu unterschreiben. Er selbst stand damals noch unter seinem Vater und bat mich himmelhoch, ihn ja nicht sitzen zu lassen und zur gehörigen Zeit einzuhalten, welches ich denn auch mit Hand und Mund versprach, und so war ich gerettet.

Herr Spengler nahm gleich einen Bedienten an, dem er eine graue Livree mit roten Aufschlägen und Kragen nebst roter Weste und Beinkleidern, alles mit Silber bordiert, gab. Da der Kerl erschien, machte meine Frau große Augen, wurde bald blaß, bald rot — „Mann," sagte sie, „wir müssen auch einen Lakai haben." Ich stellte ihr vor, daß so ein Mensch uns auf der Reise nur zur Last fallen und leicht ebensoviel kosten würde als unsere Kinder zusammen. Aber das hieß tauben Ohren predigen, der Bediente mußte herbeigeschafft werden, und, damit wir seiner Treue wegen mehr gesichert wären, wurde ein Mensch aus Dresden verschrieben, dem ich einen Dukaten Reisegeld auszahlen mußte, da ich doch, wenn ich so einen Menschen aus Leipzig nahm, wenigstens den Dukaten ersparet hätte.

Nun wurde über die Farben der Kleidung zu Rate gegangen. Bald sollte er als Jäger grün mit Silber, bald ganz weiß mit dunkelblauen Aufschlägen und blauer Weste, alles mit Silber besetzt, bald blau mit rot gekleidet werden, endlich wurde resolvieret, daß er in einem roten Rock mit blauem Kragen und Aufschlägen samt blauer Weste und Beinkleidern, alles mit Silber besetzt, erscheinen sollte. Dies war der Sonntagsrock, auf alle Tage bekam er eine graue Ärmelweste zum Herumschmutzen.

Kaum war der Kerl im Hause, so ließ er gegen meine Köchin seine Freude nach Petersburg laut werden, und da ihn diese nach der Ursache fragte, war seine Antwort: „Ach, wie will ich da fressen, denn dort ist alles wohlfeil, ein Pfund Fleisch zwei Dreier, Fisch ein ganzes Pfund für einen Groschen, alles übrige spottwohlfeil, nun, da soll's hergehen!" Allein bis dahin kam's gar nicht. Er sollte mich frisieren, ich sah frisiert aus wie eine Nachteule. Er ist vielleicht mehr Damenfriseur, dachte ich, und meine Frau mußte sich auf den Stuhl setzen. Aber du mein Gott! Früh acht Uhr fing er an, den Krepp (wie es damals Gebrauch war) zu brennen, und nach eilf Uhr konnte sie sich erst pudern lassen. Da war denn gleich von vornherein böses

Wetter. Ging es aber zum Mittagessen, da war Monsieur Seehund flink wie ein Vogel, und es vergingen noch nicht acht Tage, so klagte die Magd über seine Gefräßigkeit und bat meine Frau, ihnen jedem das Essen a parte zu geben, denn bevor sie ihr Fleisch geschnitten und den ersten Bissen verzehrt habe, wäre er mit der halben Schüssel des Zugemüses schon fertig, sie käme also gar sehr zu kurz. Mit einem Worte, der Kerl war ein Schlingel, der sich nur ausfüttern wollte, aber nichts tun wollte oder konnte, denn nicht einmal meine Schuhe oder Stiefel waren rein, so sehr er sich auch Mühe gab, sie zu putzen. Da gab es denn alle Tage Spektakel, daß ich der Sache im ersten Monat überdrüssig wurde und ihm sagte, daß, wenn der Monat um wäre, ich ihn wieder nach Dresden zurückschicken wolle. Dies hörte er denn auch wie ein Stock mit an, und des andern Morgens fanden wir sein Bett leer. Er war abmarschiert und nahm mir die Ärmelweste, die mich sechs Taler gekostet, und eine Krausische Bilderbibel in Folio mit für den Lohn von zwei Talern.

Herr Spengler war, da ich abreiste, noch nicht zu Rande, und ich verließ acht Tage früher als er Leipzig und meine Freunde mit schwerem Herzen. Ich eilte, Lübeck zu erreichen, um so viel wie möglich aus der guten Witterung Nutzen zu ziehen, bevor die Stürme die Ostsee gefährlich machen. Gleich in den ersten Tagen des Monats Juni 1783 kam ich da an, stieg in einem der ersten Gasthöfe ab und erkundigte mich, ob nicht ein Schiffskapitän da wäre, welcher nach Petersburg segelte. In weniger als einer Stunde war der Schiffskapitän Hayer bei mir, mit dem ich für die Überfahrt akkordierte, für mich und meine Frau zwölf, für meine Kinder, deren ich drei hatte, und für die Magd zusammen sechs und für die Kost à Person einen Dukaten wöchentlich, das waren achtzehn Dukaten ohne Kostgeld. Die Reise nach Travemünden wurde noch abends angetreten, wo wir auch

gegen acht Uhr ankamen und ich an dem Ufer in dem Wilden Mann einkehrte.

Außer der Stadt Travemünden liegen zehn bis zwölf Gasthäuser, wo die Passagiere abtreten, bis der Wind gut steht, wo sie denn gerade dem Wirtshause gegenüber aufs Schiff, wäre es auch ein Dreimaster, steigen können; denn das Ufer am Ausfluß der Trave ist so hoch und das Wasser so tief, daß man gleich vom Lande mittels eines gelegten Brettes aufs Verdeck steigen kann.

So gut auch der Wind stand, da wir Lübeck verließen, so war er doch, da wir in Travemünden ankamen, wieder umgesprungen, und wir mußten in diesem Fegefeuer aushalten, bis es dem lieben Gott gefallen würde, uns zu erlösen. Ein Fegefeuer nenne ich dergleichen Gasthöfe mit Recht, denn ich mußte für eine Stube, worin ich mit Frau, Magd und Kindern wohnte und schlief, täglich zwei Dukaten ohne Kost bezahlen, und da uns der Herr der Schicksale eilf Tage in diesem Kerker ließ, kann man leicht denken, was mich dieses liebe Travemünden muß gekostet haben.

Das Schiff, auf welches ich verdungen war, hieß Margaretta, ein schöner, fast ganz neuer Dreimaster, welcher sehr majestätisch daherschwamm und vom Schiffer Hayer geführt wurde. Es lag eine Stunde außer Travemünden auf der Reede, Spenglers Dreimaster aber, vom Kapitän Menlos geführt, lag dicht vor meinem Gasthofe; er wurde eben ganz befrachtet, und Madam Menlos wollte gerade meiner zehnjährigen Tochter das Innere des Schiffes zeigen. Das Kind hüpfte mit der Frau, die es an der Hand führte, aufs Verdeck, indem die Segel aufgespannt wurden und der Kauffahrer vom Lande stieß.

Meine Frau, die es am ersten gewahr ward, fiel mir mit einem Schrei ohnmächtig in die Arme, indem sie den Namen der Tochter herausstieß. Nun sah ich erst, was geschehen war. Die zehnjährige Tochter schwamm auf einem fremden Schiffe auf der See, die Frau hatte ich ohnmächtig in den Armen, die ältere Tochter schrie um ihre Schwester,

die Schwimmende streckte die Hände nach ihren Eltern aus und weinte. Ich wußte nicht, sollte ich meiner Frau beistehen oder mich ins Wasser werfen, als mein Schiffer zu mir trat, mich tröstete und sagte: „Seien Sie ruhig, die Menlos ist ja dabei, sie begleitet nur ihren Mann bis auf die Reede und kommt nachmittags wieder zurücke, wird Ihnen dann wohl die Tochter mitbringen.“ Dieser Trost war Balsam für mich und mein armes Weib, und sie ermunterte sich wieder, aber beruhigt waren wir nicht eher, bis wir am Nachmittage das leichtsinnige Mädchen samt der Schifferin in einem Boote wieder ankommen sahen. Wir weinten aus Freude, das Kind aus Furcht vor Strafe, sie bat, sie schmeichelte, und so blieb es bei einem leichten Verweis.

Es war der siebzehnte Juni im Jahre 1783, als wir nachmittags nach vier Uhr in des Schiffers kleinerem Boote nach der Reede fuhren und unsere Margaretta bestiegen. Meine Frau zeigte außerordentlich viel Mut, indem sie die Treppe am Stürbord bestieg. Das kleinste Kind, eine Tochter von einem halben Jahre, nahm ein Matrose in den Arm und kletterte mit ihr wie eine Katze hinan, meine älteste nahm der Schiffer untern Arm, die, welche die Spazierfahrt des Morgens gemacht, zeigte, daß sie schon routiniert sei, und stieg alleine hinauf, dann folgte die Magd, und ich beschloß den Zug. Noch in der Nacht wurden die Anker gelichtet, und so ging die Reise an.

Des andern Morgens rief mich Herr Hayer aus meiner Koje (denn ich hatte mit meiner Familie die ganze Kajüte gemietet) und zeigte mir der Sonnen Aufgang, den ich freilich in meinem ganzen Leben noch nicht so prachtvoll gesehen hatte. Diese Majestät zu beschreiben, liegt außer meiner Kraft, auch würde jede Beschreibung durch den größten Dichter nur Wasser sein und bleiben gegen das erstaunungswürdige Wunder, welches sich dem menschlichen Auge darstellet, denn es ist keine Sonne, wie man sie am Horizont des festen Landes aufgehen sieht, sondern ein Feuermeer,

welches seine ganze glanzvolle Masse zugleich der See und dem wolkenleeren Firmament mitteilt, daß man davon geblendet die Augen niederschlagen und zurückweichen muß; anbetend lernt man da die Größe des Schöpfers bewundern und fühlt, welch ein unbedeutender Wurm der Mensch ist.

Wie wir gegen Bornholm kamen, welches sechsunddreißig Meilen von Travemünden liegt, hob sich der Wind, welcher sich mit jeder Minute verstärkte, so daß die See sich gewaltig an den bei Bornholm unterm Wasser liegenden Klippen brach. Der Schiffer machte uns aufmerksam und sagte, das hieße man die bornholmischen Wassermännchen.

Nach uraltem Gebrauch kamen die Matrosen mit einer Schüssel Wasser, um alle die Passagiers zu taufen, welche in ihrem Leben die erste Seereise machten; um also nicht getauft zu werden, mußte ich mich und die Meinigen mit einem Dukaten loskaufen.

Mit einem Male verstärkte sich der Wind und wuchs zum stärksten Sturme heran. Glücklicherweise hatten wir ihn im Rücken und flogen mit vollen Segeln dahin mit solcher Schnelligkeit, daß wir in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Stunden neunzig Meilen gingen. Vor Hochland, welches eine Gebirgsmasse mitten in der See ist und wo nur Fischer wohnen und sich viele Bären aufzuhalten pflegen, flogen wir so schnell vorbei, daß wir nicht einmal Zeit hatten, es recht zu sehen. Es war eben Sonntag, und wir saßen bei Tische, ich mit meiner Familie, der Schiffer und der Steuermann, als das Schiff so arbeitete, daß die Terrine mit den Erbsen über den Tisch von unten bis zu mir heran purzelte: „Fang auf, Christ!" rief Hayer, und unser Mittagsmahl war zu Ende. Stühle und Tische wurden gleich angeschraubt, und ich ging aufs Verdeck, mußte mich kümmerlich bis zum großen Mast an den Tauen hinwinden. Es war ein starkes Gewitter, die Blitze fuhren kaum dreißig Schritte von unserm Schiffe ins Wasser. Aber so gefährlich diese Naturbegebenheit auch immer sein mag, ebenso gräßlich schön ist sie doch. Wind, Wasser, Feuer, Donner wechseln nicht ab, nein, sind

immerwährend, und das Gebrüll des Donners, der auf der See viel stärker als auf dem Lande gehört wird, vereint mit dem dumpfen Geräusche des Wassers und dem Geheule des Sturms, ist betäubend und liegt außer aller Macht der Beschreibung.

So ging es vorwärts, bis wir in den finnischen Meerbusen einliefen. Da aber hier das Fahrwasser nur zwei bis höchstens vier Meilen breit ist und der Wind unverändert aus Süden blies, verlor der Schiffer ganz den Kopf, schob seine Stutzperücke bald aufs linke, bald aufs rechte Ohr, schlug die Hände zusammen und schrie: „Kinder, betet, sonst sind wir verloren!“ Ich fragte nach der Ursache, warum wir denn verloren sein sollten, erhielt aber keine andere Antwort als: „Bete samt deiner Frau und Kindern; wenn sich der Wind nicht umsetzt, sind wir verloren.“ Dieses war mir, wie jedermann leicht begreifen kann, eben kein Trost, ich wendete mich also an den Steuermann mit den Worten: „Sage mir doch aufrichtig, ist es denn wirklich so gefährlich, daß der Schiffer so ängstlich tut?“ „Jawohl,“ war die Antwort, „siehst du, der ganze Kanal ist nur vier Meilen breit, links vom schwedischen Ufer her gehen die finnischen Schären eine ganze Meile herein in die See und machen die Fahrt äußerst unsicher, rechts am preußischen Ufer laufen die Untiefen auch eine Meile herein; da nun das Fahrwasser nur zwei Meilen breit ist und wir die Segel einziehen, so treibt uns der Strom in Zeit von längstens vier Stunden auf die Klippen und wir scheitern. Es bleibt also nur noch ein Mittel übrig, wir werden es gleich versuchen: alle Segel werden aufgespannt, vielleicht schneiden wir doch noch durch.“ „Vielleicht?“ fragte ich und wurde ganz blaß; „vielleicht —“ sagte ich nochmals, und ein zweites Wort erstarb mir auf der Zunge.

Man denke sich nur einen Augenblick an meinen Platz. Ein Vater mit vier lebendigen Kindern und einer hochschwergehenden Frau in der Ungewißheit, ob er mit allen den Seinigen in einer oder zwei Stunden noch leben wird —

mir war ebenso, als ob man mich in diesem Augenblick aufs Blutgerüst führen wollte. Ich ging in die Kajüte, segnete Frau und Kinder und bat sie, nicht aufs Verdeck zu kommen, weil eine Welle nach der andern über das Schiff spülte. Ich aber legte mich in das Netz am Bugspriet, wickelte mich in meinen Ärmelmantel und sah, wie das Schiff arbeitete, indem es sich bald in den Abgrund senkte, bald wieder pfeilschnell auf der höchsten Spitze einer Welle stand. Aber ich hatte noch nicht lange diesem riesenmäßigen Spiel der Natur zugesehen, als eine ungeheure Wassermasse das Schiff von der vordern Spitze bis ans Steuerruder überschwemmte und mich vom Kopf bis zum Fuß einweichte. Mühsam wand ich mich von meinem unsicheren Platze von einem Maste zum andern, von einer Strickleiter zur andern, bis ich die Kajütentüre erreichte und totenblaß den Meinigen in die Arme stürzte. „Ach, mein Gott!“ schrie meine Frau, „Mann, bist du ins Wasser gefallen?“ „Sei ruhig, meine Gute,“ sagte ich, sie und meine armen Kinder ans Herz drückend, „wäre ich bei diesem Sturme ins Wasser gefallen, kein Mensch hätte mich retten können, in dieser Welt hätten wir uns nicht mehr gesehen.“

So setzten wir uns zusammen, umschlangen uns und erwarteten mit jedem neuen Windstoß den Untergang des Schiffes. Noch ein paar Stunden standen wir diese Todesangst aus, als mit einem Male die Türe aufging und der Steuermann hereinrief: „Gott sei Dank, die Gefahr ist vorbei.“ Wie von einem elektrischen Schlage gerührt, ohne vorhergegangene Verabredung stürzten wir alle auf die Knie, beteten nur ein Vaterunser, aber mit einer Andacht, mit einer Inbrunst, wie wir Menschen nur selten beten. Die Lippen bewegten sich nicht, aber unsere Herzen sprachen.

Nach einer halben Stunde ließ sich der Schiffer auch sehen, nahm seine Perücke vom Kopfe und trocknete mit dem Schnupftuche den kahlen Kopf, indem er, tief Atem holend, sagte: „Nun, Kinderchen, diesmal ist's vorbei, aber es war nahe beim Halse. Nun wollen wir aber auch gleich Punsch

machen, denn unsere Matrosen haben gearbeitet wie Kerls." Der Wind ließ nach, der Punsch wurde gemacht, und vom Kapitän bis zum untersten Schiffsjungen trank alles auf überstandene Gefahr.

Wir schliefen ungemein ruhig, denn der Wind legte sich, und wir wurden sanft gewiegt. Als wir des Morgens erwachten, sahen wir in einer Entfernung von ohngefähr sechs Meilen Kronstadt mit seinen Türmen und den im Wasser liegenden steinernen Batterien. Allein es fiel eine gänzliche Windstille ein, und unsere Margaretta stand wie angemauert fest in der See. Es mußten nun die Boote, die auf dem Verdeck während des Sturmes festgebunden waren, abgenommen und ins Wasser gebracht werden; darüber vergingen mehrere Stunden. Endlich wurde die faule Margareth, weil gar kein Wind, auch nicht das geringste Lüftchen blies, durch Taue fortbugsiert und das so langsam, daß wir an den sechs Meilen sechsunddreißig Stunden zubrachten.

Da wir zum Wachschiff kamen und visitiert wurden, wunderte ich mich nicht wenig, die russischen Matrosen so schön rein deutsch sprechen zu hören. Es ist in der Tat zu bewundern, daß man in Kur- und Livland, ja selbst in Karelien besser und reineres Deutsch spricht als in Sachsen, Niedersachsen ausgenommen, wo nebst dem Plattdeutsch die reine Grundsprache geredet wird.

Hier wurden wir visitiert und die Koffer plombiert, der Visitator und die Matrosen bekamen ihre Geschenke in Branntwein, Zucker und Kaffee usw., und wir fuhren, nachdem vom Wachschiffe alles in Ordnung gebracht worden, in Gottes Namen nach Kronstadt, um uns noch einmal visitieren und schurigeln zu lassen.

Hier war man so artig, nicht nur mir, sondern auch meiner Frau und Kindern die Taschen ausleeren zu lassen, um zu sehen, ob nicht Kontraband von Preziosen vorhanden wäre. Das Schiff aber mußte noch acht Tage im Hafen liegen bleiben, bevor es löschen konnte und nach Petersburg absegeln durfte. Mein Geld war alle, und ich mußte ganz

allein nach Petersburg fahren, um bei General Bauer etwas holen zu können. Ich ließ also Frau und Kinder in Kronstadt und fuhr des andern Tags über die Newa, welche hier eine Meile breit ist, nach Oranienbaum, um von da aus zu Lande über Peterhof nach Petersburg zu fahren.

Hier fing mein Schicksal schon an, eine üble Richtung zu nehmen. In Oranienbaum erfuhr ich, daß der Herr General Bauer verstorben und General Melessinov an dessen Platz gekommen sei und daß die Theaterkassa in sehr üblem Zustande sich befände, indem alle Staatsbeamte sowie das Militär, kurz alles, was in Kronsdiensten stehe, nur alle Tertiale oder vier Monate bezahlt würde, nun aber bereits in dreizehn Monaten kein Geld gesehen habe. Man zweifelte, daß ich in der Hauptstadt meine Wünsche befriedigt sehen würde, und bedauerte mich nebst meiner Frau und Kindern, weil man voraussehe, daß ich diese große und beschwerliche Reise umsonst gemacht haben würde.

Ein schöner Trost in meinen betrübten Umständen, indes vorwärts mußte ich doch. Ich ging also zum Postmeister und sprach mit ihm. Aber er verstand mich nicht, ich verstand kein russisches Wort, er kein deutsches. Ich frug: „Parlez-vous françois?“ Er: „Niet —Ruski!“ Ich: „Intelligisne linguam Latinam?“

Er schüttelte den Kopf und blieb bei seinem Niet. So ging es mir auch mit dem Italienischen, er blieb bei seinem Niet, und nun war meine Gelehrsamkeit zu Ende. Ich griff also in die Tasche, nahm ohngefähr drei Taler Münze heraus und sprach: „Kupitka na pitterburg.“ Er neigte sich tief, nahm so viel Geld, als ihm gebührte, sprach: „Charoscho, dotschas,“ verließ mich, und in fünf Minuten war eine Kipitk nebst einem Kutscher da. Es war abends sechs Uhr, und Punkt eilf Uhr kam ich ganz zerstoßen und zerschlagen — denn ich hatte keine Unterlage, nicht einmal hinreichend Stroh — in Petersburg an.

Mein Kutscher fragte viel, aber ich verstand ihn nicht; er pochte bei mehreren Gasthöfen an, man nahm mich aber

nicht ein. Der Kerl resolvierte sich kurz, fuhr mich auf den Posthof, spannte aus und ließ mich unter freiem Gotteshimmel liegen.

Da sich weiter niemand um mich bekümmerte, legte ich mich auf den blanken Boden meines Fuhrwerks und schlief ruhig, bis des Morgens sechs Uhr ich durch starkes Reden und einige unsanfte Berührungen aufgeweckt wurde. Es mochte wohl ein Postsekretär oder sonst ein Postoffiziant gewesen sein, der mich sehr barsch anredete und mich, wie seine Pantomime zeigte, aussteigen hieß. Er sprach viel, was ich nicht verstand, ich antwortete: „Kozebue Sekretär na General Bauer," und da ich immer nur dieselben Worte wiederholte, rief er einen russischen Stallknecht und hieß mich mit selbem fortgehen. Ich ging ohngefähr dreiviertel Stunde lang, endlich ließ er mich stehen, sprach Dinge, die ich nicht verstand, und ging seinen Geschäften nach.

Mit was für Empfindungen ich mich hier auf dem Platz herumdrehte, kann ich keinem Menschen schildern. Mitten in einer ungeheuren Stadt, keine bekannte Seele und mit der Sprache des Landes ganz unerfahren, redete ich wohl zehn Menschen in allen mir nur einigermaßen bekannten Sprachen an, aber alle schüttelten mit dem Kopfe und jeder sprach: „Ja ne snai" — wenigstens verstand ich es so. Ich war der Verzweiflung nahe. „Gott," rief ich aus, „ist denn in dieser großen Stadt auch nicht ein Mensch, der deutsch versteht?" — als auf einmal aus einem mir gegenüberliegenden Keller eine Stimme wie vom Himmel mir in die Ohren tönte: „Mein Herr, Sie sind gewiß ein Fremder, wen suchen Sie denn?" „Ach Gott!" schrie ich vor Freuden außer mir, „endlich komme ich unter Menschen. Ich suche den Herrn von Kozebue, Sekretär des verstorbenen General Bauer, er soll an der roten Brücke wohnen, aber ich bin ganz fremde, verstehe kein russisches Wort und weiß also nicht, an wen ich mich wenden soll, der mir Bescheid sagen kann."

„Sei'n Sie nur ruhig," war die Antwort, „Sie stehen

gerade vor dem Hause. Von Kozebue wohnt hier eine Treppe hoch, und diese Brücke links über die Moyka ist die rote Brücke." Ich glaubte einen Engel reden zu hören, dankte dem braven Deutschen und flog in das Haus.

Auch von Kozebue stürzte mir in die Arme und lachte mich aus, da ich ihm mein unglückliches Fatum erzählte. Blässe überzog mein Gesicht, als er mir bestätigte, daß kein Geld in der Kassa sei und daß alle Offizianten bereits dreizehn Monate keines gesehen hätten, und in Extase rief ich aus: „Ja, ja, der erste ominöse Eintritt in Petersburg zeigte es mir schon, daß ich hier nicht glücklich sein würde!" Kozebue lachte von neuem, schloß sein Bureau auf und lieh mir vor der Hand eine Banknote von hundert Rubeln, damit ich meine Frau und Kinder von Kronstadt holen konnte. Auch wies er mir in demselben Hause, wo er wohnte, zwei Treppen hoch eine Wohnung als Absteigequartier an, bis ich mich würde ordentlich eingerichtet haben.

Unbekannt mit der ganzen Theaterwelt der Residenzstadt, konnte ich niemand, auch nicht einmal den Regisseur Herrn Fiala besuchen, welches mir in der Folge zum großen Nachteil gereichte; nur meinen vieljährigen Bekannten, Herrn Czechtitzky, sprach ich, welcher mir auch zu meiner Rückreise nach Oranienbaum seinen Wagen und Postzug lieh.

Gleich den andern Morgen verließ ich Petersburg und flog nach erstgenanntem Ort, wo ich den Kutscher im Wirtshause warten ließ, indem ich des andern Tags ganz früh mit Frau und Kind wieder einzutreffen versprach. So glaubte ich es freilich bewerkstelligen zu können, aber das Wasser ist keine Poststraße, auf welcher man Zeit und Stunde seines Eintreffens bestimmen kann. Ich fuhr abends beim schönsten Niedergang der Sonne unter fröhlichem Gesang meiner Matrosen nach Kronstadt zu meiner Frau und Kindern, um sie des andern Morgens im Triumph mit vier Pferden nach der Hauptstadt zu bringen, aber in der Nacht erhob sich ein so gewaltiger Sturm, daß man mich am andern Morgen nicht zum Hafen hinausließ; — wieder eine Anzeige,

die mich mahnte, nicht nach Petersburg zu gehen, aber der große Schritt war getan, umkehren konnte ich nicht mehr.

Da mochte ich nun bitten oder fluchen, kein Matrose wagte sich, bei bergehohen Wellen der Newa aus dem Hafen zu segeln, auch erlaubte es der Kommandant nicht; ich mußte mich also in Geduld üben und warten, bis es dem Lenker aller Schicksale gefiele, mich aus dem Gefängnisse entschlüpfen zu lassen. Unterdessen hatte ich Zeit, weil heiterer Sonnenschein war, mich etwas in Kronstadt umzusehen.

Kronstadt liegt fünf Meilen von St. Petersburg auf der Insel Kotlin-Ostrow, auf deutsch Kesselinsel. Sie ward von Peter dem Großen im Jahre 1703 angelegt, war anfänglich nur eine kleine Festung, welche den Hafen Cron-Schlot verteidigte. Sie erhielt aber im Jahre 1721 diesen Namen, nachdem sie breite Gassen, schöne Paläste und eine kleine evangelische Kirche für lutherische Seeoffiziers erhalten hatte. Die Einwohner werden an die zwanzigtausend Seelen geschätzt. Der Wall ist stark mit Kanonen besetzt, es sind sozusagen drei Häfen hier, die alle sicher und bequem sind; aber das süße Wasser der Newa hat die Untugend in sich, daß alle Schiffe, die über zwanzig Monate darin liegen, verfaulen, welches beim Seewasser erst in zwanzig Jahren zu geschehen pflegt.

Eben wollte ich den von Peter dem Ersten im Jahre 1719 angelegten, von der Kaiserin Anna 1734 fortgesetzten und von der Kaiserin Elisabeth 1752 vollendeten steinernen Kanal besehen, als der Marqueur aus meinem Hause mich aufsuchte und mir die frohe Nachricht brachte, daß der Hafen nach Tische frei sein und die Passage vom Kommandanten erlaubt werden würde. Ich eilte nach Hause, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, wollte vom Schiffer meine Koffer abholen lassen, mußte aber zu meinem Schrecken hören, daß er nichts vom Schiffe verabfolgen lassen dürfe, bis das Schiff gelöscht sei.[1]) Ich stellte ihm vor, daß ich in Peters-

[1]) Ist ein Schiffer-Terminus, der soviel sagen will, bis das Schiff visitiert und sowohl Schiffer als Passagiere ihren Zoll entrichtet haben.

burg Visiten zu machen habe, aber das half alles nichts, ich mußte mich einer für jeden Reisenden höchst peinlichen Gewohnheit unterwerfen und abermals in Reisekleidern die Hauptstadt betreten.

Ich mietete ein großes Boot mit zwölf Matrosen, die mich nachmittags nach Oranienbaum übersetzen sollten; das wenige Gerät wurde abgeholt, und ich samt meiner hochschwangeren Frau und vier lebendigen Kindern und Dienstmagd überließen uns wieder dem so gefährlichen Elemente, welches, da wir vom Ufer stießen, noch sehr unruhig war und hohl ging. Am Walle, dem wir zu Anfange entlang fuhren, rief mir mein Schiffer nach: „Auf Wiedersehen in Petersburg!" „Aber wann?" fragte ich. „Längstens in acht Tagen" war die Antwort. Ich glaubte, der Schlag müsse mich rühren, denn ich hatte nicht einmal hinreichende Wäsche, weder für mich noch für meine Kinder, und eben wollte ich fluchen, als wir vom Walle abstießen und uns eine Welle ergriff, die beinahe das ganze Fahrzeug umgeworfen hätte. Das Geschrei meiner Frau und Kinder machte mich erst auf die Gefahr aufmerksam, und darüber vergaß ich den Schiffer und meinen Unwillen, würdigte ihn auch keiner Antwort mehr. Nun ging die Reise fort. Aber welch ein Unterschied von dem Strome, den ich noch vor zwanzig Stunden so angenehm bei heiterem Himmel beschiffte! Jetzt tobte er, da der Wind seinem Ausflusse entgegenstand, in hohen Wellen und kreiselnden Zirkeln, und wir wurden auf eine sehr unsanfte Weise geschaukelt, als auf einmal eine berghohe Welle sich gegen uns andrängte und die Matrosen alle zwölf auf eine Seite des Bootes sich hinwarfen, welches Manöver das Schiff noch erhielt, sonst wären wir gewiß umgeschlagen. Noch einmal in dieser langen Stunde der Überfahrt bestanden wir denselben Schrecken und Gefahr, dann erreichten wir das jenseitige Ufer und bestiegen, Gott dankend, die Brücke, welche Fürst Menschikow weit in die Newamünde einst hatte erbauen lassen. Ich bezahlte meinen Matrosen die verakkordierten anderthalb Rubel und schenkte ihnen noch fünf-



Demoiselle Stegmann
spätere Madam Herzfeld



Betty Koch
spätere Madam Roose

zig Kopeken oder einen halben Rubel Biergeld, wofür sie mir einstimmig mit einem Hurra dankten.

Oranienbaum liegt Kronstadt gerade gegenüber und ist berühmt durch das Lustschloß und den schönen Garten, auch ist eine türkische Badestube da, und General Bauer pflegte den Sommer da zuzubringen.

Nun hatte ich die Wassergefahren überstanden und ging einem Haufen neuer Unglücksfälle entgegen.

Mein Kutscher freute sich, mich wiederzusehen; für diese Teilnahme ließ ich ihm ein Glas Kümmelbranntwein reichen, ich trank auch eines, und da er ein Gesicht machte, welches nach mehr zu lechzen schien, so sagte ich dem Wirt, er solle ihm nur noch eines einschenken. „Von diesem?“ fragte der Wirt. Ich bejahte es, er gab es ihm, und im Augenblick war es verschluckt. Der Wirt sah mich an und meinte, er sehe wohl, daß ich fremd und also nicht wisse, was in Rußland ein Gläschen Likör koste. „Je nun,“ sagte ich, „in Sachsen kostet es einen Groschen, mag es immer hier zwei kosten, das tut ja nichts, denn ich bin sehr froh, daß ich die letzte Gefahr überstanden.“ „Alles gut,“ meinte der Wirt, „aber eben weil Sie aus Sachsen kommen, wo ich auch in früherer Zeit war, wo ich auch manches Gläschen zu einem Groschen, ja wohl zu einem Sechser bezahlte, muß ich Ihnen sagen, daß hier das Gläschen fünfundzwanzig Kopeken oder nach sächsischem Kurs sieben gute Groschen kostet.“ „So? Je nun, so lassen wir es bei diesen zweien bewenden,“ meinte ich, bezahlte, was Kutscher und Pferde vorige Nacht verzehrt hatten, packte meine Frau nebst drei Kindern und der Magd in den Wagen mit vier Pferden, und ich nebst einer Tochter von eilf Jahren warfen uns in eine Kupitka und fuhren mit Extrapost direkta nach St. Petersburg.

Wir fuhren vor Peterhof, Katharinenhof, Kraßna Kapak und mehreren am Strande der Newa liegenden Lustpalästen vorbei, als ich mitten auf dem Felde ein sehr schönes Stadttor erblickte, welches nach allen Regeln der Baukunst verziert, aber weder durch Mauerwerk mit einer anderen Pforte

verbunden noch durch einen Stadtgraben von einer sogenannten Vorstadt getrennt war; sondern man konnte durch diesen Prachtbogen durch- oder an einer beliebigen Seite vorbeifahren: man war nun in der Stadt, denn Petersburg ist ohne Ringmauer.

Mein erstes Quartier war an der Kraßna Most oder roten Brücke, wo mich von Kozebue mit offnen Armen empfing. Unterdessen war auch Herr Spengler angekommen, und wir bewohnten mit dem von Kozebue und dem Schauspieler Riedel ein ganzes Haus. Mein Schiffer war aber noch nicht angekommen und ich hatte keine Kleider, meine notwendigsten Visiten zu machen, welches mir der Regisseur Fiala sehr übel nahm und, wie die Folge zeigen wird, auch sehr nachtrug. Es waren acht Tage vorbei, da mein Schiffer von Kronstadt eintraf und ich mich wieder aus meinem Überrock in bessere Kleider werfen konnte. Mein erster Gang war zu Herrn Fiala, der mich zwar mit vieler Höflichkeit, aber äußerst gespannt und mit vieler Zeremonie aufnahm. Ich entschuldigte zwar meine so späte Visite mit dem Mangel an anständigen Kleidern, er nahm auch diese Entschuldigung mit hofmännischem Lächeln auf, meinte aber, mit einem Freunde und Landsmanne hätte es der Umstände nicht bedurft (Herr Fiala war so wie ich in Wien zu Hause).

Ich erbat mir zum Debüt aus Gotters „Marianne" den Herrn von Waller, welcher mir auch gern bewilliget ward, denn Herr Fiala spielte den Präsidenten darin, und es soll eine von seinen Favoritrollen gewesen sein. Er schien nach und nach natürlicher zu werden und überreichte mir zum Zeichen seines Zutrauens und seiner Liebe die Rolle des Marquis de Falaise aus den „Drei Töchtern" vom Spieß. Diese Rolle ist fast ganz französisch, damit sollte ich den Hals brechen; ich empfing sie mit Lächeln und erriet gleich, wohinaus mein ehrlicher Freund und Landsmann wollte.

Hier muß ich noch etwas bei meiner Erzählung zurückgehen und berichten, wie ich bei Ankunft meiner Koffer und Kisten auf dem Lizent- oder Packhofe behandelt wurde. Nach-

dem ich alles dahin bringen lassen und zwei Stunden gewartet, wurde ich endlich sehr barsch von einem Jemand angeschnauzt und gefragt, was ich Akzisbares habe. Meine Antwort war, daß ich zum ersten Male hier sei und also nicht wissen könne, was hier Kontraband sei oder nicht. Nun fragte ein anderer, aber viel bescheidenerer Mann: „Mein Herr, haben Sie Juwelen oder sonst Silbergeschirr?" Ich wußte nicht, wo meine Frau etwas weniges von dergleichen, was ich etwa besaß, hingepackt habe, bat ihn also, zu untersuchen oder untersuchen zu lassen, was sie Akzisbares finden möchten. Diese höfliche Antwort schien ihm zu gefallen, und er untersuchte meine Koffer mit vieler Schonung. Nun aber ging's über die Kiste. Das erste, was ihnen in die Hände fiel, war eine große runde Schachtel mit gelb gebranntem Haarpuder, welcher mich in Leipzig beim Einkauf zwanzig und zu brennen vier gute Groschen, folglich einen Taler gekostet hatte; von diesem Puder hatte meine Frau ohngefähr drei Pfund verbraucht, und es waren beiläufig noch sieben Pfund vorhanden. Die Geschichte wurde gewogen, und ich sollte sieben Silberrubel Zoll dafür bezahlen. Ich erschrak nicht wenig, faßte mich aber bald, nahm die Schachtel und warf den ganzen Puder in den Hof auf den Unratsplatz.

„Das hilft nichts!" schrie der Grobe, „Er muß doch bezahlen." Da fuhr es mir ins Blut, ich trat vor ihn hin mit blutrotem Gesichte und schrie:

„Herr, nur Ihro Majestät die Kaiserin und die Großfürsten dürfen mich Er nennen, für Ihn bin ich noch kein Er, denn ich bin Kronsoffiziant und stehe in kaiserlichem Dienste; das kann nicht jedermann von sich sagen."

Der bescheidene Mann trat zwischen uns, sprach sehr heftig russisch mit dem unhöflichen Mann, der sich brummend zurückzog, und erließ mir diesen Zoll; aber für einen Offiziersdegen, der von Messing und vergoldet war, mußte ich doch einen Silberrubel erlegen. Die Akzise ist sehr streng; jedermann, der Silbergeschirr oder Uhren, nämlich mehr als eine, oder echte Ringe hineinbringt, muß vierzig Prozent erlegen,

und wenn er nach acht Tagen mit alledem wieder abreist, bezahlt er abermals vierzig Prozent. Da ich nach Hause kam, barmte meine Frau gar erschrecklich um ihren gelben Puder, gab sich aber zufrieden, da sie sah, daß sich gelb zu pudern in Petersburg nicht Mode war.

Jetzt fängt meine Leidensgeschichte an, und nur mit Schaudern ergreife ich die Feder, aufzuzeichnen, was für ein Mißgeschick mich von dieser Zeit an verfolgte. Zu meinem Debüt ward „Marianne" vom Gotter gewählt, worin ich den Waller hatte. Des Morgens erhielt ich ein anonymes Billett folgenden Inhalts:

„Mein Herr, wagen Sie es ja nicht, in der Rolle des Wallers zu erscheinen. Sie sind ein Mann von vierzig Jahren, Waller ein Mann von vierundzwanzig. Zu dieser Rolle haben wir noch junge Schauspieler. Treten Sie noch zurück, weil es noch Zeit ist, sonst laufen Sie Gefahr. Adieu."

Eine schöne Aufmunterung bei einem Debüt, wo man aller Aufmerksamkeit bedarf, auch wenn man kein solches Billett erhält. Aufrichtig zu sein, muß ich sagen, ich verlor alle meine Fassung. Die Rolle abzugeben, war zu spät. Niemand war da, der auf die Rolle Anspruch machen konnte als Herr Nabel (ein ehemaliger Barbiergeselle), dessen Frau die Favorite Seiner Exzellenz des Herrn General Melessinov, unseres Intendanten, war. Das anonyme Billett konnte also wohl nur von dieser Seite herkommen. Dem sei aber, wie ihm wolle, meine Spiellust war vorüber, und schon bei der um eilf Uhr angesagten Probe war ich ganz verstimmt. Madam Riedel, mit welcher ich schon in Prag bei Herrn von Brunian zusammen war, gab die Mutter; auch sie mußte von dem mir bevorstehenden Schicksale unterrichtet sein, denn auch sie war verstimmt und tat ganz fremd gegen mich. Nach der Probe saß ich bei Tische, ohne zu speisen, und ging bald auf meine Stube, ganz in mich gekehrt. Ebenso erschien ich in der Garderobe; mein Freund Fiala fragte, was mir fehle, ob ich krank sei. „Nein," antwortete ich, „krank bin

ich noch nicht, aber mir ist nach einem heute morgen erhaltenen Billett nicht anders zumute, als ob ich diesen Abend noch jemand den Degen durch den Leib jagen müßte." Er ward ganz blaß, zog sich von mir zurück, und ich warf mich in meine Kleider; „bist ja in Berlin mit dieser Rolle immer glücklich gewesen," dachte ich, „wirst wohl auch hier darin nicht scheitern!"

Der Vorhang ging auf, und mein Herz pochte immer hörbarer. Ich trat, ob ich gleich erst im zweiten Akte zu tun hatte, in die Kulisse, um mich ganz zu orientieren. Es wurden gestikulierende Wesen applaudieret, die man in Deutschland unter die mittelmäßigen rangiert, nicht einmal würde bemerkt haben; dies erweckte meinen schon ganz gesunkenen Mut wieder, und meine mir angeborene Heiterkeit fand sich wieder ein.

Der zweite Aufzug kam — noch muß ich bemerken, daß im ersten Akte jeder Abgang eines jeden Individuums beklatscht wurde —. Ich trat mit der Frau Präsidentin auf, und das ganze Offiziersкorps, welches an das Orchester sich anlehnte, fing an, aus vollem Halse zu lachen. Ich stutzte und sagte laut zur Frau Präsidentin, meiner früheren Freundin Madam Riedel: „Gilt das mir?" „Wem sonst?" antwortete sie frostig, wandte sich von mir ab und sagte alles, was sie mir sagen sollte, dem Parkett oder vielmehr den Herren Offizieren, die da standen, und wurde für jede Strophe, die sie ihnen so recht in den Bart hinein erzählte, tüchtig beklatscht. Nun sah ich, unter welcher Gattung von Menschen ich war. Auch Madam Riedel gehörte mit zum Komplott, Madam Riedel, der ich in Prag so manche Gefälligkeit erzeigt, die ich sogar bei einer gewissen Gelegenheit durch meine großen Konnexionen vor polizeilicher Ahndung gerettet, eben diese Frau half aus Dankbarkeit mich stürzen.

Noch einmal bei meinem Abgang wurde gelacht; nur aus der Loge des preußischen Gesandten erscholl ein Bravo. Ich war ganz indignieret, sprach von Buben, die nicht wert wären, in Deutschland Briefe herauszutragen, und der-

gleichen, mußte aber doch meine Rolle zu Ende bringen, welches denn auch ohne fernere Beleidigungen geschah.

Ich fuhr nach Hause, warf mich auf mein Bett, genoß nichts und brachte eine verzweiflungsvolle Nacht hin.

Seine Exzellenz der Herr General Melessinov kam des anderen Tages selbst, mich zu trösten, ich aber bat ihn auf der Stelle um meine Dimission, die er mir aber verweigerte. Er meinte, ich müsse einen Gardeoffizier womit beleidigt haben, denn diese wären es gewesen, die gelacht hätten; ich sollte nur ruhig sein, die Sache würde sich bei der zweiten Vorstellung schon geben; er selbst sehe es ein, daß ich ein sehr geübter Schauspieler sei, aber meine Aussprache sei ihnen fremd, — „und, lieber Christ, für diese Rolle sind Sie wohl nicht mehr jung genug."

„Jawohl, Ihro Exzellenz, Herr Nabel ist jünger, für den wird sie besser passen."

„Ja, meinen Sie? Nun, künftighin kann er sie machen. Memorieren Sie nur gleich den Marquis de Falaise aus den ‚Drei Töchtern'; über acht Tage kommt das Stück aufs Repertoire, da wird es schon besser gehen."

„Aber Euer Exzellenz, der Marquis ist ja ebenfalls jung, auch für diesen werde ich zu alt sein; ich dächte, Sie erteilten mir meinen Abschied und geben Herrn Nabel ...."

„Ei was Herr Nabel! der versteht kein Französisch."

„Das schadet nichts, Euer Exzellenz. Ich habe gestern mehrere Herren Rollen spielen sehen, die sie nicht verstanden, und wurden doch ganz ungeheuer beklatscht; sie scheinen zu glauben, wenn man nur mit den Händen brav herumficht und dabei schreit wie ein Scheunendrescher, so sei man ein sehr geschickter Schauspieler."

„Sie können wohl recht haben, lieber Christ," sagte die Exzellenz, „aber die Rolle werden Sie spielen und den Abschied bekommen Sie nicht," und so verließ er mich.

Ich spielte meinen Marquis, und es rührte sich keine Hand. Ich spielte den Riccaut de la Marlinière, mit welcher Rolle ich mir am Berliner Hof so viel Ehre erworben,

aber es bewegte sich keine Hand. Da schrien Seine Exzellenz der preußische Herr Gesandte ganz laut: „Diese Kabale ist doch zu arg!“ und schlug aus Leibeskräften in die Hände, so daß noch ein paar Hände folgten. Ich konnte aber doch nicht gegen die Macht meiner Unfreunde siegen.

Nun wurde „Galora von Venedig“ gegeben. Ich erhielt den Ritter Sattelstedt, malte mich und adjustierte mich so, daß die klugen Herren fragten: „Wer ist denn der?“ und so ward die Bahn in etwas gebrochen; denn von nun an ließ man mich unter den übrigen aus Barmherzigkeit so mit fortschleichen. Doch hielt ich neuerdings um meinen Abschied an, der mir aber wieder verweigert wurde.

Meine beiden Töchter, eine von siebzehn, die andere von eilf Jahren, erstere unter dem Namen Nannette, die andere als Josephine bekannt, spielten mit ungeteiltem Beifall, aber mich konnte dieses nicht dedommagieren, die Luft wurde mir zu enge, ich schämte mich vor mir selbst, und kaum glaubte ich, daß ich derselbe Mann noch sei, der ich in Prag, Braunschweig, Magdeburg, Berlin, Hamburg, Dresden und Leipzig gewesen.

Gekränkt am Ehrgeiz schlich ich wie ein Kranker herum und fühlte schon die Symptome eines für die Deutschen in Rußland höchst gefährlichen Faulfiebers. Meine Angst war unermessen. So weit von dem lieben Sachsen entfernt — sollte Gott über mich gebieten, was müßte aus meiner hochschwangeren Frau, was aus meinen unerzogenen Kindern werden? Dieser Kummer machte mich hinfälliger als die Krankheit selbst, und ich erlag. Drei Wochen blieb ich ohne Besinnung, und da ich wieder den ersten lichten Augenblick hatte, sah ich die Meinigen weinend um mich herum — welch ein Anblick für ein Vaterherz!

Ich genas mit Gottes Hilfe, aber kaum war ich wieder auf den Beinen, so starb mir meine jüngste Tochter, und ich hatte neues Herzeleid. Das Kind war kaum begraben, so ward meine Frau von einem Sohne entbunden, der mit einer großen Geschwulst am Halse zur Welt kam, sodaß die

Freude über die Geburt eines Sohnes sehr geschmälert wurde; und so reichte ein Unglück dem andern die Hand.

Petersburg wurde mir zur Last, und ich bat Seine Exzellenz den Herrn General Melessinov dringendst um meine Entlassung. Ich steckte mich bei dieser Gelegenheit unter Madam Nabel, welche viel beim Herrn General galt, sie schenkte mir auch ihr vielgeltendes Fürwort, und Seine Exzellenz versprachen mir meine Dimission. Wer war glücklicher als ich, meine Munterkeit stellte sich wieder ein, und ich erfüllte meine Pflicht wieder von neuem und recht gerne.

Da traf mich an einem Donnerstag das Glück, in der Eremitage vor Ihro Majestät der Kaiserin Katharina zu spielen. Es ist so der Gebrauch, daß alle Donnerstage eine andere Truppe die allerhöchste Gnade genießt, vor der Monarchin zu spielen, und da vier Gesellschaften, nämlich eine deutsche, eine russische, eine französische und eine italienische sind, so trifft es alle vier Wochen eine, in der Eremitage zu spielen. Es wurde „Henriette oder sie ist schon verheiratet" vom Großmann gegeben. Ich hatte den Obristen Blainville und gefiel der Monarchin vorzüglich. Nun machte mir Herr Fiala große Komplimente, die ich belächelte, auch Seine Exzellenz meinten, nun wäre mein Glück gegründet. Aber ich war anderer Meinung und bat meiner Kränklichkeit wegen fortdauernd um meinen Abschied. Übrigens ist der Dienst in Petersburg äußerst kommode, denn da vier Gesellschaften und alle Wochen nur vier Vorstellungen sind, so trifft es jede Nation in einer Woche nur einmal zu spielen, und alle vier Wochen in der Eremitage.

Um diese Zeit ereignete sich in meinem Hause etwas, was wirklich ans Wunderbare zu grenzen scheint. Der Schauspieler Herr Riedel, dessen ich schon früher Erwähnung tat und welcher mit mir in einem Hause wohnte, ward schnell krank; wir besuchten ihn, und da erzählte er uns mit Lachen, daß er an dieser Krankheit nicht sterben würde, weil ihm in seiner Jugend wäre wahrgesagt worden, er würde ins

Wasser fallen und tot herausgeholet werden. Dieser Prophezeiung wegen sei er mit dem Friseur von Prag aus zu Fuß nach Petersburg gegangen und habe seine Frau allein zu Wasser reisen lassen. Über diesen alten Weiberglauben lachten wir noch tüchtig, und er meinte, die Prophezeiung würde wohl nie eintreffen, denn er hätte sich selbst das Gelübde getan, nie über ein Wasser zu gehen, welches tiefer wäre als bis an seinen Magen. Nach noch manchem Scherze trennten wir uns.

Des andern Morgens verschlimmerte sich seine Krankheit, und zum Abend wurde es ganz schlecht. Ich besuchte ihn noch spät, und so krank er auch war, so verließ ihn doch seine muntere Laune nicht (denn er war für das komische Fach angenommen). Gleich da ich zur Türe eintrat, rief er mir zu: „Freund Christ, mit dem Ertrinken ist es diesmal nichts, ich müßte nur ins Bett p..... und in meinem eigenen Wasser ersaufen. Aber krank bin ich doch recht sehr," und somit fiel er in ein Delirium und sprach in einem fort, aber nicht zusammenhängend, bis ich ihn verließ und meine Stube suchte.

Meine Frau war schon zu Bette, ich ging also sehr leise, um sie nicht zu stören; folglich hatte ich keine Gelegenheit, ihr etwas von Riedels verschlimmertem Zustande zu sagen. Des andern Morgens wimmerte sie sehr im Bette, sodaß ich aufsprang, sie zu wecken. Voll Angst, und mit Schweiß ganz überzogen, klagte sie über ihren fürchterlichen Traum. Sie habe nämlich Riedeln in einer leeren Bettstelle, worin nichts als Stroh gewesen, tot liegen gesehen, er wäre nur im Hemde und Unterbeinkleidern ohne Nachtmütze dagelegen, habe Hände und Füße ausgespreizt und die Haare um den Kopf herumhängen gehabt. Dabei zitterte sie außerordentlich und bat mich, doch gleich, wenn es Tag würde, hinunterzugehen und nachzusehen, wie es ginge. Kaum graute der Morgen, als ich hinunterging, und welch Erstaunen: ich fand Riedeln tot und ebenso mit allem Apparat, wie sie ihn im Traume gesehen, bis auf

den kleinsten Umstand. Wer begreift dies oder wer kann enträtseln, wie diese Dinge zusammenhängen? Hamlet sagt ganz recht: Es gibt Dinge im Himmel und auf Erden, von denen unsere Philosophie sich nichts träumen läßt.

Das Merkwürdigste aber kommt noch. Ich war selbst, wie der ganze männliche Teil der Gesellschaft, mit zur Leiche gefahren. Der katholische Kirchhof liegt etwas weit, und man muß, bevor man in den Kirchhof eintritt, über einen Bach, auf dessen Wehre man wie auf einer Brücke trockenen Fußes hinüberkommen kann. Die Leiche ward hinübergetragen, mitten auf dem Wehre brach der eine Henkel vom Sarge, und mein guter Riedel mußte noch nach seinem Tode ins Wasser reisen — freilich ertrank er nicht darinnen, aber tot wurde er, wie die Wahrsagung war, dennoch aus dem Wasser gezogen.

Was sagen denn nun die Spötter über die chiromantische Wissenschaft, was die Herren, welche Sympathie leugnen? Wie dieses alles zugeht, wissen wir freilich nicht, aber daß es da ist, bleibt so gewiß, als zwei und drei fünfe machen.

Noch einen ähnlichen Fall kann ich von meiner Frau anführen. Zwei Musiker, welche das Bassetthorn bliesen und mit mir zu Schiff nach Petersburg gegangen waren, besuchten uns um den zweiten oder dritten Tag abwechselnd, bald der eine, bald der andere; auf einmal blieben sie beide weg. Nach acht Tagen träumte meiner Frau, sie habe Herrn Zeitler, der das Primhorn geblasen, in einer mit roten Tapeten ausgeschlagenen Stube tot an der Erde dicht beim Ofen liegen sehen, ein kleines Bündel Stroh unterm Kopfe und das Maul mit einem weißen Tuche zugebunden. Ich lachte über ihre abermalige Erscheinung, versprach aber doch, noch vor Mittag hinzugehen und nachzufragen. Eben wollte ich aus dem Hause gehen, als der Kompagnon vom Herrn Zeitler mit nassen Augen in unsere Stube trat und uns meldete, daß sein Freund diese Nacht gestorben sei. Ich stutzte nicht wenig, begleitete ihn bis ins Sterbehaus, und

was mein Erstaunen vergrößerte: ich fand den Kadaver, wie ihn meine Frau im Traume gesehen, in einer rot tapezierten Stube, am Ofen auf der Erde liegend. Nun wußte ich nicht mehr, was ich von meiner Geisterseherin denken sollte, ihre Träume fingen mir an merkwürdig zu werden, und schon befürchtete ich, sie würde mich eines Morgens mit der Vision überraschen, sie habe mich auf dem Brette liegen gesehen, und Gott weiß es, ich wäre gewiß aus Alteration gestorben.

Ich besuchte den Herrn Baron von Dolst, dem ich von seinem Herrn Bruder aus Dresden empfohlen war. Da man in Petersburg erst um drei Uhr zu Mittag speiset, ging ich noch nach zwölf Uhr zu ihm, meinen Morgenbesuch abzustatten und meinen Empfehlungsbrief zu überreichen. Nachdem er gelesen, nötigte er mich, bei Tische zu bleiben, welches ich auch annahm. Ich muß dieses erwähnen, weil die Folge von der außerordentlichen Petersburger Gastfreundschaft Zeugnis ablegt. Da wir nämlich abgespeiset hatten, sprach von Dolst: „Nun, lieber Christ, wenn Kaffee getrunken ist, dann setzen Sie sich ans Klavier oder mit einem Buche auf den Sofa oder fahren ins Theater und kommen um zehn Uhr wieder zum Souper, und das, sooft Sie wollen, Sie sind jedesmal gerne, sehr gerne gesehen. Eingeladen werden Sie nie mehr, aber wenn Sie acht Tage lang nicht erscheinen, so sind Sie kein Freund vom Hause." Er machte seine Verbeugung, ich die meinige, und so hielt ich es denn bis zu meiner Abreise, daß ich wöchentlich zweimal an seinem Tische das Couvert annahm.

Seine Gemahlin war eine der vorzüglichsten Schönen Petersburgs, schön und jung, musikalisch wie eine Mara und häuslich gleich einer Martha. Meine seligsten Stunden brachte ich in diesem Hause zu. Ich lernte dort auch den auf dem Clavicembalo so sehr berühmten Paltscho kennen, der mehrmalen ganze Stunden lang am Fortepiano phantasierte.

Der höchste Adel speiste in des Hofrats Hause. Einst

genoß ich dort der Ehre, an der Seite des ersten Ministers, des Herrn Grafen von Olsuviov, zu speisen, der mir tüchtig aufs Kollett trank und mich den Wein mit wahrem Genusse verschlingen lehrte. Ich mußte nämlich bei jeder neuen Sorte mir den Mund mit reinem Wasser ausspülen, und er hatte ganz recht. Denn Seine Exzellenz waren Kenner und wären imstande gewesen, epikurisch-sybaritische Kollegia zu lesen.

Eines Tages war ich wieder sein Nachbar bei Tische. Er wußte nicht, wer ich war, sprach vom Theater und schimpfte auf den bereits entschlafenen General Bauer, daß er noch auf dem Totenbett so dumme Streiche gemacht und aus Deutschland Leute verschrieben, die man nicht brauchen könne. „Da hat er zum Exempel einen Christ kommen lassen, um Liebhaber zu spielen, der Kerl ist, Gott weiß es, fünfundsiebzig Jahr alt." (NB. Seine Exzellenz hatten mich in der „Galora von Venedig" als Ritter Sattelstedt gesehen, in welcher ich mich ohngefähr in dieses Alter hineinschminkte.)

Ich wurde feuerrot, widersprach ihm aber doch mit den Worten: „Euer Exzellenz verzeihen, der Mann ist noch nicht vierzig, ich kenne ihn genau — —"

„Ei, was wollen Sie denn? Ich habe ihn mit dem Operngucker besehen, er ist voller Falten im Gesichte und kann kaum gradestehen. Wenigstens fünfundsiebzig Jahre zählt er, ich bin nicht blind."

Alle um den Tisch herum lächelten, aber man durfte ihm nicht die Augen öffnen, denn dieses hätte ihn zu sehr indignieret. Dann sprach er von meiner Tochter, von Madam Spengler, kurz von uns allen, die wir neu waren, aber wir taugten alle nichts. Ich konnte also wohl sehen, daß es persönlicher Haß gegen General Bauer war, denn alles, was dieser gemacht, war nicht gut, und wir mußten darunter leiden.

In Rußland ist der Gebrauch, daß, ehe man sich zu Tische setzt, Branntewein samt Hering oder Schinken oder Kilauströmlingen herumgegeben wird; dies heißt ein Schälchen

nehmen. Selbst die Monarchin schließt sich nicht davon aus, denn es befördert den Appetit. Seine Exzellenz nahmen ein Weinglas statt einem Likörgläschen. Nun folgten wenigstens zwölf Gerichte. Die Frau Hofrätin, die des Herrn Ministers Appetit wohl kannten, legten Seiner Exzellenz derbe Portionen vor. Zuerst kommt nach russischem Gebrauch die Suppe. Es war schwarze Brotsuppe mit Eiern. Jeder Gast erhielt einen tiefen Teller voll mit zwei, Graf Olsuviov aber mit vier Eiern. Da wir alle fertig waren, die mehresten Gäste die Suppe nur halb oder wenigstens nur ein Ei zu sich genommen hatten, erhoben Seine Exzellenz, die mit ihrem ganzen Gerichte fertig waren, ihre Stimme: „Frau Hofrätin, Frau Hofrätin!"

„Was befehlen Ihro Exzellenz?"

„Haben Sie wohl noch etwas von dieser delikaten Suppe? Sie schmeckt gar zu gut, nur noch ein weniges!"

Es wurde dem Bedienten etwas ins Ohr gesagt, im Augenblick kam noch ein tiefer Teller Suppe, schwarze Brotsuppe mit vier Eiern, die aber ebenfalls in drei Minuten verzehrt waren. Das nenne ich mir doch einen gesunden Appetit in einem Alter von wenigstens fünfundsechzig Jahren. Er war aber auch ein Kraftmann, zwar klein und dick, im Kabinett aber einer der schlauesten Köpfe und eine große Stütze des russischen Reiches.

Hier muß ich noch eine kleine Geschichte im Vorübergehen erzählen, um den Unterschied zwischen dem deutschen und damaligen russischen Militär zu zeigen.

General Melessinov war Intendant des deutschen Theaters. Über die Garderobe ward ein russischer Fähnrich gesetzt; dieser mußte samt dem Schneider dafür sorgen, daß jeder Schauspieler seinen vollen Anzug nebst Requisiten auf seinem Platze fand. Es traf sich einmal (was sehr leicht möglich), daß eine Verwechslung der Kleider geschah und darüber ein Wortwechsel unter den Mitgliedern entstand. Der General kam eben dazu, fragte nach der Ursache dieses Streites, und da man ihm sagte, daß lediglich die Verwechslung der

Kleider daran schuld sei, gab er dem Herrn Fähnrich zwei Ohrfeigen, packte ihn bei der Kehle und stieß ihn einigemal mit dem Kopf wider die Wand, daß er seine ganze Besinnung verlor und zur Türe hinaustaumelte.

Ein andermal invitierte mich Herr Graf Karl Siewers, der Leutnant bei der Garde war, zur Wachtparade ins Schloß. Die Parade war schon aufmarschiert, als der Major entdeckte, daß der Sousleutnant auf dem unrechten Flügel stand. Das bemerkend, fuchtelte er den jungen Herrn mitten durch die Gassen der Mannschaft von einem Flügel zum andern, daß die Schnurrbärte schmunzelten und dem Herrn Fähnrich die Augen tränten. O, du mein Gott, dachte ich, so etwas sollte im preußischen, sächsischen, österreichischen, überhaupt in deutschen Diensten geschehen; würde wohl ein Major, der sich so vergäße, je wieder eine Wachtparade kommandieren?

Ich war Zeuge eines Manövers, wo ein Regiment den Anschlag nicht an der Backe, sondern an der Brust machte, ein zweites wieder an der Backe; eines trat beim Anschlag mit dem linken Fuß vor, ein anderes mit dem rechten zurücke, — wie es jedem Obristen beliebte und er es zweckmäßiger fand. Ich sah Kavallerieattacken, wo ein Eskadron dreißig Schritt vorpreschte, ein anderes wieder aus der Linie zurückblieb, es gab Intervalle, wo entgegenmanövrierende Kavallerie spielend hätte durchbrechen und gleich ein ganzes Regiment übern Haufen werfen können, und bei ganzen Schwenkungen im Galopp purzelten die Kerls oft drei bis vier übereinander. Jetzt mag es wohl anders sein, aber damals war es so. Das Jägerregiment hingegen, welches 1783 in Petersburg stand, war aus lauter jungen, schönen, wohl exerzierten Leuten formiert, welche allen übrigen Truppen den Rang abliefen; aber wie ausgeartet fand ich sie wieder im Jahre 1814, dahingegen die übrigen Regimenter an Kultur sowohl als Bravheit unendlich gewonnen hatten.

Freund Czechtitzky gab sich alle Mühe, mich zu zerstreuen. Er führte mich alle Abende, wenn kein deutsches Theater war, auf Katharinenhof, wo er Bank hielt, aber von den geschickteren Russen immer gesprengt wurde. Es tat mir wehe, daß er sein Geld so mutwillig versplitterte, denn ich sah, daß alle die Herren, die gegen ihn spielten, nach der Spielerterminologie Grec waren. Ich ging also gar nicht mehr mit ihm. Gleich des andern Morgens, da er allein nach Katharinenhof gefahren war, kam er wieder zu mir, mich zu einer Spazierfahrt einzuladen. Ich refüsierte diese Einladung mit den Worten: „Behalte dein Geld zum Spiel und vertue es nicht mit Herumkutschieren!" Er lachte, nahm mich beim Arm und zog mich mit sich fort, indem er sprach: „Komm nur, ich fahre mit meiner eigenen Equipage." Ich staunte, da erzählte er mir, daß er vorige Nacht fünfzehnhundert Rubel, eine Chaise und vier Stutzschwänze gewonnen habe.

Einmal fuhren wir nach Kraßna Kapak oder dem roten Wirtshause, vier Werst von der Stadt, um da Waffelkuchen zu essen, was seit geraumer Zeit Mode geworden war. Wir ließen uns die frischen Waffeln wohlschmecken, doch bemerkte ich, daß mich der Wirt immerwährend fixierte. Es ward mir endlich lästig, und ich fragte, warum er mich so sehr betrachte, ich müsse wohl Ähnlichkeit mit jemandem haben, welchen er kenne, denn ich könne ihm nicht bekannt sein, weil ich nur wenige Wochen, und zwar zum erstenmal, in Petersburg sei.

„Das tut nichts, Herr Christ, ich kenne Sie doch und wundere mich, daß Sie mich, wie es scheint, gar nicht kennen."

„Ich Sie, woher?"

„Ach, ich habe Ihnen in Dresden doch so oft im Goldnen Engel den Teller gewechselt."

„Mein Gott, wie sind Sie so weit nach Norden verschlagen worden?"

„Das will ich Ihnen wohl erzählen, wenn Ihnen die Geduld dabei nicht ausreißt."

Ich versprach ihm ruhig zuzuhören, und er begann also:

„Ich war also einst Marqueur im Goldnen Engel zu Dresden. Von da aus nahm mich ein reisender Offizier mit, aber nach vier Monaten ward er meiner überdrüssig, so wie ich seiner. Denn in den vier Monaten bin ich nicht zehnmal in ein Bett gekommen; oft kam er um zwei, drei, fünf Uhr nach Mitternacht, oft gar nicht nach Hause, und ich hatte vergebens gewacht. Hatte er verloren, so mußte ich es entgelten; da nörgelte er und krittelte, ja oft wurde er mit mir handgemeng" — ich lachte, — „ja, ja, handgemeng, denn, wenn er mich ohne Raison malträtierte, gab ich ihm manchen Kunks wieder. Hatte er aber gewonnen, so mußte ich Punsch mit Franzbranntewein machen und den übrigen Teil der Nacht mit ihm vertrinken; und da ich ihm vorstellte, daß dies meiner Gesundheit zuwider wäre, gab er mir ein paar tüchtige Ohrfeigen und entließ mich aus seinem Dienste.

Mein ganzes Vermögen bestand in drei Rubeln fünfundachtzig Kopeken, und ich wußte nicht, was ich anfangen oder wie ich nach Deutschland mit so wenigem Gelde zurückkommen sollte, denn es machte nach sächsischem Gelde ohngefähr vier Taler zehn gute Groschen. Ich wußte meines Leides kein Ende, rannte verzweiflungsvoll herum und kam zufällig in die Kasanische Kirche, warf mich da nieder und betete, ob es schon eine russische Kirche war, so inbrünstig, als ich wohl noch wenig in meinem Leben gebetet hatte, und schlief auf meinem Platz ein. Da sah ich im Traume einen Russen, der gebackene Piroggen zum Verkauf herumtrug, aber statt Piroggen feilzubieten, rief er: Waffelkuchen! Ich fuhr vom Schlafe auf, rieb mir die Augen, warf mich auf die Knie und dankte Gott innigst für diesen Fingerzeig. Nur wunderte ich mich, daß ich nicht früher auf diese Idee gekommen war; wie vielen Kummer hätte ich dadurch erspart! Denn meine Mutter hatte sich jahrelang vom Waffelkuchenbacken ernähret; die Massa, die sie zu ihrem Gebäcke brauchte, auch die Quantität, war mir bekannt. Nur ein Hauptingrediens, saurer Rahm, ist in Petersburg ein kost-

barer Artikel, ich mußte den Preis meiner Kuchen auf zehn Kopeken setzen, sonst wäre ich nicht auf meine Kosten gekommen. Ich eilte zu einem russischen Zirkelschmied und beschrieb ihm die Form eines Waffeleisens; ich mußte ihm zwei Rubel dafür bezahlen, aber das Eisen gelang und war mir mehr als zehn Rubel wert. Nun ging ich gleich ans Werk, buk meine Waffeln, aber niemand auf der Straße kaufte sie, denn sie waren zu teuer. Ich resolvierte mich kurz, ging ins erste beste Herrschaftshaus, bot meine Ware als neu aus Sachsen angekommen an und setzte beim Fürst Rasumowsky, nachdem sie versucht und schmackhaft gefunden worden, gleich meinen ganzen Korb voll ab.

Seine Durchlaucht schickten in verschiedene hohe Häuser ein oder zwei Stück zum Versuch, und ich bekam aus mehreren vornehmen Familien den Auftrag, einen Tag in der Woche meine Ware abzusetzen. Dabei befand ich mich sehr wohl, denn ich gewann alterum tantum, ließ mir mehrere Eisen machen, nahm mir einen russischen Jungen an, der mir half, ließ aber bei der Mischung meines Teiges niemand zusehen, und so hatte ich in Jahr und Tag schon zweihundert Rubel erübriget. Ich mietete mir den Gasthof Kraßna Kapak, der nur vier Werst von der Stadt entfernt ist, ging nochmals zum Fürst Rasumowsky und bat Ihro Durchlaucht, die Kaiserin von meinen Kuchen kosten zu lassen, welches er mir auch versprach, machte auch durch russische und deutsche Affichen bekannt, wo künftig die wahren feinen sächsischen Waffelkuchen zu bekommen wären.

Ganze Familien, bürgerliche sowohl als adlige, besuchten mich, als mir eines Morgens der Fürst ganz früh einen Boten sandte, ich sollte mich bereithalten: die Kaiserin würde künftigen Dienstag früh eilf Uhr mit ihrem ganzen Hofstaat kommen, bei mir Waffelkuchen zu essen. Nun war mir doch nicht wohl zumute, denn ich wußte ja nicht, ob sie mit zehn oder mit fünfzig Menschen erscheinen würde. Schon früh drei Uhr fing ich an zu backen, mein Pursche half mir treulich, und um zehn Uhr stand mein Tisch serviert da. Nun

wartete ich in Seelenangst auf die Dinge, die da kommen würden, und da es eilf Uhr schlug, sah ich schon von ferne die Staubwolken näherkommen; dabei pochte mir das Herz, und ich wurde bald blaß, bald wieder rot. Die Kaiserin trat ein, ich warf mich ihr zu Füßen, stammelte etwas von höchster Gnade, von Herablassung. Die Monarchin sprach huldvoll: „Steh' auf, du bist ja ein Deutscher, ein Sachse, bist von einer Nation, die ich sehr hoch schätze, steh' auf und überlaß diese Demut sklavischen Nationen." Ich erhob mich, die Kaiserin befand sich wohl unter meinem Dache, sie speiste mit Behaglichkeit, und ich träumte mich selig. Ich erhielt hundert Rubel Bankonoten. Denn ihre ganze Begleitung speiste mit, und sie alle genossen an Likör fünf Bouteillen aus der Fabrik des Herrn Baron von Dolst.

Donnerstag darauf kamen Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst Paul mit seiner Dienerschaft, und ich erhielt fünfzig Rubel Bankonoten, — NB. das Papier stand damals mit dem Golde al pari. Von dieser Zeit an besuchte mich die Kaiserin alle Dienstage, sowie der Großfürst alle Donnerstage. Es gehörte also zum Ton, nach Kraßna Kapak zu fahren, um Waffelkuchen zu essen, und ich befand mich bei dieser Mode wohl, sehr wohl, denn ich habe mir bereits dreißigtausend Rubel gespart, und noch backe ich Waffeln, solange es geht. Hört die Epoche auf, so kehre ich wieder nach Sachsen zurück und bin ein reicher Mann."

So hängt das Glück mehrenteils an einem glücklich ergriffenen Moment, er sei durch Not, Zufall oder Industrie ergriffen. Wohl dem, der den Zeitpunkt zu benutzen weiß oder, wie noch öfter geschieht, durch den blinden Zufall gleichsam dahin gestoßen wird.

Wieder zum Theaterwesen zurückzukehren, hatte ich an einem Donnerstag wieder in der Eremitage vor Ihro Majestät der Kaiserin zu spielen. Die Monarchin selbst ließ sich herab, zu applaudieren, hatte aber auch etwas gegen meinen Dialekt einzuwenden, wenn auch nur mit den Worten: „Es

ist schade, daß der Mann nicht ein Niedersachse ist." Dies war hinreichend, mir meinen nochmals nachgesuchten Abschied zu gewähren, und schon am anderen Tag ließen mich der Herr General Melessinov merken, daß ich mich meiner Entlassung würde zu erfreuen haben.

So hätte mir denn abermals mein Dialekt einen Tort getan, nur daß es diesmal mit meinen eifrigsten Wünschen übereintraf. Aber wenn der Herzog von Braunschweig zehn Jahre früher nicht nachsichtiger gewesen wäre, so würde ich damals in größere Verlegenheit gekommen sein, denn es war mein erster Ausflug ins Hochdeutsche, und nur in Niedersachsen spricht man rein Deutsch. Die Herren Wiener glauben zwar auch, daß sie Deutsch reden, aber sie glauben's auch nur! So wie Blumauer in einem Spottgedicht von ihnen spricht, indem er fragt: „Was glaubt der Wiener?" Antwort: „Daß er Deutsch spricht."

Nur nach unzähligem Rennen und Laufen, Streit und Ärger bekam ich vom Herrn General Melessinov eine schriftliche Entlassung nebst einer Anweisung an die Komität, mir zweitausendfünfhundertfünfzig Rubel auszuzahlen. Freudvoll eilte ich nach Hause, fiel meiner Frau um den Hals, glaubte, das Geld schon in der Tasche zu haben, ließ mich gleich in die Zeitung setzen, träumte mich schon auf dem Schiffe oder auf dem Postwagen, aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn sooft ich ins Kontor der Komität kam, sagte der Major, welcher da Kassierer war: saftra — morgen. Ich kam morgen wieder, aber es hieß wieder: saftra, und so hieß es täglich.

Ich hatte bereits einmal in der Zeitung gestanden, und wenn man zum drittenmal annoncieret ist, muß man in acht Tagen abgereiset sein, sonst muß man abermals dreimal in der Zeitung stehen und versplittert wieder drei Wochen. Diese Einrichtung ist sehr weise, denn jeder Bauer im Lande hält die Zeitung, wovon alle Wochen nur ein Blatt erscheint, welches einen Kopeken oder nach unserem Gelde einen Dreier kostet. Ist man nun etwas schuldig und hat sich mit seinem

Kreditor noch nicht gesetzt, so inhibiert er den Paß, und ohne Paß kommt man nicht aus dem Lande.

Ich stand also bereits das zweitemal in der Zeitung und hatte noch immer kein Geld. Ich klagte allen Menschen meine Not; endlich fragte mich ein Freund: „Was haben Sie denn dem Kassierer versprochen?"

„Nichts!"

„Ja, da können Sie fünfzigmal in der Zeitung stehen; wenn dem Mann nicht die Finger vergoldet werden, so können Sie ein Jahr laufen, und Sie werden täglich hören müssen: saftra."

Auf diese Nachricht flog ich ins Kontor und versprach dem Herrn Major die fünfzig Rubel, damit ich eine runde Summe von zweitausendfünfhundert Rubeln empfinge. Dotschas — sofort, war die Antwort, und in einer kleinen Viertelstunde hatte ich mein Geld in Bankonoten und konnte nun ernstliche Anstalten zu meiner Reise machen.

Nun war es Zeit, daß ich meinen Paß besorgte. Ging es mir aber bei der Auszahlung meiner Gelder übel, mußte ich damals rennen, laufen und schmieren, so ging es mir auf der Polizei noch übler. Ich konnte den Paß, welcher nur dreißig Kopeken kostet, nicht früher bekommen, als bis ich dem Translateur einen Silberrubel geschenkt hatte; dafür legte er aber auch meinen Paß gleich oben auf zur Unterschrift.

Wenn man mit den Gebräuchen des Landes bekannt und mit Geld hinlänglich versehen ist, kann man überall gut durchkommen, aber ohne dies kann man vor Ärger zehnmal die Gelbsucht bekommen, man erreicht nie seinen Zweck. In Rußland kann man mit Geld alles, ohne Geld nichts effektuieren.

Noch ein einziges Beispiel dieser Art. Seine Exzellenz, der Herr General Graf von Anhalt, welcher aus sächsischen Diensten in kaiserlich russische gegangen, erhielt von Ihro Majestät, der großen Katharina, ob ihrer Zufriedenheit ein Geschenk von hunderttausend Rubeln. Der Herr Finanz-

minister aber hatte kein Geld. Sooft der Graf anfragte, war nichts in der Kassa. Der Graf ging zur Kaiserin, er beschwerte sich, die Kaiserin befahl abermals. Aber die Kassa war leer, es waren notwendigere Ausgaben vorhanden, und so ward er von Monat zu Monat hingehalten, bis man ihm den Rat erteilte, er möge doch dem Herrn Finanzminister ein kleines Geschenkchen von ohngefähr zehntausend Rubeln machen. Anhalt, der ein deutsches Herz besaß, wagte es nicht, den Herrn Minister so zu beleidigen, als wolle er ihn bestechen, und blieb ohne Geld. Endlich brannte es ihn sozusagen auf die Nägel. Er schrieb ein Billett an den Minister, erbot sich darinnen, gerne zehn Prozent fahren zu lassen, wenn er nur einmal Geld erhalten könne, und siehe da, den andern Tag war Geld in die Kassa gekommen, und Anhalt erhielt neunzigtausend Rubel.

Ich war von der Kraßna Most oder roten Brücke auf die Ofzirski Ulizi oder Offiziersgasse gezogen und hatte dort für einhundertachtzig Rubel ein sehr großes Quartier, wovon meine Frau mit den Kindern den rechten, ich den linken Flügel bewohnte.

Bei Nacht standen die Türen alle auf, daß wir hören konnten, wenn einem oder dem andern etwas zustieße. In einer Nacht hörte ich meine Frau ganz entsetzlich schreien, ich sprang aus dem Bette nach meinem Reisesäbel und flog ihr und den Kindern zu Hilfe. Da lag sie im Schweiß und schrie nur:

„Da steht er, siehst du ihn denn nicht, wie er mir winkt?"

Ich sah nichts.

„O, mein Gott, da steht er ja noch an der Türe!"

„Wer denn, mein Kind, ich sehe ja niemanden."

„Riedel ist's im bloßen Hemde und winkt mir."

Ich ging an die Türe, wo sie ihn zu sehen wähnte, da erholte sie sich, denn sie sah ihn auch nicht mehr.

Sonderbar bei diesem Auftritt war, daß meine Tochter

von siebzehn Jahren, welche in einem Bette neben der Mutter schlief, sowie der Säugling, den meine Frau im Arme hielt, beide von der Mutter Geschrei, welches durch fünf Zimmer bis in mein Schlafgemach drang, nicht erwachten, meine eilfjährige Tochter aber, welche zwar auch in der Mutter Schlafstube, doch weiter als die ältere Schwester von ihr entfernt lag, zur Mutter ins Bett sprang und bei meinem Eintritt in die Stube mir zurief: „Vater, hier steht jemand." Also auch meine Jüngere hat ein Etwas gesehen, aber die Ältere schlief feste und erwachte erst, da sie mich sprechen hörte. Mancher meiner Leser wird lachen über die Geisterseherei meiner Frau; es war aber doch wahr, daß sie sah, was ich und andere nicht sahen und was mir und anderen unerklärlich bleiben wird.

Weihnachten war vor der Türe, meine Frau buk Stollen. Beim Teiganmachen verlor sie ihren Trauring, darüber ward sie tiefsinnig. Ich konnte die Ursache davon nicht ergründen, ich fragte und erhielt keine Antwort, aber abgewandt zerdrückte sie ein Tränchen. Es tat mir weh, sie leiden zu sehen, ohne die Ursache zu wissen und ihr Leiden heben zu können. Endlich erfuhr ich nach vielem Forschen von meiner Tochter, sie habe ihren Trauring verloren und befürchte nun, daß ich sterben werde, denn ein solcher Vorfall bedeute jedesmal den Tod derjenigen Person, deren Ring verloren gegangen. Da mußte ich aus ganzem Herzen lachen und spottete so lange und so viel darüber, daß sie selbst nicht mehr an dieses alte Weibermärchen glaubte. Aber Riedels Erscheinung konnte ich ihr doch nicht ausreden, und sie glaubte fest, daß selbe viel zu bedeuten habe.

Ich nahm nun Abschied von der braven von Dolstischen Familie und allen meinen guten Freunden. Mein Freund Czechtitzky hatte seine fünfzehnhundert Rubel samt Pferd und Wagen bald wieder verspielt und versetzte bei mir zwei goldene, kostbar emaillierte Taschenuhren für zweihundert Rubel. Jetzt könnte ich beide für die Hälfte haben, aber damals, im Jahre 1783 und noch dazu in Petersburg,

waren Uhren viel wert. Ich gab das Geld, und dieselbe Nacht war es verspielt. Des andern Tags kam er wieder und bot mir seinen neuen Reisewagen für dreihundert Rubel an, ich ergriff diese Gelegenheit mit beiden Händen, denn, da das Geld für die Uhren verspielt war, konnte ich mir an den Fingern abzählen, wie es mit der Rückzahlung werden würde, gab also noch hundert Rubel und die Uhren hin, und der Reisewagen war mein.

Da der Tag der Abreise herankam, wurde mir mein jüngster Sohn, ein Kind von achtzehn Wochen, durch ein großes Geschwür am Halse schwer krank; erst vor drei Monaten hatte ich eine Tochter von eilf Monaten verloren, und nun, da es zur Reise ging, wurde das Kind so schlecht, daß ich nicht wagen durfte, es der strengen Witterung auszusetzen. Ich mußte es, weil ich meine Reise nicht aufschieben konnte, in eine Pension geben, wo ich zwei Monate vorausbezahlte und Wäsche auf ein halbes Jahr samt einer Wiege zurückließ. Überdies übergab ich es der Aufsicht einer Schauspielerin und Freundin meiner Frau, der braven Madam Spengler, nachherigen Krieger, mit welcher ich schon zu Prag, da sie noch Demoiselle Giraneck hieß, bei Herrn von Brunian zusammen gewesen war.

Herr Spengler hatte mehrere Kinder. Meine Josephe bat mich den letzten Abend vor meiner Abreise aus Petersburg, ihr zu erlauben, noch einmal von dessen Familie Abschied zu nehmen, welches ich ihr gern bewilligte, weil ich wußte, daß die Meinigen sich in dieser Familie sehr wohl befanden. Aber leider zeigte der Erfolg, daß man seine Kinder, wenn man sie wahrhaft liebt, beständig unter seiner eigenen Aufsicht behalten und auch seinen besten Freunden nicht unbedingt überlassen darf. Die Kinder jubelten wahrscheinlich zu sehr und tranken in die Hitze, wenigstens kam meine Josephe krank nach Hause, schlief die ganze Nacht nicht, lag in immerwährender Hitze und mußte, in Betten gehüllt, in den Wagen gehoben werden. Meine Frau, welche erst

vor wenig Wochen an der gelben Sucht darnieder gelegen, war auch nur halb retablieret.

Ich hatte also eine gesunde Tochter von siebzehn und eine von vier Jahren, eine halbkranke Frau und eine schwerkranke Tochter von eilf Jahren im Wagen, auf dem Bock eine Köchin und einen Diener. Der Reisewagen stand auf Schlittschuhen, sechs Postpferde und zwei Vorreiter. So verließ ich Petersburg. In Deutschland hätte man mich für eine große Standesperson angesehen, so stattlich zog ich einher. Ich flog von Post zu Post, denn ich gab auf jeder Station jedem Postillion fünfzig Kopeken, also dreißig mehr als die Taxe, und da rannten sie mit mir, als hätten sie mich gestohlen. Mein Wagen fühlte es aber auch nicht wenig, denn kaum hatte ich Jamburg erreicht, so war auch schon der Schloßnagel entzwei, der übrigens zweiundeinenhalben Zoll im Durchmesser hatte.

Jamburg liegt auf einem hohen Berge. Unten im Tal fließt die Jambe; dieser Fluß scheidet Karelien vom Esthlande. Der Fluß war fest gefroren, der Berg geht steil da hinab. „Halt dich fest, Väterchen!" rief mir der Postillion zu und ließ die Pferde laufen im stärksten Galopp, die Tiefe hinunter und in eben der Schnelligkeit aufs Eis und jenseits wieder bergan, daß hinter uns der Strom einbrach. Aber wir waren lange schon über den Bruch hinaus und über alle Gefahr.

Das ist nun einmal so recht russischer Gebrauch, bergan und bergab im Karriere, der Passagier mag den Hals brechen, das schadet nicht, wenn nur er mit den Pferden davonkommt!

Sechster Abschnitt: Riga.

Endlich, nachdem ich über manchen fest gefrorenen Fluß und Moor gefahren, kam ich mit Frau und Kindern, meine eilfjährige Josephe ausgenommen, wohlbehalten in Riga an. Hier ergreift mich ein äußerst erdrückendes Gefühl, denn alles, was ich von meiner frühesten Jugend bis hieher ausgestanden, in einen Klumpen zusammengepreßt, alle Leiden von vierzig Jahren wiegen das nicht auf, was hier meiner wartete.

Die immer schlimmer werdende Krankheit meiner eilfjährigen Tochter nötigte mich, meine Reise einzustellen und im Wirtshause liegen zu bleiben, wo ich täglich einen Dukaten für zwei Stuben zu bezahlen hatte. Ich fand hier Herrn Doktor Weizenbreyer, den ich schon in Leipzig auf der Universität gekannt hatte. Er übernahm die Kur meiner Tochter, mit welcher es aber von Tag zu Tag bedenklicher ward. Auch traf ich hier die Familie Brandes, welche ich fleißig besuchte und, wie ich damals glaubte, warme Freunde an ihnen hatte.

Da die Krankheit meiner Tochter langwierig zu sein schien, ersuchte ich Herrn Brandes, der bei der Dietinghofischen Gesellschaft Regisseur war, die Frau Gräfin in meinem Namen zu bitten, mich und meine älteste Tochter spielen zu lassen, welches er mir auch versprach, aber doch nie zustande brachte, ob ich mich schon erbot, unentgeltlich zu spielen. Äußerst mißmutig ging ich auf das Eberbannische Kaffee=

haus, wo ich die Herren Mayrer und Koch, Mitglieder der von Vietinghofischen Gesellschaft, antraf. Sie ließen sich mit mir ins Gespräch ein, bedauerten mich, daß mich auf meiner weiten Reise ein so großes Unglück träfe, was mich an diesem teuren Platz, wie Riga wäre, schweres Geld kosten müsse, und beklagten dabei, daß ich mich nicht entschließen wollte, bei dem hiesigen Theater ein paar Gastrollen zu geben.

„O, meine Herren, die Schuld liegt ja nicht an mir. Ich habe Herrn Brandes darum angegangen, er kann sich aber nicht entschließen, Ihrer Exzellenz, der Frau Gräfin von Vietinghof, einen Vortrag zu machen." Ja, meinte Herr Koch, das wäre bereits geschehen, aber die Theaterkassa erlaubte jetzt nicht, mir ein solches Gratial zu reichen, wie ich verlangte.

„Wie ich verlange?" fragte ich mit Erstaunen, „meine Herren, was habe ich denn schon verlangt?"

„Je nun," sagte Herr Mayrer, „Sie wollten, wie Herr Brandes spricht, für jede Vorstellung hundert Rubel haben, und so viel kann unsere Theaterkassa nicht darreichen."

„Hundert Rubel hätte ich verlangt? O, meine Herren, noch ist meine Börse voll, noch bedarf ich nicht für Geld zu spielen. Ich habe gewünscht, weil mir während der Krankheit meiner Tochter die Zeit zu lang wird und weil ich wünschte, Ihre Gesellschaft kennen zu lernen und von ihr gekannt zu werden, mit meiner Tochter unentgeltlich zu spielen; mir ist weder von hundert noch von zehn Rubeln etwas eingefallen. Mich wundert es daher sehr, wenn Herr Brandes nur ein Wort von Gratifikation gesprochen haben sollte."

Koch und Mayrer staunten, fragten nochmals, ob es mein Ernst sei, und da ich es bekräftigte, rannten sie zur Frau Gräfin und sagten ihr, daß Herr Brandes sie belogen habe. Christ wolle nichts als die Ehre genießen, auf ihrem Theater ein paar Vorstellungen zu geben, diese Ehre wäre Lohn für ihn. Ganz erstaunt über Brandesens Hinterlist,

befahl sie gleich, mich spielen zu lassen, und es wurde „Minna von Barnhelm“ gewählt, worin meine Tochter die Franziska, ich aber den Riccaut de la Marlinière gab und mit allgemeinem Beifall belohnt wurden.

Aber es verdroß mich nicht wenig, daß Herr Brandes, der doch mein Freund sein wollte, hinter meinem Rücken so unfreundschaftlich handelte und, ohne mit mir Rücksprache zu nehmen, geradezu erklärte, ich wolle unter hundert Rubel nicht spielen. Ich sann lange hin und her, was ihn dazu bewegen mochte, endlich verfiel meine Frau auf die wahre Ursache. „Lieber Mann,“ sprach sie, „hast du ihm nicht gesagt, daß unsere Tochter auch Sängerin sei? Auch weiß er es ja noch von Dresden her, wo unsere Nannette neben seiner Tochter im „Alchimist“ den Gustel mit allem Beifall sang. Er weiß ja nicht, wie weit unsere Tochter mit dem Gesang vorwärts gerückt ist, und glaubt vielleicht, daß sie der seinigen schaden könne.“

Und siehe da, dies war es auch, wie die Folge zeigte. Aber wie unrecht hatte der gute Brandes! Meine Tochter war eine Dilettantin, die seine eine vollendete Meisterin. Wer kennt oder vielmehr kannte damals im Jahre 1784 nicht die allgemein bekannte und beliebte Minna Brandes, eine ebenso schöne Blondine als vollendete Künstlerin, die sich selbst neben einer Mara hören lassen konnte! Diese brave Künstlerin hatte von meiner siebzehnjährigen Tochter, die noch Anfängerin war, nichts, gar nichts zu befürchten. Und doch wartete auf meine arme Tochter ein hämischer Katzenstreich, den ich aber keineswegs auf Brandesens, sondern bloß auf die Rechnung der Hausfreunde der guten Minna schreiben will.

Meine Tochter spielte in Gotters „Jeanette“ die Hauptrolle, wo sie eine Bravourarie zu singen hat. Den Abend vor der Vorstellung kam ein Herr Sekretär Heidvogel, der wärmste Freund der Minna Brandes, unter dem Vorwand der Freundschaft und warnte meine Tochter, ja nicht zu singen, weil sie gewiß von den Anhängern des Brandesischen

Hauses würde prostituieret werden. Man zweifle zwar nicht an ihrem Talente, aber man habe die gute Minna gar zu lieb und könne den Gedanken nicht ertragen, daß eine fremde Schauspielerin Rigas Liebling auch nur im geringsten Eintrag tue. Bloß in dieser Hinsicht bäte er Demoiselle Christ, lieber die Arie wegzulassen als sich Unannehmlichkeiten auszusetzen. Meine arme Tochter weinte, aber mir stieg das Blut in den Kopf und ich antwortete an ihrer Stelle:

„Mein Herr Sekretär, ich habe eine viel zu gute Idee von dem Rigaer Publikum, als daß ich ihm eine solche Ungezogenheit zutrauen sollte. Ungezogenheit sage ich, oder haben Sie, mein Herr Sekretär, ein anderes Wort für ein Parterre, welches eine junge Künstlerin auspochen oder gar -pfeifen will, weil sie sich bestrebt, mit der Zeit auch den Standpunkt zu erreichen, wo ihr vortreffliches Muster bereits steht? Ich reise durch Riga, muß mich wegen einer schweren Krankheit meiner jüngeren Tochter länger hier aufhalten, als mir lieb und meinen Finanzen zuträglich ist, des letzteren Falles ohngeachtet will meine Tochter unentgeltlich dem Publikum einen Abend über angenehm die Langeweile vertreiben, und dafür will man sie beleidigen? Das glaube ich nicht. Sollte aber doch der Fall eintreten, so werde ich mein Kind beim Arme nehmen und sie vom Theater wegführen, da mag denn Demoiselle Minna Brandes die Komödie ausspielen. Aber in allen Zeitungen Deutschlands soll diese Geschichte von A bis Z zu lesen sein, und ich gebe Ihnen mein Wort, in den ersten zehn Jahren wird Riga keines neuen guten Mitglieds aus Deutschland sich mehr zu erfreuen haben. Ich will jedermann warnen, sich ja nicht dahin zu engagieren, wo man mit Herrn, Madam oder Demoiselle Brandes zu rivalisieren in den Fall kommen könnte. Auch würde nach öffentlich ergangener Annonce die Familie Brandes wohl nicht leicht mehr in Deutschland ein Engagement erhalten. Sie sehen, mein Herr Sekretär, daß Ihr Publikum in mir keinen herumziehenden Komödianten, sondern einen Mann zu betrachten hat, der alle Stunden Ihre gute Stadt wieder

verlassen kann, ohne weder die Direktion noch das verehrungswürdige Publikum dieserwegen in Anspruch zu nehmen, und folglich werde ich es nicht ertragen, wenn man mein Kind bloß in dieser Hinsicht beleidigt, weil man es beleidigen will. Allein alles dies glaube ich von Ihrem Publikum nicht, welches man mir schon längst als höchst gerecht und einsichtsvoll geschildert hat."

Da der Herr Sekretär mich so determiniert sprechen hörte, hielt er sich nicht lange bei mir auf und empfahl sich mit der kahlen Entschuldigung, es wäre nur seine unmaßgebliche Meinung gewesen. Ich aber begab mich zu Herrn Koch und Mayrer und erzählte ihnen, was bei mir vorgefallen war. Diese eilten zur Frau Gräfin Dietinghof und erzählten alles von Wort zu Worte. Die Folge davon war, daß die Brandesische Familie ihre Dimission, Herr Koch und Mayrer aber die Regie erhielten, Koch das szientifische, Mayrer das ökonomische Fach.

Indessen ward „Jeanette" gegeben. Ich machte meiner furchtsamen Tochter zu Gefallen einen Statisten in dem Stück und stand mit dem Violon als Domestik hinter ihr; denn das Konzert, welches im Stücke vorkommt, wird von den gräflichen Hausbeamten und Livreebedienten servieret. Meine Tochter stand vor mir am Flügel, und ich konnte das Pochen ihres Herzens rückwärts durch den Schnürleib wahrnehmen.

Sie sang den ersten Teil, wie leicht zu ermessen, etwas furchtsam; allein da dieser Teil vorbei war und ein männliches bravo, bravo! von mehr als fünfzig Stimmen ertönte, faßte sie wieder Mut und sang ihr Adagio mit vieler Zartheit, worauf das ganze Haus in ein allgemeines Applaudieren ausbrach und nach der ganzen Arie in ein Bravorufen und Applaudieren überging, wobei selbst Herr Heidvogel aufs Theater kam, ihr die Hand küßte und zu ihrem Sieg Glück wünschte. Ihro Exzellenz die Frau Gräfin ließen mir herzlich danken, und man lag den neuen Herren Direktoren sehr an, die Familie Christ zu engagieren.

Indessen wurde meine jüngere Tochter immer schlechter,

und da ich den Arzt nach dem Namen ihrer Krankheit fragte, zuckte er die Achsel und wußte sie nicht zu nennen; da mir aber die Krankheit langwierig zu werden schien, bezog ich ein anderes Quartier bei Madam Busch, wo ich täglich nur einen halben Dukaten oder Albertstaler zu bezahlen hatte. Kaum hatte ich die neue Wohnung bezogen, so klagte meine Frau über Übelkeiten im Magen, über Hitze und Mattigkeit in den Gliedern. Der Arzt ließ gleich mit Essig räuchern, weil wir ein Faulfieber befürchteten. Meinen Kummer noch zu vermehren und mein Vaterherz recht in die Presse zu nehmen, erhielt ich von Herrn Spengler aus Petersburg einen Brief, daß mein jüngster Sohn, den ich Krankheit wegen hatte zurücklassen müssen, gestorben sei. Gewissermaßen mußte mich diese Nachricht erfreuen, allein ich war Vater, und der Gedanke drängte sich mir auf, mein Kind sei vielleicht verwahrloset worden. Diesen Todesfall mußte ich meiner Frau verheimlichen, wollte ich nicht ihr eigenes Leben in Gefahr bringen. Denn nach vier Tagen verlor sie die Besinnung, hatte nur wenige helle Augenblicke, und da ich ihr die Sacra reichen ließ, blieb sie ganz ohne Besinnung, sprach aber zweiundsiebzig Stunden, also drei Tage und Nächte, ohne abzusetzen, in einem fort, mit jeder Stunde schwächer und matter, bis der Atem stehen blieb und sie hinüberschlummerte.

Wer ist wohl imstande, so einen Moment richtig zu schildern? Ein Weib, welches mir neun Kinder geschenkt, mit der ich achtzehn Jahre gelebt, in einem Zeitraum von sieben Tagen zu verlieren, und eine Tochter von eilf Jahren, mit allen Anlagen einer sehr braven Künstlerin begabt, ohne Hoffnung auf dem Krankenlager! Aufrichtig gesagt, ich verlor ganz meinen Kopf, und hätte sich der würdige Mann, Herr Voß, Apotheker und Bruder F. M., nicht meiner angenommen, ich glaube, ich wäre auch von Sinnen gekommen, zumal da an demselben Tag, als ich meine Frau eben des Morgens zur Erde bestattet hatte, nachmittags um zwei Uhr meine jüngere Tochter in meinen Armen entschlief. Ich

muß die Feder hinlegen, denn jetzt, da ich dieses schreibe, vierunddreißig Jahre nach diesen Unfällen, wirkt dieser Fall noch so sehr auf mich, daß ich, ganz ermattet, mich nach Ruhe sehne und der Erholung bedarf.

So wie meine Frau begraben ward, wird nicht leicht wieder eine Schauspielersfrau zur Erde bestattet werden. Ganz fremd war ich, erst drei Wochen in der Stadt, und doch waren durch die Veranlassung des Herrn Apotheker Voß vierunddreißig Kutschen von der edlen Kaufmannschaft vor meinem Hause angefahren, um die Leidtragenden an den Kirchhof zu bringen. Sie hatten nicht alle auf meiner Gasse Platz und mußten sich auch noch in einer zweiten Straße rangieren. Siebzehn konnte ich nur mit den Mitgliedern besetzen, die andern siebzehn fuhren leer nach. Nur in Riga findet man solche Menschenfreunde, die alles tun, einen Fremden zu ehren und ihm seinen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Ich habe durch meinen sechsjährigen Aufenthalt daselbst unzählige Proben der Freundschaft und Herzensgüte der braven Bewohner des Dünastromes erhalten, und gewiß wird und muß jeder Fremde dasselbe sagen. Auch in vielen anderen Städten habe ich gute, die Kunst schätzende Männer gefunden, aber so zusammengedrängt, wo einer dem andern es an Herzensgüte zuvorzutun sich mühet, wie in Riga, habe ich sie nie gefunden.

Männer, die vorzüglich es sich angelegen sein ließen, mir und den Meinigen den Aufenthalt höchst angenehm zu machen, waren: Herr Apotheker Voß, der aber bereits in den ewigen Osten eingegangen, Herr Nikolaus Kriegsmann, die mir in mehrerer Hinsicht höchst schätzbare Familie Sengbusch, der Herr Rat Blumenthal, der Bäckeroberälteste Herr Dorndorf, der Herr Oberpastor Dingelstädt, Herr Sekretär Lenz, Herr Advokat Holst, Advokat Prescius. Doch ich müßte wenigstens hundert Familien nennen, wenn ich sie alle hier aufführen wollte, denen ich sowie jeder Fremde Verbindlichkeit schuldig sein muß. Habet Dank, ihr edlen, braven, biederen

Bewohner dieser alten Handelsstadt! Ewig ertöne mein Dank euch, ihr Vortrefflichen, und nur mit meinem letzten Atemzuge wird mein Dank und der innige Wunsch für euer Wohl verstummen.

Da meine Frau starb und meine Lieblingstochter ihr folgte, entschwand bei mir die Lust, wieder nach Deutschland zu gehen, ich nahm also das mir von Herrn Mayrer und Koch angetragene Engagement an und blieb mit meiner älteren Tochter und einer von vier Jahren in dem guten Riga. Ich gab sie zu Madam Storch, der Mutter des später durch seine Schriften so bekannt als berühmt gewordenen Herrn Etatsrats Storch.

Ich hatte mein vierzigstes Jahr erreicht, tat daher Verzicht auf das ganze Liebhaberfach und ging in die komischen Väter über und, wie der Erfolg bewies, nicht ohne Glück. Einer meiner ersten Versuche im komischen Fache war der alte Busch im „Räuschchen". Diese Rolle glückte mir so sehr, daß die ersten Kaufleute der Stadt, da ich noch abends nach der Komödie auf Eberbanns Kaffeehaus kam (wo ich gewöhnlich mein Abendbrot einnahm), mir auf der Treppe auflauerten, vier Herren mit brennenden Kerzen auf Leuchtern voraufzogen, viere mich unter den Armen und Schenkeln faßten und mich trugen, vier andere mit Lichtern schlossen den Zug. So wurde ich die Treppe hinauf, in der ersten Stube um das Billard herumgetragen, dann durch die Spielstube und endlich in die Speisestube an den Tisch gesetzt, wo man mich hochleben ließ. Ich kann also, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, sagen, man habe mich in Riga auf den Händen getragen.

Herr Koch gewann mich lieb; dasselbe kann ich nicht von Herrn Mayrer sagen, er ward mir ungünstig wegen der einzigen Rolle des Chevalier Riccaut de la Marlinière. Sein Herr Schwiegervater, Herr Gantner, der einst Schauspieler von Namen war, hatte vor mir diese Rolle; da er aber der französischen Aussprache nicht mächtig war, hatte er die



Madam Schmelka



Madam Ochsenheimer

ganze Rolle ins Deutsche übersetzt. Da ich nun die Rolle spielte, wie sie Lessing geschrieben hat, und die Frau Gräfin Dietinghof, sich verwundernd, sagte: „Das ist ja eine ganz andere Rolle, wie kann denn Herr Gantner sich unterstehn, Lessing zu verbessern, Christ soll künftig alle diese Deutschfranzosen spielen, die Gantner verpfuschte," so machte dies das Blut des Herrn Schwiegersohns nicht wenig unruhig, und obschon er mir nichts zuleide tat, so konnte ich doch seine Freundschaft nicht erhalten. Dagegen kettete sich der brave Koch desto fester an mich und stellte mich immer da an, wo ich glänzte.

Ich zog von Madam Busch in ein wohlfeileres Quartier zu einem gewesenen Kaufmann, der seit mehreren Jahren die Handlung (welche in englischen Stahlwaren bestand). seinem einzigen Sohne übertragen hatte. Er nannte sich Herr Blank und ließ mich eine einzige Stube nebst Kammer mit dreißig Dukaten bezahlen; ich würde auch dies noch nicht zu teuer gefunden haben, wäre die Wohnung nur einigermaßen brauchbar gewesen, sie war aber, meines heftigen Heizens ohngeachtet, so kalt und so naß, daß das Eis an mehreren Stellen einen halben Zoll stark an der Wand hing.

Ich habe in Wien viele und starke Eisgänge mit ihrer ganzen furchtbaren Gewalt, in ihrer alles zerstörenden Kraft zu sehen Gelegenheit gehabt, aber ein solcher wie der im Jahre 1784 in Riga, war mir eine entsetzliche Erscheinung. Der Strom hält bei der Stadt neunhundert Schritt, also zweitausendsiebenhundert Fuß, die Ufer sind etwas hoch. Wenn nun im April gelindere Witterung eintritt und der Schnee schmilzt, so sieht man deutlich, wie sich die Eismassen an den Ufern in die Höhe drängen. Nun werden Wetten angestellt, in wieviel Stunden das Eis brechen muß. Auch ich als Fremder, da ich mittags zwölf Uhr am Strande war und das Aufschieben des Eises am Ufer gewahrte, war naseweis genug, mit einem Kaufmann zu wetten, daß das Eis um vier Uhr gehen würde. Er nahm die Wette an; wenn

das Eis um vier Uhr ginge, wollte er mir zwölf Dukaten bezahlen, dagegen müßte ich ihm jede Stunde, die es nach vier Uhr stünde, mit einem Dukaten bezahlen. Kaum hatte ich die Wette entrieret, so fiel merklich ein neuer Frost ein, so daß alle kleinen Regenbächelchen und die Ströme des geschmolzenen Schnees und folglich auch die Eisdecke fest stehen blieben. Mein Gegner lächelte, ich aber wollte mir nichts merken lassen und ging, dem Anschein nach sehr froh, nach Hause. Zu Mittag speiste ich bei Herrn Apotheker Voß, mir aber schmeckte kein Essen. Ich wurde gefragt, was mir fehlte; ich hatte vor diesem würdigen Manne kein Geheimnis und entdeckte ihm meinen Kummer. Er erschrak: „Ei, ei, lieber Christ," sagte er, „wie konnten Sie als Fremder so unvorsichtig sein? Das Eis kann wohl noch drei Tage stehen, da haben Sie dann zweiundsiebzig Dukaten zum Fenster hinausgeworfen."

Aufrichtig gesprochen, mir war nicht wohl zumute. Ich lief nach Tische wieder an die Düna, aber sie stand fest. Des Nachmittags um vier Uhr sah ich wieder nach, da kam es mir doch vor (denn ich hatte mir nach Tische eine Marke gemacht), als wäre die Massa einen halben Zoll höhergerückt. Ich ging nach Hause und etablierte, mich zu zerstreuen, eine L'hombre-Partie. Ich gewann zwar ein paar Rubel, aber jede Stunde ging ein Dukaten durch die verlorene Wette spazieren.

Es schlug neun Uhr, und mit dem Glockenschlage ging die Lärmkanone, als Zeichen, daß das Eis zu gehen anfange. Ich sprang auf vom Spiele und eilte auf den Wall. Ich fing aufs neue zu leben an, denn ich hatte nur fünf Dukaten verwettet.

Des andern Morgens, sobald man nur die Gegenstände zu unterscheiden vermochte, war ich schon wieder auf dem Wall und sah den Greuel der Zerstörung. Das Wasser war in einer Zeit von zehn Stunden bereits über zwölf Ellen gestiegen. Bäume, Häuser, Schafe, Rinder, Hunde und Menschen wurden im Strome mit fortgerissen. Die Flut war

unübersehbar, sie hatte einen Damm von sechzig Schritten in der Breite, dessen Böschungen von Quadersteinen gebauet waren, durchgerissen und dadurch in den sogenannten Ambaren oder Vorratshäusern der Herren Kaufleute unbeschreiblichen Schaden angerichtet. Ich vergaß Essen und Trinken über diesem Greuel der Verwüstung. Gegen Mittag war das Wasser bereits siebzehn Ellen gestiegen, es fehlte nur noch ein Fuß, so wäre es über den Wall gekommen, und ganz Riga war verloren. Die ältesten Männer, darunter mein Hauswirt und ein Kaufmann, Herr Frauenknecht, konnten sich eines solchen Eisganges nicht erinnern.

Ich stand von früh sieben bis abends nach sechs Uhr auf dem Wall und habe 91 — sage einundneunzig — Häuser gezählt, die nach der See zu schwammen. Freilich muß man sich keine Paläste denken, sondern russische Bauernhäuser, die aus zusammengesetzten Baumstämmen verfertigt, aus keiner anderen Massa als Holz gezimmert werden und ohngefähr achtzig Schritte ins Gevierte betragen.

Der Kaufmann, an den ich meine Wette per fünf Dukaten verloren hatte, traf mich, und ich bezahlte meine Schuld, ging aber gleich wieder eine neue Wette mit ihm ein. Er behauptete, daß vermöge dieses großen Wassers unter acht Tagen keine fremden Schiffe eintreffen könnten, und ich wettete um drei Dukaten, daß wir nach drei Tagen schon Schiffe haben würden; ich gründete meine Hoffnung gerade auf die starke Wassermassa. Die Sache wurde richtig gemacht. Aber schon den dritten Tag früh brachte mir der Kaufmann S. meine drei Dukaten, denn von der Zitadelle war das Signal gegeben, daß man vier Schiffe auf der Reede bemerkt habe. Ich kam also bei der so gefährlich scheinenden Wette mit einem Verlust von zwei Dukaten weg, welches ich damals bei sehr gespickter Börse mit Lächeln übersehen konnte.

Kaum war das Wasser gefallen, so ging ich mit Herrn Mayrer auf die Bekassenjagd, die es auf den Hölmern oder Inseln in ungeheurer Menge gibt. Man muß sich jedoch

bei deren Verfolgung sehr in acht nehmen, denn gerade, wo sie sich am häufigsten aufhalten, ist es am gefährlichsten für den Jäger, und ehe man es sich versieht, sinkt man bis an die Brust in den Sumpf.

Wir verweilten bei dieser Jagd, weil es viel zu schießen gab, so lange, daß uns der Abend überraschte. Wir wollten, um früher in die Stadt zu kommen, den Katharinendamm, welcher Weg näher führt, dahinwandeln. Aber da wir bereits vier oder fünf Werst (sieben machen in Livland eine Meile, in Rußland aber fünfe) gegangen waren, fanden wir, daß der Damm auf dreißig Ellen vom Eis durchbrochen und uns die weitere Passage versperrt war. Nun war uns nicht wohl zumute; kein Kahn war zu sehen, denn sobald Torschluß ist, retirieren sich die Kähne, und man muß entweder eine Tour von anderthalb Meilen zurückmachen und kommt dann, wenn man nicht in der Zitadelle bekannt ist, nach Torschluß nicht mehr in die Stadt, oder sich bequemen, auf dem Damm in einer russischen Kabake zu schlafen.

Indem wir eben überlegten, wozu wir uns entschließen wollten, führte uns der Himmel einen Deum ex machina herbei. Der Schiffsmesser Herr Osberg kam auf einem Boot von der Reede zurück, wo er eben bei einer Messung gewesen war, Herr Mayrer kannte ihn, rief ihm zu und bat ihn, uns auszuholen. Er war so gefällig, nahm uns ein, und wir waren aus aller Not. Auf dem Boote waren zwölf Matrosen, des Herrn Schiffsmessers Frau und noch ein hagerer Mann samt einem Frauenzimmer, welcher sich mir in der Folge als den Sohn des Kaufmanns, bei dem ich wohnte, zu erkennen gab. Das Frauenzimmer aber war die Schwester seiner verstorbenen Frau, gegenwärtig seine Braut.

Ich erwähne dieses Umstandes darum, weil dieses Paar in der Folge einen starken Einfluß auf mein ganzes übriges Leben hatte. Ich will aber der Geschichte nicht vorgreifen, sondern nur noch sagen, daß während unserer Nachhausefahrt Herr Blank (so hieß der hagere Mann) einigemal mir

sagte, daß, wenn mir die Wohnung bei seinem Vater nicht mehr anstünde, er mir sein Quartier anböte, wo es mir gewiß gefallen würde; auch könnte ich die Kost bei ihm nehmen und seine Pferde benutzen, wenn ich meine Tochter in und aus dem Theater wie auch zur Probe und wieder nach Hause wollte fahren lassen.

So angenehm mir dieses Anerbieten auch war, so erregte es doch meinen Widerwillen im hohen Grad, weil es gegen meine Denkungsart stritt, daß der Sohn dem eignen Vater sozusagen seine Einkünfte zu schmälern suchte.

Meine Antwort war weder bejahend noch verneinend, ich sagte ihm, ich wolle mir die Sache überlegen, konnte es doch nicht über mich gewinnen, mit ihm ferner ein Wort zu wechseln, weil mir der Patron verächtlich schien. Er aber schrieb mein Zurückziehen auf die Trauer um meine nur seit kurzem verlorene Gattin und brach in Lobeserhebungen dieserwegen aus, die mir ebenso unangenehm waren wie er selbst.

Seine Braut, ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, eine geborene Michelsohn, Nichte des General gleichen Namens, schien mir eine sehr stille Person zu sein. Indessen nahm ich von ihr nur wenig Notiz und wünschte, daß wir bald nach der Stadt kommen möchten. Denn ich befand mich in der Gesellschaft des Herrn Blank nicht wohl, und ob ich gleich auf Ahndungen nicht viel halte, so zeigte doch die Folge, daß mir in dieser Atmosphäre nicht umsonst so unbehaglich war.

Wir erreichten endlich die Stadt und hatten es einzig der Autorität des Herrn Schiffsmessers Osberg zu verdanken, daß uns der wachhabende Offizier den Einlaß gestattete. Wir schieden dankbar von ihm; jeder ging seinen Weg, nur Herr Blank begleitete mich, weil seines Vaters Haus auf derselben Straße lag, wo er wohnte, und ich mußte diesen zudringlichen Menschen noch länger ertragen. Endlich erreichten wir meine Wohnung; bevor ich aber von ihm loskam, mußte ich ihm versprechen, ihn so bald wie möglich zu

besuchen. Ich tat's, um ihn nur loszuwerden, und so gingen wir, wie er sprach, als Freunde auseinander.

Es gibt eine Gattung Menschen, die uns beim ersten Anblick zuwider sind, ohne daß wir auch nur die geringste Ursache dazu anzugeben imstande sind, aber eine zurückstoßende Kraft wirkt so unangenehm auf uns, daß man beinahe allen Wohlstand vergessen könnte und es ihnen gerade ins Gesicht sagen möchte, daß sie uns lästig sind. Woher wohl das kommen mag? Sind wir schon ehemals hier auf diesem Erdball unter einer anderen Gestalt uns nahe gewesen? Hatten schon ehedem unsere Seelen sich nicht miteinander vertragen und fühlen nun ein Mißbehagen bei einem neuen Zusammentreffen, oder ist es eine geistige Vorempfindung, welche uns ahnen läßt, daß ein solches Individuum uns eine Reihe von Unannehmlichkeiten bereiten werde?

Mein Hauswirt kränkelte immer, war Witmann, wirtschaftete mit einer Magd, brauchte also selbst viel Bedienung, und ich mußte meiner Aufwartung wegen sehr darunter leiden. Das machte mich mißmutig, ich kündigte daher mein Quartier und suchte mir ein anderes. Kaum hatte der Sohn meines Wirtes Nachricht davon erhalten, als er pfeilschnell bei mir war und mich bat, ihm doch das zuzuwenden. Ich könnte ja bei ihm alles bekommen und so billig wie bei keinem. Er wolle mir die Stube für sechs Taler Alberts (macht drei Dukaten), den Mittagstisch für acht Taler Alberts (sind vier Dukaten), die Troska, womit meine Tochter jeden Morgen zur Probe und wieder nach Hause, des Abends ins Theater und wieder retour sollte gebracht werden, für zehn Dukaten oder zwanzig Taler Alberts lassen. Das machte zusammen vierunddreißig Taler monatlich oder siebzehn Dukaten, für Deutschland wirklich keine Kleinigkeit, für Riga aber billig. Ich ließ mich bereden, besah die Wohnung, das Stübchen war nett tapeziert, gefiel mir, und ich machte die Sache richtig. Bei meinem ersten Besuch lernte ich die Mutter der Demoiselle Michelsohn kennen, dem Ansehen

nach eine sehr würdige Matrone, auch deren verheiratet gewesene Tochter, eine Madam Osberg, welche den Bruder obbenannten Herrn Schiffsmessers gleichen Namens zum Manne gehabt, eine äußerst schöne und liebenswürdige Witwe. Weiberfeind bin ich zeitlebens nicht gewesen, die Umgebungen gefielen mir, sie machten mich die fatale Physiognomie des Herrn Blank vergessen, verwischten jeden Eindruck, den sein schleichend und kriechendes Wesen auf mich gemacht, und ich schloß mit ihm ab.

So wie uns die schönsten Gesichter nach und nach gleichgültig und die häßlichsten erträglich werden, so ändert Zeit und Umgang auch die Eindrücke, die uns noch vor kurzem äußerst unangenehm waren, und Gewohnheit macht uns alles leicht. So ging es auch mir. Kaum war ich eingezogen und hatte ein paar Mittagsmahle überstanden, so konnte ich schon mit meinem neuen Hauswirt scherzen und L'hombre spielen, aber sein Freund zu werden, konnte ich nicht über mich gewinnen.

Was das Theater betrifft, so wuchs mein Beifall von Tag zu Tag, und diesen verdanke ich vorzüglich meinem Freunde Koch, welcher als Direkteur mich überall placierte, wo er voraus wissen konnte, daß ich den Wünschen des Publikums Genüge leisten würde. So wurde ich nach und nach Rigas Liebling, und wenn Petersburger Familien kamen und mich spielen sahen, glaubten sie nicht, daß ich derselbe Christ sei, den sie in Petersburg gesehen hatten. Allein alles dies hängt von der Redlichkeit oder der Unrechtlichkeit eines Regisseurs ab, je nachdem er ein Individuum anzustellen versteht oder aus Bosheit, Abneigung oder anderen Bewegungsgründen malplaciert. Freund Koch aber war selbst Schauspieler und Direktor seiner eigenen Gesellschaft, sah nur auf die Ehre derselben und stellte jeden an seinen, ihm von Gott und dem Rechte zugehörigen Platz. Dadurch entstand Einigkeit, Ruhe und Liebe zum Werke, jeder leistete, was er konnte, gerne, denn er ward von seinen Kameraden

unterstützt, und die Stücke gingen so aufeinander, daß das Publikum immer mit Zufriedenheit das Haus verließ, wir aber, überzeugt, daß wir unsere Pflicht ganz erfüllt, uns ruhig auf unser Kopfkissen niederlegen konnten. Aber freilich, es gibt wenige Männer so wie Koch und wenige Intendanten so wie Dietinghof!

Wir gaben „Schlenzheim", und meinem guten Koch fiel es ein, ich sollte den König als Friedrich den Einzigen geben. Ich hatte das Glück so oft gehabt, diesen wahrhaft großen Monarchen mehrmals in Berlin sowie auch in Potsdam zu sehen, Gesichtszüge und Stimme getraute ich mir ganz zu kopieren, kurz, ich wurde adjustiert nach einem gut getroffenen Porträt, wo Friedrich den Hut vor die Sonne hält. Seinen Gang kannte ich auch, und die Stimme habe ich in Potsdam mehrmalen beim Exerzieren gehört, — kurz, wir gaben „Schlenzheim", und ich spielte den König nach der Aussage einiger Kaufleute, die ihn auch gesehen hatten, ganz nach der Natur. Mein Koch, ein geborner Berliner und Neffe des Herrn Geheimden Rats Eckardt, welches eigentlich Kochs wahrer Name ist, umarmte mich und machte mir über diese so gelungene Vorstellung viele Lobeserhebungen. Allein ich traute mir es selbst kaum zu, daß ich dieses große Original so glücklich sollte dargestellt haben, bis ein Zufall mich von der Gewißheit überzeugte.

Ein königlich preußischer Offizier des zweiten Gardebataillons, ein geborner Livländer, war eines Morgens auf Eberbanns Kaffeehause, als eben der Zettelträger den Komödienzettel für den folgenden Tag brachte, auf welchem „Schlenzheim" angekündigt war. Einer der Herren Kaufleute sagte zu ihm:

„Nun, mein Herr Leutnant, morgen müssen Sie ins Theater gehen, da werden Sie Ihren großen König in Natur sehen, wir haben einen Schauspieler, der ihn bis auf die kleinste Nuance nachmacht."

„Ja?" sagte der brave Preuße, „wie kann man es wagen, diesen großen Mann zu parodieren?"

„Nein, nein, mein Herr Leutnant, nicht parodiert, kopiert, bis auf die kleinste Kleinigkeit nachgemacht, und niemand wird besser als Sie entscheiden können, ob der Schauspieler, der es sich selbst nicht zutraut, das große Original erreicht habe oder nicht." Es mengten sich mehrere Männer von Ansehen darein und baten ihn, um über die Richtigkeit der Sache entscheiden zu können, des andern Tags ins Theater zu gehen, welches er auch versprach.

Wie es des andern Tags an der Zeit war, daß die Komödie beginnen sollte, begab ich mich aufs Theater und sah durch den Vorhang, welcher, wie bei den meisten Provinzialtheatern, in der Mitte aufgetrennt war, daß man durchsehen konnte, wo der preußische Offizier stand. Er hatte sich dicht hinter das Orchester placieret, und ich konnte ihn also bei meinem ersten Auftritt, in welchem ich die mitspielenden Offiziere begrüßte, fest ins Auge fassen. Ich verlängerte mein stummes Spiel, indem ich meine Augen nicht von ihm wandte. Er erschrak, sah mich steif an, wich einen Schritt zurück, und die Tränen liefen ihm über die Backen herab. Nun war ich meiner Sache gewiß, spielte diesen Abend con amore und war mit meinem Tagewerk so wie mit mir selbst zufrieden.

Am andern Tag trafen wir uns wieder auf dem Kaffeehause. Man fragte, wie er zufrieden gewesen, und sein Lob, welches mir die Bescheidenheit zu wiederholen nicht gestattet, ging in Ekstase über. Man versicherte ihn, daß der Schauspieler, welcher die Rolle übernommen, sich hier im Zimmer befinde. Er sah sich überall um, allein er fand niemand, der seinem Original auch nur auf die entfernteste Weise ähnlich war, und bezweifelte also das Dasein dieses Mannes. Unterdessen hatte ich einen dreikantigen Hut aufgesetzt, steckte die rechte Hand in den Busen, die linke in die Rocktasche und trat vor ihn hin. Da erschrak er, fiel mir um den Hals, und Freudentränen, die ihm aus den Augen quollen, belohnten mich reichlich.

Dieser Einfall des Herrn Koch machte, daß dies Stück,

welches sonst eben nicht den höchsten ästhetischen Wert hatte, mehrmals und gerne gesehen ward.

Von nun an glaubte man im Publiko, daß ich alle Menschen kopieren oder, wie sie sich ausdrückten, parodieren könnte, da es mir mit dem größten Originale selbiger Zeit so wohl gelungen war, und was diese Meinung bestärkte, war, daß sie in meinem Kanzler aus den „Mündeln" ihren Herrn Bürgermeister S. getroffen zu sehen glaubten. Auch fanden sie in dem Amtmann aus Ifflands „Jägern" ihren Herrn Rektor S. Ich mochte nun geben, was und wie ich es wollte, zumal wenn es ein böser Charakter war, so fand man immer ein Original dazu, man lachte laut über die richtige Kopie, woran ich oft selbst nicht gedacht hatte. Die, welche sich geschildert glaubten, feindeten mich an, und ob man es mich schon nicht gleich auf der Stelle fühlen ließ, so trug man es mir doch nach und machte mir in der Folge manche unangenehme Stunde.

Es ist eine seltene Gabe, jemanden richtig kopieren zu können, aber ich rate jedem Schauspieler, wenn er sich dazu geschickt fühlet, lieber diese Gabe zu unterdrücken, als sie zu kultivieren, denn man macht sich unendliche Feinde, wie ich und der vortreffliche Iffland zur Genüge erfahren. Die Herren Kollegen machen uns tausend Komplimente über diesen Vorzug, herzen und küssen uns, aber bei Gelegenheit und bei einem Glas Wein im bürgerlichen Zirkel, wo manchmal der Getroffene dabeisitzt oder es doch durch einen Dritten erfährt, sprechen sie im Vertrauen zu ihrem Nachbar (aber doch so laut, daß es die ganze Tischgesellschaft hören kann): Ja, das muß wahr sein, unser N. N. hat eine himmlische Gabe, alles zu parodieren, was er Lust hat, aber den würdigen Mann, den Herrn O., hätte er doch schonen müssen, es hat mir ordentlich weh getan, denn ich saß im Parterre, und alle Welt zeigte lachend mit Fingern auf Herrn O. Wie muß das den guten Mann geschmerzt haben! Nein, richtig ist es nicht, das müssen Sie alle, meine Herren, mir doch

gestehen. Aber freilich, es wird immer sehr dabei gelacht, und so etwas reizt.

Dergleichen Reden werden leicht hingeworfen, aber sie fangen Feuer und wirken gewiß zur gehörigen Zeit. Dahero mein freundlicher, gewiß gut gemeinter Rat an alle die Herren Kollegen, bei denen dieses Talent aufkeimt, es ja gleich zu ersticken, daß es keine Wurzel fasse, denn die Früchte davon sind Haß und Verfolgung.

Ich wurde auf einem Balle mit einer sehr würdigen Familie aus dem Handelsstand bekannt, deren älteste Demoiselle Tochter Henriette außerordentlichen Eindruck auf mich machte. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, sie im Theater zu sprechen und aus demselben sie nach Hause zu begleiten. Es war eine Gattung von Mädchen, die älter aussieht als sie ist; denn hätte ich auch nur vermuten können, wie ich später erfuhr, daß sie erst siebzehn Jahre zählte, so würde ich mich geschämt haben, um sie anzuhalten. Ich taxierte sie aber, weil die Pockennarben in ihrem Gesicht ihr ein älteres Ansehen gaben, für mindestens fünfundzwanzig. Ich poussierte meine Sache und wurde mit dem Mädchen einig. Wir wechselten sogar Ringe, aber nur unter uns ohne eine menschliche Seele als Zeugen, und nun wurde es unter uns verabredet, daß ich zum neuen Jahre Anstalt treffen würde, die Eltern von unserm Vorhaben in Kenntnis zu setzen. Ich kaufte zu dem Ende bei einem Galanteriehändler ein paar goldne Ohrringe, Montgolfières, die damals Mode waren, und übersandte ihr selbe zum Neuenjahrsgeschenke. Die Sache machte Aufsehen im Hause; das gute Mädchen wurde zum Bekenntnis gezwungen, es kostete auch den braven Eltern wenig Mühe, denn da unsere vorhabende Verbindung reell war, gestand sie offen: „Ja, Christ hat mir Anträge gemacht, mich zu heiraten, und wollte nun zum neuen Jahre mit Ihnen, gute Eltern, darüber sprechen und von Ihnen sich meine Hand erbitten.“ So sehr diese Offenheit auch der Familie gefiel, sandten sie mir doch Finger- und Ohrringe mit

einem sehr artigen Billett zurück, worin sie sich für die Ehre, die ich ihnen erzeigen wollte, bedankten und mir sehr vernünftig auseinander setzten, daß ihre Tochter für mich zu jung sei. Ich nahm also den Korb, den mir die Eltern, nicht aber die Tochter, aufpackten, auf meinen Rücken und schlich mich still davon.

Wenige Wochen nachher mußte das gute Jettchen ihre liebe Hand dem Kaufmanne reichen, bei welchem ich die Montgolfières gekauft hatte. Daß diese Heirat glücklich würde, habe ich ihr herzlich gewünscht, und noch heute, nach achtunddreißig Jahren, freue ich mich jedesmal, wenn ich ihren lieben Schattenriß betrachte. Ja sogar meine zweite Frau, welcher diese Liebe kein Geheimnis war, ließ zum Andenken dieses braven Mädchens, nunmehrigen Weibchens, meine zweite Tochter Henriette taufen mit der Bitte, ich möchte ja diese meine Tochter ebenso heiß lieben, wie ich Henriette S.[1]) geliebt habe. Welches ich auch versprach und noch bis heute gehalten habe.

Mein neuer Hauswirt verschaffte mir alle Gelegenheit, mich zu zerstreuen. Er fuhr mit mir und seiner Braut, auch mit deren Schwester, auf sein Gut, welches ohngefähr zweiundeinehalbe Meile von Riga an der Polteraa lag, auch gingen wir viel auf die Jagd, welche für jedermann frei ist; aber nichts war vermögend, meine fehlgeschlagene Verbindung mir vergessen zu machen, als ein ungeahnter Zufall meinem ganzen Leben eine ganz andere Richtung gab.

Mein Hauswirt erzählte mir eines Tages, wie glücklich er mit seiner ersten Frau, der Schwester seiner gegenwärtigen Braut, gelebt habe, und daß er es auch in der Folge mit dieser zweiten zu werden hoffe. Allein die Zeiten wären zu schlecht, er könne das Geld nicht missen, eine Hochzeit auszurichten, und was dergleichen mehr er mir alles vorpinselte.

Ich gutherziges Ding glaubte hier Gelegenheit zu fin-

[1]) Henriette Sengbusch.

den, eine gute Handlung zu begehen, fragte, wieviel er wohl dazu bedürfe? Er meinte, mit vierundzwanzig Dukaten wohl auslangen zu können.

„Herr, wenn können Sie es wieder bezahlen?"

„In längstens einem halben Jahre."

„Gut, schreiben Sie einen Wechsel, nach sechs Monaten zahlbar, ich komme gleich wieder."

Ich ging in meine Stube, holte das Geld, zählte es ihm auf, und er gab mir die Verschreibung; nur machte ich die Bedingung, daß er gleich zum Konsistorium gehe und die Heirat beschleunige. Er versprach alles, und ich war entzückt, eine gute Handlung begangen zu haben. Aber es ging mir wie dem alten Überall und Nirgends: Was ich für gut hielt, war nichts weniger als gut, denn das Herz der Braut war mit dem seinigen nicht im Einklang, nur ihre Mutter wünschte diese Verbindung, und die gehorsame Tochter folgte gegen ihre Neigung dem Befehl der strengen Mutter. Diese Unzufriedenheit blieb mir ein Geheimnis, daher betrieb ich diese Verbindung so eifrig, als wäre es meine eigene.

In dieser Zeit, es war im Monat März 1785, erhielt ich einen Brief von Madam Reineke aus Dresden, worin sie mir sehr eifrig anlag, ihr doch für ihre Person in Riga ein Engagement zu verschaffen. Es war mir so unerwartet als unglaublich, daß diese so sehr beliebte Schauspielerin sich von Dresden und ihrem wirklich schönen Manne trennen und aus dem freundlichen Sachsen nach dem weniger freundlichen, nördlichen Riga sich begeben wollte. Indessen sprach ich mit Herrn Koch und Mayrer, pries ihre Verdienste nach Würden und erhielt für sie ein Engagement mit achthundert Silberrubeln nebst dem Versprechen, wenn sie Beifall fände, sollte sie nicht achthundert, sondern gleich eintausend Rubel erhalten. Ich konnte es kaum erwarten, mich an das Schreibepult zu setzen, und träumte schon wieder von Menschenglück, welches zu befördern ich Gelegenheit erhalten, war schon stolz auf ein Mitglied, welches der Rigaischen Schaubühne Ehre machen würde, erzählte in allen Gesellschaften, welche vortreffliche

Akquisition wir in dieser Frau erhielten, als nach Verlauf von sechs Wochen die Antwort kam, sie danke mir für meine Bemühung, sie könne aber dieses Engagement noch nicht annehmen, weil sie vorher noch etwas für sie sehr Wichtiges abwarten müsse und eben dieser Ursache wegen noch keine bestimmte Antwort erteilen könne. Da waren denn nun meine Freuden und Hoffnungen mit einem Male gescheitert. Mit trauriger Miene zeigte ich meinen Herren Direktoren diesen Brief, allein sie waren nicht ungehalten darüber, sondern gaben mir zur Antwort, man könne doch nicht wissen, worin die Wichtigkeit bestünde, die sie abhalte, das Engagement zu schließen, und gaben mir zugleich die Versicherung, daß ihr Platz noch drei Monate lang offenbleiben solle und, wenn sie während dieser Zeit erschiene, sie ihnen noch immer willkommen sein würde. Ich meldete diese frohe Botschaft gleich nach Deutschland.

Nach wenig Wochen wurde ich durch einen Lohnbedienten in einen Gasthof gerufen, wo ein fremder Herr und eine Dame mich zu sprechen wünschten. Ich eilte dahin, und an allen Gliedern gelähmt stand ich da, als mir Herr Opitz mit Dame Reineke im Arme entgegentrat.

„Sehen Sie, lieber Christ,“ sagte sie, „das war das wichtige Objekt, welches ich noch abwarten mußte, und zugleich ein Engagement nach Petersburg, wohin wir beide verschrieben sind. Ich danke Ihnen nochmals für ihre Mühewaltung, aber besser ist doch besser, wir erhalten in Petersburg zweitausend Rubel und werden in drei Tagen dahin abreisen. Aber nun haben wir eine neue Bitte. Man hat uns auf dem Lizent fast alles weggenommen, neue Schuhe, Schminke, seidene Strümpfe, Schnallen, Silberzeug, kurz alles ist hier kontraband, und wenn wir das alles verlieren sollten, so sind wir so gut wie geplündert. Helfen Sie uns, wenn Sie können, denn wir wissen hier gar keinen Bescheid.“

Ich ging sogleich zu Herrn Mayrer, der mit allem bekannt war, wie man sich bei dergleichen Vorfällen zu benehmen habe, und der brave Mann, obgleich Madam Reineke

die hiesige Direktion nur zum Notnagel gebraucht, vergaß aus Nächstenliebe alles und lief, der Fremden soviel wie möglich zu retten. Die Schminke und die neuen Schuhe waren ganz verloren, wurden verauktionieret, und Herr Opitz mußte alles noch einmal so teuer wieder erstehen, als es ihn in Deutschland beim Einkaufe gekostet hatte. Das Silber wurde gewogen, und er mußte nach Landessitte vierzig Prozent erlegen, denn Madam hatte viel Kaffeegeschirr und Leuchter von diesem Metalle. Alle diese Hudeleien kosteten Herrn Opitz so manchen Groschen, und es gebrach ihm an fernerem Reisegeld. Ich gab, was er verlangte, er hat es mir auch bald von Petersburg wieder geschickt; wie er mir aber meine übrigen Bemühungen gelohnt hat, wird die Folge zeigen.

Madam hatte in Petersburg das Schicksal wie ich: auch sie gefiel nicht, und dies war der Anfang eines Zwistes, der Madam nach großen und häufigen Debatten das Leben kostete, nachdem sie vorher dem lieben Herrn Opitz mit einem Messer ein Zeichen ins Gesicht geschnitten hatte, dessen Narbe er nach vielen Jahren in Dresden noch ins Grab mitnahm. Doch wieder zu meiner Geschichte.

Die Hochzeit meines Hauswirts rückte heran. Ich ward zum Brautführer erbeten, welches ich aber abschlagen mußte, weil ich gerade an diesem Tage eine starke Rolle hatte; indessen dankte ich für die Ehre und machte der Braut ein Geschenk mit den goldenen Ohrgehängen, welche ich meiner unvergeßlichen Henriette S. schon früher verehrt, aber auf Befehl ihrer Eltern wieder zurückerhalten hatte, nebst einem Rosettenringe, welchen ich aus dem Kaufmann Hillerischen Bankerott für dreizehn Dukaten erstanden, zusammen ein Geschenk von neunzehn Dukaten. Den Wechsel von vierundzwanzig Dukaten zerriß ich und machte Herrn Blank ein Geschenk damit — keine kleine Summe, denn es betrug nunmehr alles zusammen dreiundvierzig Dukaten.

Ich wandelte des Abends, an welchem die Trauung vor sich gehen sollte, ins Theater. Die Braut weinte, aber

wenn ich sie fragte, warum, so erhielt ich keine Antwort. Ich bekümmerte mich weiter um nichts mehr und ging, nachdem Herr Blank noch vorher so kleinlich war, mir für den zerrissenen Wechsel die Hand zu küssen. Jeden rechtlichen Mann muß so etwas empören, aber Menschen, die diesen schmutzig interessierten Mann kannten, wunderten sich nicht, denn wenn es sein Interesse betraf, war ihm keine Handlung zu klein, er übte sie aus.

Kurz, ich ging meinem Geschäfte nach ins Theater. Unterdessen wurde in meinem Hause die Komödie der Trauung gespielt, wovon ich kein Zeuge war. Wie ich aber um neun Uhr nach Hause kam, lag die Braut ohne Besinnung in der glühendsten Fieberhitze auf meinem Bette in meiner Stube, von ihren nächsten Verwandten umgeben. Man machte tausend Entschuldigungen und wollte sie wegbringen, welches ich aber nicht zugab. Unterdessen kam die Braut wieder zu sich, sah, wo sie lag, bat mich um Vergebung und stand von meinem Bette auf. Ich half ihr, aber ihre langen Haare lösten sich auf und das Myrtenkränzchen fiel mir in die Hand, welches ich unter Lachen und Schäkern in meinem Busen verbarg. Wir gingen nun zu Tische, und ich lachte den Bräutigam aus, daß nicht er, sondern ich das Brautkränzchen erwischt; die übrigen Gäste stimmten mit ein, und wir hätten die ganze Nacht froh durchschwärmt, hätte die Krankheit der Braut nicht zugenommen. Diese mußte, nachdem man den Doktor gerufen, zu Bette gebracht werden, und da verlor sich denn ein Hochzeitsgast nach dem andern. Auch ich schlich in meine Stube, aber da im Hause alles ruhig war, pochte es an meine Stubentüre, ich machte auf, und es trat die Magd, um Verzeihung bittend, herein und erzählte mir die saubere Bescherung der ganzen Trauungsgeschichte samt ihren Folgen.

„Kaum waren Sie fort ins Theater," sagte sie, „so kam der Herr Oberpastor Dingelstädt, der jungen Frau Beichtvater, um die Trauung zu vollziehen. Aber sie wollte davon nichts wissen, und weinend sprach sie: ‚Ich mag, ich kann die-



Herr und Madam Seconda



Die jüngere Demoiselle Schwachhofer

Die ältere Demoiselle Schwachhofer

sen kriechenden Heuchler nicht liebgewinnen.' Kein Zureden half; sie schob den Bräutigam von sich, warf sich vor ihrem Beichtvater auf die Knie und flehte ihn an, sie zu retten; sie könne diesen Menschen, der schon ihre Schwester betrogen und gemordet habe, nicht zum Manne nehmen. Er verließ sie, indem er ihr versprach, mit der Mutter zu sprechen. Aber kaum war das geschehen, so stürzte die Mutter wie eine Furie herüber, fiel ihr in die Haare und schleppte sie, nachdem sie sie unterwegs noch mehr gemißhandelt, in die andere Stube zur Trauung. Da sie gefragt wurde, ob sie Herrn Andreas Blank zu ihrem ehelichen Gatten annehmen wolle: ‚Ich nicht,' war die Antwort, ‚aber meine strenge Mutter will es, und so sage ich denn auf ihren Befehl Ja.' Nun ging die Trauung vor sich, und da der Herr Pastor den Segen sprach, sank sie in Ohnmacht auf die Erde und wurde besinnungslos in meine Stube auf mein Bette gebracht, wo ich sie so traf, wie ich oben kundgetan.

Nun wußte ich den ganzen Hergang der Sache, dankte dem Mädchen, war aber die ganze Nacht über nicht imstande, ein Auge zu schließen. Es ging mir gewaltig im Kopfe herum, daß das viele Geld weggeworfen sei und ich nichts weniger als Gutes, nein, nur Elend und eine unglückliche Ehe erkauft habe. Doch tröstete ich mich mit der Hoffnung, daß die Zeit manches gutmachen und ebnen werde, was jetzt noch rauh und holprig war.

Aber meine Hoffnung war falsch. Denn kaum war der Patron acht Tage verheiratet, so stand er, nachdem er erst wohl untersucht, ob die junge Frau auch schlafe, von ihrer Seite auf, machte Licht und beleuchtete seine Gattin nochmals, die nicht wußte, ob er ihr etwa den Hals abschneiden wolle, und also sich stellte, als ob sie fest schliefe, sich aber doch bereithielt, augenblicklich aus dem Bette zu entfliehen, wenn er nur die geringste verdächtige Bewegung machen sollte. Allein, da er sich überzeugte, daß sie fest schliefe, verließ er die Stube und schob hinter sich den Riegel vor. Die junge Frau sprang gleich aus dem Bette, sah, da die

Türe verschlossen war, durch das Schlüsselloch und machte die demütigende Bemerkung, daß er sich zur Magd gelegt. Da sie ihn nicht liebte, achtete sie diese Absurdität nicht, aber, da er ermattet wieder zurückkehrte, stand sie auf, legte sich auf den Sofa und erklärte ihm mit trockenen Worten, daß er sich ihr zu nähern in Zukunft nicht mehr wagen sollte. Er bat, er schmeichelte, er wurde grob, aber alles half nicht. Die Eheleute trennten sich, er aber hielt sich bei der Köchin schadlos.

Dies ging nun einige Monate so fort. Endlich kam die Sache auf einmal zum Ausbruch. Ich hatte, wie bereits erwähnt, auch eine jüngere Tochter, ein Kind von vier Jahren, bei Madam Storch in Pension. Sie besuchte mich manchmal und speiste mit mir zu Mittag. Ich hatte dem Herrn Blank mehrmalen angeboten, daß, wenn das Kind bei mir zu Mittag speise, ich dafür bezahlen wolle, er aber nahm durchaus nichts dafür und meinte, das wären ja nur Kleinigkeiten, ich möchte ihn doch nicht beleidigen, und es blieb unter uns alles ruhig, wie vor und ehe. Aber eines Tages, da ich beim Herrn Rat Blumenthal speiste, ließ Madam Blank meine jüngere Tochter holen, um an des Vaters Statt da zu essen. Das Kind bekam noch vor Tisch ein Butterbrot, vergaß aber über dem Spielzeug ihr Brot, legte selbes aufs Fenster und spielte weiter. Da kam Herr Blank, voll des guten Brannteweins, nach Hause, krittelte, suchte Händel, konnte sie aber schicklich nicht finden. Da sah er das Butterbrot, und nun tobte er, daß er auf solche Art zugrunde gehen müsse, wenn man fremde Kinder dergestalten fretzte, daß sie es nicht einmal aufkriegen könnten, er wolle sich dergleichen sehr verbitten, und expostulierte in einem fort, bis denn Madam die Geduld verlor, das Kind nahm, es der Magd übergab und nach Hause bringen ließ, ihm aber derb unter die Nase strich, daß dies Butterbrot noch keine zwei Pfenninge zu stehen käme, das Kind aber dem Manne angehöre, der ihm achtundvierzig Taler Alberts geschenkt, von nichts und wieder nichts geschenkt, der ihm monatlich für Kost,

Quartier und Troska so viel bezahle, daß er seine ganze Haushaltung davon bestreiten könne; kurz, sie sagte ihm alles, was sie auf dem Herzen hatte. Darüber ward er so aufgebracht, daß er sich vergaß und sie mißhandelte, seinen Hut nahm und zu seinem Vater lief, sie zu verklagen. Dadurch zeigte er nun erst ganz, daß er keinen Verstand hatte, denn was konnte, was durfte der Schwiegervater in dieser Sache tun?

Indessen er nun dort tobte, steckte Madam nichts, als was sie von mir bekommen, das Ringelchen und das Ohrgehänge, zu sich, nahm ihren Mantel um, und nebst zwei Hemden und eines auf dem Leibe, floh sie, wie sie ging und stand, zu ihrer Schwester, welche in der Sandvorstadt wohnte, und gab der Magd die Schlüssel.

Da ich vom Tisch bei dem Herrn Rat Blumenthal nach Hause kam, stürzte mir die Magd mit den Worten entgegen: „Ach Herr! Junge Frau ist entlaufen!" Ich erschrak nicht wenig über diese Nachricht; da ich aber erfuhr, wohin sie geflohen, eilte ich unverzüglich zu ihrer Schwester, der verwitibten Dame Osberg, wo ich sie in Tränen fand. Nun erfuhr ich endlich den ganzen Hergang und daß mein armes Kind die Veranlassung des Streites und ihrer Flucht gewesen, welches mich um so mehr empörte, da dieser Herr Blank nicht geringen Nutzen von mir gezogen. Diese Unart bestimmte mich auch, mich der Verlassenen anzunehmen, um so mehr, da sie mir mit Tränen sagte, ich hätte aus zu großer Gutherzigkeit das ganze Unglück gestiftet, — ein Vorwurf, der leider nur allzu gegründet war, aber wäre die Gute früher aufrichtig gegen mich gewesen, ich würde mich wohl gehütet haben, nur einen Ferding zur Hochzeit beizutragen. Allein nun war der erste Schritt einmal getan; die durch mein Kind unschuldig Leidende konnte und durfte ich in ihrem Elend nicht verlassen, ich kaufte ihr daher eine Kommode für zehn Taler ab, welche in meiner Stube stand und ihr Eigentum war, machte ihren Prozeß beim Konsistorio anhängig, und eben dadurch wurde nun ihre Sache meine eigene.

Bei meiner Zuhausekunft packte ich gleich Herrn Blank

darüber, daß er meines vierjährigen Kindes wegen diesen unverzeihlichen Lärm angefangen. Er entschuldigte sich, indem er alles leugnete, und bat mich, sie ja nicht mit Geld zu unterstützen; dann müsse sie ihm gute Worte geben, wieder zurückkehren, und habe er sie nur erst wieder in seinem Hause, dann wolle er ihr das Entlaufen schon anstreichen; er habe eine Bodenkammer ohne Fenster, dort solle sie hungern, daß ihr die Schwarte krache. Ich ließ ihn erst ganz ausreden, dann sagte ich ihm kalt und trocken: „Sehen Sie, was für ein unredlicher Mann Sie sind! Sie wollen sie nur ins Haus locken, um sie tyrannisieren zu können. Daraus wird nichts! Ich habe in der besten Absicht diese unglückliche Ehe gestiftet, es ist nunmehr meine Sache, sie wieder zu trennen. Auch ist der Streit um meines Kindes willen hergegangen. Ich habe also doppelte Ursache, mich Ihrer armen Frau anzunehmen. Sie sind ein unredlicher Ehemann; wollen Sie es leugnen, fragen Sie nur Ihre Köchin, die Sie ganz gewiß mit einem Erben erfreuen wird." Er erblaßte, wollte etwas sagen, aber das Gewissen machte ihn verstummen. Nach einer Pause kündigte ich ihm sein Quartier, die Kost und die Troska auf. Da fing er an zu weinen, gab gute Worte, aber ich blieb unverändert bei meinem Vorsatze, bezahlte einen ganzen Monat und zog gleich zu Herrn von Ehrenberg.

Dies war nun wohl ein harter Schlag für ihn. Allein er hatte sich alles selbst zuzuschreiben, und da er sah, daß er bei mir nichts mehr ausrichten konnte, vereinigte er sich mit seiner Schwiegermutter und turbierte die gute Frau und Schwester wider alle Billigkeit. Bei alledem besuchte mich Herr Blank und bat mich, mit ihm zum Fenster hinauszusehen, damit die Welt es erführe, daß wir gute Freunde seien. Da ich nichts dabei verlor, ließ ich mir es gefallen, denn daß ich seine Frau unterstützte und aus obbenannten Gründen sie zu unterstützen für Pflicht hielt, daraus machte ich ihm kein Geheimnis.

Da er sah, daß mit mir nichts anzufangen war, wendete

er sich an meinen Advokaten, den ich aus Egard für seine Familie nicht nennen mag, bestach ihn und konferierte mit ihm, um alles zu erfahren, was ich gegen ihn für Gründe angegeben hatte, und sein Advokat benutzte denn alles wieder zu seinem Vorteil.

Endlich rückte die Zeit heran, da die Magd, der Entbindung nah, eidlich vor einer Kommission aussagte, daß das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, vom Herrn Blank sei und daß er sie die andere Woche nach seiner Trauung geschwängert habe. So sehr dieses Faktum auch gegen Herrn Blank zeugte, so wußten es die beiden Herren Advokaten doch so zu drehen, und zwar durch den Satz, daß ein Schuldiger seine eigene Schande nicht bekennen dürfe, daß die ganze eidliche Aussage für ungültig erklärt wurde.

Der Prozeß wurde ins lange gezogen, denn bereits war der zehnte Monat angebrochen, als mir die Geduld riß. Ich rannte auf Anraten einiger Freunde zum russischen Gouverneur von Beglitschef und erzählte ihm die ganze Sache, wie sie vor Gott und der Welt als wahr dalag. Er sah mir fest ins Auge und fragte: „Sagst du mir Wahrheit?"

„Ja," antwortete ich ebenso fest, „und ich unterwerfe mich jeder Ahndung, wenn ich Unwahrheit sage."

„Gut." Er klingelte, ein Deutschik trat herein. — „Ruf mir den Bürgermeister!"

Er unterhielt sich mit mir von gleichgültigen Dingen, aber noch war keine Viertelstunde verflossen, als der Bürgermeister Schik eintrat und äußerst demütig nach dem Befehl Seiner Exzellenz fragte.

Der Gouverneur ergriff mich beim Arme und stellte mich mit diesen Worten ihm gerade gegenüber: „Dieser Mann hat schon im zehnten Monat einen Prozeß. Du kennst den Befehl der Monarchin, daß so ein Streit in längstens vier Wochen abgetan sein muß. Warum ist das nicht geschehen, warum muß der Mann Zeit und Geld versplittern?"

Der Bürgermeister entschuldigte sich mit den vielen Geschäften, und überdies sei dieser Herr ein Fremder und führe

eine Rechtsklage im Namen eines von ihrem Manne entlaufenen Weibes gegen einen hiesigen redlichen und sehr rechtlichen Bürger —.

„Eben dem widerspreche ich und beweise es in meiner Klage, denn der beklagte Herr Blank ist ein sehr unredlicher und unrechtlicher Mann."

Da der Gouverneur merkte, daß wir beide heiß wurden, gebot er Ruhe und befahl dem Herrn Bürgermeister ernstlich, daß ich längstens in drei Tagen mein Urteil erhalten müsse. Wir beide wurden entlassen.

Nach drei Tagen erfuhr ich schon auf dem Kaffeehause, daß mein Urteil gesprochen wäre und ich den Prozeß mit allen Kosten — verloren hätte. Der Schlag hätte mich beinahe gerührt, aber ich glaubte die ganze Nachricht nicht, denn mir war nichts behändigt worden, und ich war doch die erste Person, die dies wissen mußte, um, wenn ich es für nötig fand, zur gehörigen Zeit zu appellieren.

Es vergingen mehrere Tage, und ich erfuhr nichts. Endlich, da acht Tage vorüber waren, es war eben Sonntag, brachte mir des Bürgermeisters Diener das Urteil — ich eröffnete es und sah wirklich, daß es bereits vor acht Tagen gesprochen war und ich nunmehr die Zeit und das jus appellandi verloren hatte. Ich war wütend, hieß dem Diener, gleich zu unterschreiben, daß er es mir erst heute insinuiert habe, er wollte dies nicht tun, ich sprang in dem Augenblicke seiner Weigerung zur Tür hinaus, verschloß sie und holte einen Kronsoffizianten mit Namen Götz, welcher eine Treppe tiefer wohnte. Mit diesem trat ich nun in die Stube, wo der Bürgermeisterdiener ganz blaß dastand. Ich wiederholte mein Verlangen, und da er sich abermals weigerte, drohte ihm Herr Götz, die Polizeiwache zu rufen, wenn er nicht gleich unterschriebe. Das tat er endlich nach mehrmaliger Weigerung und nach dem Geständnisse, daß es ihm der Herr Bürgermeister erst heute gegeben habe. Da es geschehen, nahm ich es und sagte: „Sage er seinem Herrn, nun wisse ich erst, wer der größte Schurke bei der Sache sei," stieß den Kerl aus

meiner Stube und eilte mit dem Papier stehenden Fußes zum Gouverneur. Dieser erstaunte über die Bosheit und hieß mich, einen andern Advokaten zu nehmen und an den neuen Bürgermeister, Herrn Pettefeuer, zu appellieren. Ich befolgte den Willen Seiner Exzellenz und nahm den Herrn Advokat Prescius, Sohn des verstorbenen Herrn Postmeisters aus Pauzen. Dieser, nachdem er meine Papiere durchgesehen, lächelte und sprach: „Wäre die Sache in der Ordnung abgehandelt worden, Sie würden in den ersten vier Wochen Ihre Sache gewonnen haben." Er übernahm den Prozeß, betrieb ihn als ehrlicher Mann, und siehe da, nach drei Wochen gewann ich, und Herr Blank verlor den Prozeß cum expensis.

Welch ein Triumph für mich, welch ein Schreck für meine Gegenpartei! Das Ehepaar ward auf Jahr und Tag vom Tisch und Bette geschieden, und vor dem Gewissensgerichte wurde die Sache dahin geleitet, daß Herr Blank seiner Abgeschiedenen monatlich zwölf Taler Alberts bezahlen mußte. Nach Jahr und Tag aber sollten sich beide wieder stellen, wo sie alsdann wieder vereinigt oder ganz und auf ewige Zeiten geschieden werden sollten.

Riga ist ein teurer Ort, und nur äußerst schwer würde Madam Blank mit zwölf Talern Kost und Quartier haben bestreiten können, wenn ich mich nicht auch hier ins Mittel geschlagen hätte. Ich nahm meine nunmehro fünfjährige Tochter von Madam Storch aus der Pension und übergab sie der Halbwitwe zur Erziehung, überließ ihr mein ganzes Quartier, das ich zu dieser Zeit beim Töpfermeister Stoffenhagen auf der Hintergasse hatte, und ging bei ihr in die Kost, nachdem ich selbst vorhero zum Schauspieler Grohmann gezogen war. Auf diese Weise konnte Madam sehr anständig leben und sich eine Magd halten.

Darüber aufgebracht, hielt Herr Blank schon im zweiten Monate mit der Bezahlung nicht mehr ein. Aber ich eilte wie der Blitz zum Herrn Rat Blumenthal, welcher ein Mitglied des löblichen Gewissensgerichtes war, und der Exekutor

erschien auf Blanks Gute, um entweder das Geld oder ihn selbst mitzubringen, und die Alimenta erfolgten augenblicklich.

Während dieses Vorganges verheiratete sich meine älteste Tochter Maria Anna mit dem Schauspieler Herrn Mende. Ich stattete sie gebührend aus und trat ihr als Aussteuer dreihundert Rubel jährlich von meinem Gehalte ab.

So ging die Sache schleichend fort, einige Neckereien abgerechnet, die wir von der Mutter der Madam Blank erdulden mußten. So zum Beispiel mußten wir um jedes Hemd, um jeden Unterrock oder Kopfkissen klagen, ja diese Frau suchte alles hervor, um sich an mir zu reiben. Da war zum Beispiel ein Musikus Christ in Riga angekommen, der gab Konzert; da sie die Annonce las, lachte sie, zeigte ihrem Schwiegersohn den Zettel mit den Worten: „Sehen Sie, es muß mit seinem Gelde wohl alle sein, er muß schon Konzerte geben," und da er sie des Gegenteils belehrte, war sie so boshaft, daß sie den Zettel zerriß und halb auffraß.

Unter hundert Unannehmlichkeiten verstrich die Zeit, das Jahr war um, und das Paar mußte sich vors Gericht stellen. Es geschah; sie wurden getrennt. Madam kam ganz echauffiert nach Hause; ich konnte aber von ihr nichts erfahren als: „Wir sind geschieden, gottlob, aber meine Mutter hat mir schreckliche Dinge, meist Unwahrheiten, vorgeworfen und mir gesagt, daß ich nie darauf rechnen dürfe, zu ihr zu kommen. Was kann ich also tun? Ich muß irgend bei einer Herrschaft auf dem Lande unterzukommen suchen."

„Madam," sagte ich, „noch gebricht es Ihnen ja an gar nichts, auch habe ich weder Lust zu heiraten noch zu sterben: Sie erziehen mir meine Tochter, ich gehe zu Ihnen in die Kost, Sie wohnen in meinem, ich in Grohmanns Quartier. Warum wollen Sie verzweifeln? Der liebe Gott hat bis hierher geholfen, er wird auch noch weiter helfen, vertrauen Sie auf ihn."

Ich ging aufs Kaffeehaus, wo von nichts als dieser Scheidung gesprochen ward; einer gab ihm, ein anderer ihr recht, und ich spielte nicht die angenehmste Figur. Am meisten

aber ergriff es mich, daß ein Verwandter des Herrn Blank mit vielem Geräusch erzählte, daß das Recht wohl auf seines Vetters Seite sein müsse, weil er heiraten dürfe, wenn er wolle, sie aber nie.

„Da wundert's mich doch," sprach ich, „daß Herr Blank bei allem seinem großen Recht alle Gerichtskosten bezahlen muß."

„Weil sie eine Bettlerin ist und nichts bezahlen kann."

„So, darum also! und auch, glaube ich, weil er seine Magd geschwängert, folglich der schuldige Teil ist, man aber seiner Frau über solche Dinge nicht den entferntesten Vorwurf machen kann."

Der Herr Vetter verstummte, stotterte, wollte etwas sagen, konnte aber nichts Ordentliches zu Markte bringen und wurde von den anwesenden Herren ausgelacht. Da trat der Herr Rat Blumenthal ein, ich wandt' mich gleich an ihn und gab mein Erstaunen zu erkennen, daß Herr Blank, als schuldig erkannt, heiraten dürfe, wenn er wolle, sie aber nie sich dieses Beneficiums zu erfreuen haben solle.

„Was?" fragte der Herr Rat, „gerade umgekehrt! Sie kann heiraten, sobald sich eine Partie für sie findet, er aber muß stupri causa zur Strafe ein ganzes Jahr warten."

Ich dankte herzlich und innig für diese Nachricht, denn nun hatte ich Waffen gegen den Herrn Vetter und gegen alle Welt in den Händen.

Froh eilte ich nach Hause und war über Tische äußerst lustig, so daß Madam mehrmals sprach: „Ich weiß gar nicht, was mit Ihnen vorgegangen sein muß, weil Sie so ganz wider Ihre Gewohnheit munter sind."

„Ja wirklich bin ich sehr froh, denn ich habe heute eine Nachricht erhalten, die mir über alles lieb ist, wodurch ich Waffen in die Hände bekommen habe, mit denen ich meinen Feinden die Spitze bieten kann."

Über Tische warf ich im Scherz ein paar Worte hin, ob sie sich wohl entschließen könnte, Erzieherin meiner Tochter zu werden.

„Insofern es sich mit dem Wohlstande verträgt, recht gerne."

„Madam, so lange Sie mich kennen, werden Sie von mir noch nie bemerkt haben, daß es mir auch nur auf die entfernteste Weise eingefallen wäre, gegen Sie den Wohlstand zu beleidigen. Wenn ich Ihnen nun, da Sie geschieden sind und ich Witwer bin, meine Hand antrüge, würden Sie selbe zurückstoßen?"

„Sie haben so viel bereits für mich getan, daß ich undankbar sein würde, wenn ich nicht alles erfüllte, gerne und willig erfüllte, was Sie als ehrlicher Mann von mir verlangen können. Aber heiraten? — Aus zwei Hauptgründen nicht: erstens bin ich ganz arm, sogar von meiner Mutter verlassen, zweitens darf ich ja nicht mehr heiraten, wie Herr Blank sagt, folglich ist Ihre liebevolle Frage und meine Antwort überflüssig."

Ich schwieg lange. Endlich fragte ich nochmals: „Sagen Sie mir nur das einzige, haben Sie Abneigung gegen meine Person? gegen meinen Stand? gegen mein Alter? denn ich bin neunzehn Jahre älter wie Sie."

„Ach Gott, ich würde jeden Augenblick meines Lebens dazu verwenden, meinem Freunde seine an mir ausgeübten Wohltaten mit Liebe zu vergelten."

„Das wollten Sie im Ernste?" fragte ich, indem ich sie bei der Hand und fest ins Auge faßte.

Sie schlug ihren Blick nieder und antwortete mit einem sanften Händedruck: „Ja."

Ich brach das Gespräch ab und entfernte mich nach Tische früher als gewöhnlich.

Nun aber fing in meiner Seele der heftigste Kampf an! Was hast du nun wieder gemacht? fragte ich mich, du erweckest eine Hoffnung in dem Herzen dieses Weibes, vielleicht gar eine Leidenschaft, und hast noch nicht genug überlegt, ob du der Mann danach bist, beide zu befriedigen! — Wenn ich das Innerste meines Herzens erforschte, so fand ich auch nicht einen Funken von Liebe, es schlug nur für Freundschaft,

und Mitleid war es, das mich an sie zog. Die Ärmste hatte um meines Kindes willen zuviel gelitten, welchen Ersatz konnte ich ihr geben als meine Hand? Aber Liebe fühlte ich auch keinen Funken, und Heirat ohne Liebe ist ein sehr gefährlicher Schritt. Ich kämpfte noch lange mit mir. Alle Leidenschaften mußten schweigen, die Pflicht behielt die Oberhand.

Du hast diese Person wollen glücklich machen, sagte ich mir, es ist dir fehlgeschlagen, statt glücklich hast du sie äußerst elend gemacht; du mußt ihr das Verlorene ersetzen! Auf keine andere Weise bist du das imstande, als wenn du dein Schicksal mit dem ihrigen teilst. Du kommst dabei nicht in Betracht; wenn nur sie und deine Kinder es nie zu bereuen Ursache haben, so hast du deine Pflicht ganz erfüllt. Und da mir meine Pflicht von jeher das Heiligste war, so gelobte ich es mir, sie zu heiraten und sie so glücklich zu machen, als es in meiner Macht stand.

Gleich des andern Tags ging ich zu dem Herrn Oberpastor Dingelstädt, welcher zugleich der Madam Blank Beichtvater war, sagte ihm, wie die Sachen stünden, zeigte ihm eine Abschrift des Protokolls vom Scheidungsprozesse, welche ich mir hatte geben lassen, und bat ihn, mich und Madam aufzubieten. Und es war gerade nach zwei Tagen ein Sonntag, wo der alte Generalsuperintendent predigte und mich, ohne daß Madam Blank ein Wort davon wußte, zum ersten und zweiten Male aufbot. Donnerstag darauf war ein Kronsfeiertag, da bot uns der Herr Oberpastor Dingelstädt zum dritten Male auf, ohne daß meine Braut oder irgendeine Seele ein Wort davon wußte.

Des Tages vorher bat ich Madam, mir zum Donnerstag ein Abendessen auf zwölf Personen zuzurichten, des Nachmittags aber für ebenso viele Personen Kaffee, welches alles sie mir auch in ihrer Unschuld besorgte. Donnerstag nach Tische kam mein Schwiegersohn Mende mit meiner Tochter, er in Stiefeln, sie im Hut, und so nach und nach alle Kaffeegäste, bis endlich um vier Uhr der Herr Oberpastor

angefahren kam. Da erschrak Madam Blank und sagte: „Warum ließen Sie mir es denn nicht wissen, daß Sie auch Dingelstädten gebeten, so hätte ich mich besser angezogen," sie war nämlich in einem weißpikeenen Negligé.

„Das hat nichts zu sagen," sprach ich, nahm sie in meine Arme und sagte: „Kommen Sie nur, wie Sie sind, wir wollen uns trauen lassen."

Sie erschrak, lachte, weinte, fiel mir um den Hals und sprach: „Wie können Sie so bitter mit mir scherzen, wir sind ja noch nicht aufgeboten."

„Alles, liebe Seele, ist geschehen, nur ein Hindernis ist noch zu beseitigen: wenn Sie meine Hand ausschlagen." Da fiel sie mir noch einmal um den Hals und folgte mir in die andere Stube zur Trauung.

Meine Kinder sowie die übrigen Kaffeegäste waren ebenso überrascht, und nach fünf Minuten war das Weib meine Gattin, die vor sechs Minuten noch nicht glaubte, daß sie es je werden würde.

Wir jubelten bis spät in die Nacht, und mein Oberpastor sang mit mir und Freund Grohmann alle Burschenlieder, die uns einfielen. Da Mitternacht lange vorbei war, verlor sich die Gesellschaft und ließen uns allein.

Da wandte sich meine Traute zu mir: „O Mann, an den mich nicht nur Dankbarkeit, sondern die innigste Liebe fesselt, Gott mag es dir lohnen, daß du mich mit eigner Aufopferung aus den Händen meiner Mörder gerissen, ich kann es nicht — aber ich gelobe es dir heilig, dir ganz Weib, deinen Kindern ganz Mutter zu werden, und halte ich nicht Wort, so möge der, welcher mich so wunderbar in deine Arme führte, mich zur ärmsten Bettlerin machen." Da küßte ich sie zum ersten Male, ja gewiß zum ersten Male heiß und innig und sprach: „Auch ich gelobe dir ewige Treue und Hilfe in Not und Tod. Gott hat uns gehört. Amen."

Sie ging als brave Hauswirtin an ihr Geschäft, alles wieder aufzuräumen und in Ordnung zu stellen. Ich aber eilte in die Schlafkammer, warf mich auf die Knie und rief

zu Gott: Herr! Laß diese Ehe glücklich werden, glücklicher als meine vorige gewesen, denn du kennst mein Herz, es ist nur von Mitleid, nicht von Liebe erfüllt. Gieb mir auch Liebe in vollem Maße, daß mein neues Weib keinen Mangel meiner Zuneigung verspüre, damit ich ihr ganz bin, was ich sein soll und muß, ein liebevoller Gatte. — Gott segnete uns, und wir waren uns beide alles. Ich war durch sie der glücklichste Gatte; denn nun erst fühlte ich, was eine zufriedene Ehe heißt, welches Glück ich in meiner ersten, traurigen Ehe nur gar zu sehr vermißte. Auch sie gestand es mir mit innigster Zärtlichkeit, daß sie von jetzt an erst wisse, was das heiße, ein Herz und eine Seele sein. —

Eines Tags begegnete mir Herr Blank, grüßte mich und drückte mir die Hand so freundlich, als wäre nichts zwischen uns vorgefallen, bat mich mit meiner Frau zum Kaffee, ja ging so weit, daß er mir den Antrag machte, ich möchte mit Frau und Kind zu ihm ziehen, er wolle mir das ganze Quartier überlassen, selbst aber nur das Stübchen beziehen, was ich sonst bewohnte, um der Welt zu zeigen, daß alle Zwietracht unter uns aufgehoben sei. Was der böse Mensch dabei beabsichtigte, weiß ich nicht, gewiß nichts Gutes, das wollte ich wetten. Aber ich schlug ihm seinen Antrag geradezu ab; jedoch kann man aus diesem Vorschlag abnehmen, zu welcher Klasse von Menschen dieser Wegwurf gehörte.

Meine liebe Frau Schwiegermutter trug unterdessen alles dazu bei, meiner Frau das Leben zu verbittern. Denn sie ließ von deren Kleidungsstücken und Betten nur wenig, fast gar nichts, verabfolgen, und ich kann mit Wahrheit sagen, ich habe meine Frau genommen, wie sie ging und stand. Und wohl mir, daß ich es tat, denn bis an ihr für mich nur zu frühes Ende war sie mir mit Dankbarkeit, Liebe und Treue ergeben; nie vergaß die Beste, was ich für sie getan. Nur sie lehrte mich das selige Glück einer zufriedenen Ehe kennen, von welchem ich in meiner ersten Ehe auch nicht die leiseste Ahnung hatte. Ich wendete mich, weil Madam Michelsohn fast gar nichts verabfolgen lassen wollte, wieder

ans Gewissensgericht; es fruchtete aber nur wenig, und es wäre fast notwendig gewesen, ich hätte um jedes Paar Strümpfe neuerdings geklagt; da ließ ich es denn ganz sein, schaffte an, was möglich war, und erkaufte mir dadurch die vollste Dankbarkeit meiner mir ewig Unvergeßlichen.

Die seltene Art meiner Verbindung, daß nämlich meine Braut fünf Minuten vor der Trauung auch nicht ein Wort gewußt, daß sie getraut werden sollte, blieb lange nachher noch das Stadtgespräch. Viele billigten, viele tadelten meine Handlung. Bei den Weiberchen und Mädchen hätte ich es gar gewaltig verschüttet, daß ich der Braut die Freude geraubt, sich zu so einem feierlichen Moment gehörig zu putzen. Da hieß ich ein abscheulicher Mann, der keine Etikette verstand und in meiner Braut die Delikatesse gegen das ganze schöne Geschlecht beleidigt hätte. Die Männer hingegen lachten und fanden den Einfall nicht nur drollig, sondern auch ökonomisch, ja, viele Junggesellen meinten, es wäre klug und sie wollten es ebenso machen. Welches aber nur pia desideria blieben, denn wenn man in Familie heiratet, haben die Schwiegereltern doch auch ein Wörtchen darein zu sprechen. Da gibt es denn Mütter, Großmütter, Tanten und Cousinen, die sich lieber lebendig begraben lassen, als an so einem Tage nicht im vollen Putz zu erscheinen und das halbe Vermögen auf die Braut zu hängen. So ist es gewesen und so wird es bleiben, zumal in einer so reichen Stadt wie Riga, und so sehr meine Handlung bei dem größten Teil meines Geschlechts Beifall fand, habe ich doch nie gehört, daß nur ein einziger in meine Fußtapfen getreten wäre.

Meine Theaterangelegenheiten wurden dabei nicht versäumt. Herr Koch nahm auf sechs Monate Urlaub, Herr Mayrer aber übertrug mir die Regie, wo ich denn alle Hände voll zu tun bekam, zumal da die Herren Kaufleute ganz laut sagten: „Ach, nun ist es aus mit den Trauerspielen, da Koch weg ist; nun werden wir wohl nichts weiter als Burlesken zu sehen bekommen!“ Dies, als ich es erfuhr,

verdroß mich nicht wenig, und ich traf gleich die Veranstaltung, daß Fiesco einstudiert wurde. Ich gab mir alle nur mögliche Mühe, die russischen Soldaten in den vorfallenden Gefechten zu üben, und ich muß ihnen das Lob erteilen, daß sie alles, was ich ihnen lehrte, mit der genauesten Pünktlichkeit ausführten. Herr Porsch gab den Fiesco mit aller Anstrengung, so wie man diese Rolle von einem vollendeten Künstler erwarten konnte. Ich tat als Mulei Hassan mein Möglichstes, meine Tochter Mende war Berta, die Imperiali Madam Mayrer, Madam Porsch war Leonora, Verrina Herr Hindeberg; mit letzterem war man nicht ganz zufrieden, denn Verrina war die Rolle Herrn Kochs. Das Stück wurde gemütlich gegeben, aber da es zu den Gefechten kam und die Russen im vierten Akt, wo ich ein Gefecht in vier Linien veranstaltet hatte, deutsche Hiebe austeilten, staunten die Herren Rigaer und konnten des Applaudierens nicht satt werden, ja, sie klatschten noch in die Hände, da die Fechtenden bereits hinter den Flügeln waren.

Einen vorzüglichen Freund unter der Rigaer Kaufmannschaft erhielt ich an Herrn Nikolaus Kriegsmann, der so viel zuvorkommende Liebe für mich äußerte, daß er mich in allen meinen Favoritrollen selbst zeichnen wollte — denn er war ein perfekter Miniaturmaler — und Anstalt treffen wollte, daß ich gestochen würde. Ich besaß nicht genug Eitelkeit und protestierte dahero feierlich gegen diese Ehre, die mir nur Feinde unter meinen Herren Kollegen würde erzeugt haben.

Die Gesellschaft reiste alle Jahre zu Johanni nach Mitau, wo großer Jahrmarkt, fast möchte ich sagen, Messe, gehalten wird. Es findet ein ungeheurer Zusammenfluß von Menschen statt, denn alle Edelleute, welche Geld aufgenommen oder welches verborgt haben, stellen sich da ein. Die, welche Wechsel zu bezahlen haben, müssen Kapital und Interessen bar aufzählen; wenn das geschehen ist, so fragt der Kreditor: „Willst du das Geld wieder auf ein Jahr haben? Ja oder Nein?“ Im ersten Falle wird ein neuer

Wechsel geschrieben, der Kreditor streicht die Interessen, der Schuldner das Kapital wieder ein, und so ist die Sache wieder auf ein Jahr in Ordnung. Was dabei die Juden verdienen, um ein Kapital auf zwei oder drei Stunden herzuleihen, damit der Kreditor sähe, daß das Geld in Natura da sei, läßt sich leicht denken. Nach Tische oder vielmehr abends ist in dem Saale des Aubergisten Herrn Reders das Pharospiel im Gange. Da sieht man denn ganze Berge von Golde, denn um Silber wird da nie gespielt, wenigstens zu Johanni nicht. Ich habe manchen Abend sieben, acht oder neun Bänke gesehen. Der Champagner fließt für alle Mitspielenden unentgeltlich. Da streichen sich die polnischen Magnaten, wenn es gut geht, die Bärte, geht es schlecht, so trocknen sie mit ihren seidnen Tüchern den Schweiß von ihren geschorenen Köpfen.

Die Komödie wird dann auch sehr besucht, darum reisten Herr Mayrer und Herr Koch mit der Gesellschaft hierher, um Geld zu verdienen; auch war diese Spekulation aus dem Grunde nicht schlecht, weil um diese Zeit die Herren Kaufleute in Riga alle auf ihren Sommerplaisirs sind.

Hier muß ich eines lächerlichen Umstandes erwähnen, der sich um dieselbe Zeit ereignete.

Damals in den Jahren 1784, 85, 86, 87, 88, da ich dort war, gehörte Mitau noch nicht unter russisches Szepter. Man kaufte also alle Artikel ungleich wohlfeiler als in Riga, und man kann sich denken, daß die Gesellschaft sich dort mit dem Notwendigsten so gut wie möglich, und es der Beutel erlaubte, versorgte.

Auf der Postierung, wo man visitieret ward, wußten die Visitatoren den Tag, wenn wir aus Mitau abgingen; sie fanden sich also schon am Tag vorhero da ein, um zu vigilieren, ob wir nicht etwa Kontraband mitbrächten. Da wurde denn ganze Nächte gesessen, die Unterfutter von Mänteln und Überröcken aufgetrennt, um Musselin und Batist hineinzunähen.

Ein gewisser Herr P., der jedesmal großen Kontraband



Demoiselle Michelsohn
später Christs zweite Frau



Eine Tochter J. A. Christs

hineinschleppte, wurde doch bange, gesellte sich also zu einem der Hauptaufpasser aus Riga und bat ihn, weil er doch sein eigen Geschirr hätte, ihn mit sich zu nehmen. Denn weil seine Frau krank geworden, wünsche er früher als die übrigen Herren nach Hause zu kommen. Dies ward denn auch bewilliget, und er kam glücklich sub umbra eines Akzisbeamten nach Riga. Da er aber nicht alles in seinen Mantel hatte einnähen können, so gab er dem Souffleur zwei Stück Taffet, eines rosa und eines hellblau, um den Leib zu wickeln, welches denn auch geschah. Da aber die Frachtwagen mit der Fähre über das Wasser fuhren, so stellte sich der Souffleur hinten bei der Schoßkelle auf den Wagen, um, wenn der Wagen von der Fähre (welche man der Ähnlichkeit wegen die Schnecke heißt) ab- und noch einige Schritt durchs Wasser hindurchfährt, trockenen Fußes ans Ufer zu kommen.

Indem der Wagen aber von der Fähre abfährt, hat er doch eine Hand breit einen Absturz vom Holze auf die Steine zu machen; dieses gibt, wie leicht zu erachten, einen mächtigen Schlag. Der Souffleur, der sich so was nicht versah, hielt sich eben nicht fest und stürzte, dadurch erschüttert, mit seinem ganzen Kontraband in den Fluß. Nun war der Profit auf einmal in die Rabusche. Nachdem der Souffleur wieder herausgefischt war, machte uns die Geschichte viel Spaß. Der Eigentümer, Herr P., lächelte zwar auch, aber was seine Frau, die als sehr geizig bekannt war, gesagt haben mag, läßt sich leicht erraten.

Warum man diese Fähre bei Mitau die Schnecke nennet, muß ich noch erklären. Es ist ein langes Floß, auf dessen Rücken in der Mitte alle Frachtgüter gepackt werden, so daß sie ganz im Mittelpunkte am höchsten und vorn und hinten abfallend niedriger aufgeladen werden. Die Schiffer stehen vorne und bilden mit ihren langen Fährstangen die Fühlhörner einer Schnecke. Die Fracht selbst, mit einem grauen Tuche bedeckt, gleicht einem Schneckenhause und zwar so täuschend, daß, wenn man ein paar tausend Schritte davon entfernt ist und diese Maschine langsam ankommen sieht,

es für das Auge erscheint, als ob eine ungeheuer große Schnecke sich ganz langsam über den Fluß bewege. Doch selbst muß man es sehen, um zu glauben, daß es wirklich so ist.

Noch eine Seltenheit habe ich zu Johanni in Mitau gefunden, und dies ist, daß der Pferdemarkt nur bei Nacht gehalten werden darf. Warum, das habe ich nie erfahren können.

Außerdem hatte diese Stadt viele sonderbare Gerechtigkeiten. So ist zwar das Duellieren überall verboten, doch ist eine Brücke in der Stadt — den Namen des Viertels habe ich vergessen —, wenn man die passieret, kann man sich, ohne von der Polizei verfolgt zu werden, hauen, schießen oder stoßen. Auch ist nicht weit von dem Rederischen Wirtshause ein runder Stein; dieser besitzt die Gerechtigkeit, daß, wenn ich jemand durch Zufall oder in Rage erlege und ich kann diesen Stein erreichen und mich vierundzwanzig Stunden darauf aufhalten, ich nach Verlauf dieser Zeit frei in der Stadt herumgehen kann und mir einen Advokaten suchen, der dann gleich mit den Verwandten des Erschlagenen einen Prozeß auf neunundneunzig Jahre anfängt, dessen Ende weder Advokat noch Kläger oder Beklagter erleben kann.

Ebenso große Gerechtigkeit besitzt jeder kurische Edelmann. Wenn ein Bürgerlicher oder Edelmann, und sei es dem Herrn Herzog im Schlosse selbst, ein paar Ohrfeigen gibt und sich zu einem vom kurischen Adel retirieret und dieser versteckt ihn drei Tage, so daß ihn die Gerichte nicht finden, so kann der Täter nach drei Tagen frei in die Stadt und ins Schloß gehen, der Herzog ebensowenig als die Gerichte dürfen sich an ihm vergreifen; der schützende Edelmann prozessiert auf neunundneunzig Jahre, und der Täter geht bis ans Ende der Streitsache unangetastet seiner Wege. Das nenne ich mir doch eine Freiheit! — Hat ein Erbkerl oder Leibeigener etwas Sträfliches begangen, gestohlen oder sich seinem gnädigen Herrn opponiert, so beruft der Herr des Kerls noch zwei seiner adligen Nachbarn zu sich, hält Gericht und läßt nach wenig Stunden, vor Tisch noch, den Armen

von einem seiner Kameraden aufhängen und schmauset dann zu Mittag samt seinen Freunden mit gutem Appetit. Doch unter russischem Szepter mag diese nur zu oft gemißbrauchte Freiheit wohl beschnitten sein.

Um diese Zeit ereignete sich ein drolliger Vorfall. Ein Herr Sekretär G., der Sohn eines in Deutschland an einem bedeutenden Hofe in Ungnade gefallenen Ministers, schrieb in fliegenden Blättern Theaterkritiken, worin er manchem braven Schauspieler widerrechtlich zu nahe trat. Auf gleiche Weise versündigte er sich an einem in Riga sehr gern gesehenen Schauspieler, Herrn Pauser. Dieser wußte nicht, wie er sich an dem unberufenen Herrn Kritiker rächen sollte, als ihm der Herr G. gerade vor dem Hause, wo er wohnte, vorbeiging. Pauser rief ihn ins Haus unter dem Vorwande, dramatische Papiere aus Deutschland erhalten zu haben, die er ihm zeigen wolle. Kaum aber war Herr G. im Hause, so schmiß Pauser die Türe zu und zerprügelte den unberufenen Kritiker ganz tüchtig; dann warf er ihn auf die Straße. G. ging zwar klagen, Pauser mußte etwas Strafe bezahlen, G. aber hatte die Schmiere weg und schrieb nachher nie wieder Kritiken.

O, wenn doch in Deutschland nur ein Schauspieler den Mut hätte, so einen Herrn ex libro doctus usw. einmal mit ungebrannter Asche zu bestreuen, das könnte gar nicht schaden.

Zwar ist es heutzutage anders. Die Herren Skribler hängen alle durch Konvenienz zusammen. Ein Schauspieler hat zum Beispiel eine gichtbrüchige Frau oder eine Tochter, welche das Publikum nicht gerne sehen mag. Da wird denn der Herr Rezensent zu Tische genötigt, beim Glase Wein wird es besprochen, überlegt und versprochen, daß die Jungfer im künftigen Blatte auf jede Art gelobt werden solle. Das lesende Publikum schüttelt zwar den Kopf und glaubt es anfangs nicht. Da aber der Herr Kritikenschreiber mit seinem Lobe nicht aufhört, werden die Leser endlich an sich selbst irre und denken: Der Mann würde ja sein Maul nicht so

voll nehmen, wenn er es nicht besser verstünde, die Jungfer oder Frau muß doch wohl gut sein, ob sie mir gleich gar nicht gefällt! Und solchergestalt wird durch ein Mittag- oder Abendessen den Zuhörern ein äußerst mittelmäßiges Subjekt aufgedrungen und vielleicht ein anderes brauchbares (weil die Einnahme nicht zureicht) dafür entlassen.

Regt sich nun das Ehrgefühl eines durch solche Konvenienzen gedrückten Genies und es will etwas dagegen in irgendein zirkulierendes Blatt einrücken lassen, so wird es nicht angenommen; denn diese gelehrten Herren machen eine Banda miteinander aus und lassen nichts im Druck erscheinen, was irgend einem ihres Gelichters schädlich werden könnte. Auf diese Art bleibt das verehrte Publikum im Dunkeln, und man hütet sich sehr davor, Erleuchtung unter selbes zu bringen.

In einer Stadt in Deutschland, die ich auf meinen Reisen berührte, waren vier Hofräte, welche vom Kritikenschreiben Gebrauch machten, vom Theater selbst aber weniger verstanden als ein Schauspieler, welcher sich zwei Jahre lang der Kunst gewidmet. In ihren Fächern waren sie ganz zu Hause, jeder an seinem Platz ein Lumen, aber sie kaprizierten sich, das Theater zu bekritteln, und da traf sich's denn, daß öfters ganz tolles Zeug zum Vorschein kam. Im gemeinen Leben sind sich die vier Herren spinnefeind, aber sobald es übers Theater hergeht, da sind Herodes und Pilatus gute Freunde.

Damit man aber auch wisse, wie diese vier Hofräte heißen, so diene zur Nachricht: Der erste unter ihnen, welcher wirklich auf beiden Achseln trägt und jedermann gerne etwas Angenehmes sagt, ist der Herr Hofrat Blinzel, ein lieber Mann, der sich im Theater auf seinem Platz sehr merkbar macht. Er applaudiert meist ganz allein, denn nur er findet es schön, wenn ein oder der andere Schauspieler Unsinn spricht. Ist ein neues Stück aufgeführt, so läuft er am andern Morgen erst zum Regisseur, dann zu ein paar Schauspielerinnen, auch wohl zu einem Schauspieler, und horcht.

Aus dem Gehörten bildet er sich ein Ganzes und trägt es dann im Blatte äußerst angenehm vor. Denn das muß man ehrlich bekennen, die Feder hat er ganz in seiner Gewalt, alles, ganz ehrlich gesagt, fast alles versteht er, nur vom Theater nichts.

Der zweite, Herr Hofrat Schlich, arbeitet niedliche Theaterstücke, wenngleich manchmal welche beim nachbarlichen Theater während der Aufführung mit Musik begleitet werden. Dieser Herr ist immer ganz still, nuschelt seinem Nachbar, es sei im Theater oder auf dem Kaffeehause, immer seine beißenden Anmerkungen ins Ohr, tritt selten barsch auf, gehört zu den heimlichen Schleichern und ist eben darum nur desto gefährlicher.

Der dritte ist der Herr Hofrat Gernegroß von Gernegrößer, ist nicht einheimisch, macht sich aber mit allen seinen Handlungen sehr patzig, gibt sich ein Ansehen wie ein Frosch, und man muß öfter befürchten, daß er platze. Denn ob er schon mitsamt seinen hohen Absätzen in den Stiefeln nur sieben Spannen mißt, steigt er wie ein Truthahn herum, als wollte er sagen: Seht, ich bin es! Dieses Duodezmännchen berechnet alles nach seinem Theater, und was dem nicht gleichet, taugt nichts; über alles spricht er diktatorisch ab, und das kann er auch, wenigstens bildet er sich das ein, denn er hat ebenfalls ein paar Stücke geliefert, welche zwei Vorstellungen überlebt haben. Aber im bürgerlichen Leben erzählt er ungemein angenehm, und jedermann, der auf Geschmack Anspruch macht, liest ihn gerne; nur in Kritiken ist er giftig wie eine Kröte.

Der vierte, Herr Hofrat Trippel, ist ein sehr gescheiter, viel wissender Mann, der nie etwas gegen den Herrn Hofrat Blinzel unternimmt, und ob er ihn gleich, was das Theater betrifft, zehnmal übersieht (denn er frequentiert die Mätresse eines Schauspielers, und diese dirigiert und kritisiert durch ihn), so streicht er doch aus Konvenienz die Segel gegen ihn. Er hängt den Mantel nach dem Winde, steht halbe Stunden lang und länger im Vorzimmer eines Mannes, den er im

Grunde seines Herzens, wenn nicht verachtet, doch mitleidig betrachtet, sein Buckel krümmt sich, wenn der Götze erscheint, und er bittet um die Befehle des Strohmanns. Ja freilich gehört so ein Magen wie der seine dazu, um bei jeder Sottise (die er manchmal einstecken muß, wenn dem pappernen Jupiter der Kopf nicht recht steht), gefällig zu lächeln. Indes ist der Mann ungemein tätig, und ich begreife nicht, wie er es anfängt, so viel zu schaffen, als sonst drei Menschen nicht imstande sind. Denn er ist Dichter und Kanzleimann, arbeitet in alle Journale und Taschenbücher, lebt zugleich dem Zirkel seiner Freunde und ist kein unbedeutendes Glied geheimer Verbindungen, kurz ein Perpetuum mobile. Ach, wenn er doch nicht mit der Theaterwut befallen wäre! Seine Kritiken sind im höchsten Grade parteiisch. Hätte er sich doch selbst bei einem Privattheater spielen gesehen, wie ich es habe, dann würde er finden, daß die Kritik leicht, die Kunst aber schwer, sehr schwer sei. Er würde die Feder niederlegen, sich schämen und nie wieder etwas über Schauspieler und Schauspiele schreiben.

Diese vier Herren, zum Teil einverstanden mit dem Regisseur jenes Theaters, sind die eigentlichen Direktoren, denn der wirkliche Herr Direktor Strohmann figuriert bloß, bläht sich in seinem oder vielmehr in seines Fürsten Wagen und ist doch nichts als ein Ball, mit welchem der Regisseur, Hofrat Trippel und Hofrat Blinzel spielen.

Um diese Zeit erhielt ich vom Herrn Koch, meinem Kondirektor, einen Brief aus Mainz, worin er mir meldete, daß er sich von seinem Kompagnon, Herrn Mayrer, trennen und in Mainz ans kurfürstliche Theater engagieren wolle. Zugleich trug er mir ebenfalls ein Engagement dahin an, und zwar fünfzehnhundert Gulden für mich, ebensoviel für meine Tochter und meinen Schwiegersohn Herrn Mende und ebenso für Herrn Porsch und Madam. Es machte keine geringe Sensation, da es in Riga bekannt wurde, daß Herr Koch das selbige Theater verlassen wolle, und da man vollends erfuhr,

daß auch ich mit meiner Tochter Mende nebst Herrn und Madam Porsch den Ruf dahin hätten, war man um so mehr unzufrieden. Denn Herr und Madam Porsch waren im Besitz der ersten jugendlichen Rollen, meine Tochter hatte alle Anstandsrollen, und ich war für die ersten hochkomischen Väter da.

Es mußte eine völlige Auflösung der Gesellschaft erfolgen, wenn wir alle abgingen. Ich wurde deshalb zu Seiner Exzellenz dem Herrn Senator Grafen von Dietinghof gerufen. Sie frugen mich, ob ich mit der Direktion unzufrieden sei; wenn ich es zu sein Ursache hätte, möchte ich ihnen doch meine Motive bekanntmachen.

Ich versicherte Seine Exzellenz, daß ich höchst ungerne ohne Herrn Koch hierbleiben möchte, denn Herr Koch wäre ein Mann, der die Direktion aus dem Grunde verstehe, welches bei Herrn Mayrer nicht so ganz der Fall sei. Ein Hauptumstand meiner Unzufriedenheit aber sei ein Versprechen, welches mir die Kaufmannschaft gemacht, mich und Herrn Porsch mit einhundertfünfzig Dukaten zu regalieren. Nie wäre es mir eingefallen, ein solches Geschenk mir zu erbitten, aber die Herren Rigaer hätten von selbst mir den Antrag getan, um mir ihre Erkenntlichkeit über die ihnen gewährten frohen Abende zu bezeigen. Da aber bis heute noch nichts erfolgt sei, so schämte ich mich vor mir selbst, daß man mich wie ein Kind behandeln wolle, und dieserwegen sei ich und, wie ich glaube, mit Recht höchst unzufrieden.

Der Herr Graf gingen ein paarmal die Stube auf und nieder, dann sagte er: „Aus allem, was Sie mir hier vorgebracht, sehe ich, daß Sie Kochs Freund sind, und daß Sie das sind, ist mir sogar lieb. Das übrige, was Sie mit der Kaufmannschaft vorhaben, ist Privatsache, interessiert mich folglich weniger als Sie. Ich habe es bloß mit dem Schauspieler und Kochs Freunde, Herrn Christ zu tun. Zu diesem sage ich: wenn er bleibt, so erhält sich die Gesellschaft, und die guten Leutchen haben fernerhin Brot, Herr Koch kann reisen und bekommt vom Herrn Mayrer noch zweihundert-

fünfzig Dukaten als Entschädigung für den Anteil, den er an dem Werk hat. Bleiben Sie nicht — denn halten kann Sie niemand —, so muß Herr Koch entweder hierbleiben oder er bezahlt die Hälfte der Schulden, welche auf dem Werke lasten und fünftausend Taler Alberts betragen. Und bis er diese zweitausendfünfhundert Taler Alberts nicht entrichtet hat, werden seine Frau und Kinder keinen Paß bekommen, die russische Grenze zu überschreiten. Überlegen Sie dies alles und lassen Sie mich Ihre Resolution durch Herrn Mayrer wissen."

Er entließ mich, und tief überlegend ging ich nach Hause. Blieb ich, so bekam Freund Koch zweihundertfünfzig Dukaten, ging ich, so mußte er zwölfhundertfünfzig Dukaten bezahlen, das machte, für und wider gerechnet, eintausendfünfhundert Dukaten Differenz. Da brauchte die Freundschaft nicht lange zu wählen, und litte ich auch dabei, mein Entschluß wurde gemacht, ich blieb. Nur setzte ich zur Bedingung, daß Herr Mayrer dafür besorgt sein solle, daß ich die mir von der Kaufmannschaft versprochenen, mit Herrn Porsch zu teilenden einhundertfünfzig Dukaten erhielte, widrigenfalls wäre mein Abgang künftiges Jahr unwiderruflich beschlossen. Den ganzen Vorgang schrieb ich gleich an Herrn Koch nach Mainz, von wo aus ich nach achtundzwanzig Tagen Nachricht erhielt, daß er nach wenig Wochen wieder in Riga eintreffen und seine Sache regulieren würde.

Er kam auch nach wenig Wochen zurück, und meine Freude war groß, die Freude seiner Frau und Kinder aber noch größer, denn man hatte der guten Frau wegen der Zurückzahlung jener Schuld von zweitausendfünfhundert Albertstalern die Hölle recht heiß gemacht.

Nunmehro ward ausgemacht, daß ich mich für die Freundschaft opfern und noch ein Jahr bleiben solle. Herr Porsch und Herr Mende versprachen in Kochs Hand, nach einem Jahr nach Mainz zu folgen, und Koch beschrieb mir das Leben am Rhein so angenehm und zugleich so wohlfeil, daß

auch mein Entschluß immer fester wurde, ihm nach Jahresfrist dahin zu folgen.

Meine Frau hatte mich unterdessen mit einer Tochter erfreut, welche den Namen Friederike erhielt und der Mutter Ebenbild war. Das ist eben die Tochter, welche späterhin unter dem Namen Madam Schirmer der Liebling von Leipzig und Dresden ward und sowohl nach Berlin als auch Wien ansehnliche Vokationen hatte.

Von Sankt Petersburg traf die Nachricht ein, daß Madam Reineke nach einem heftigen Streit mit Herrn Opitz über Herzensangelegenheiten mit einem Gallenfieber befallen und gestorben sei. Das Theater verlor viel, sehr viel an ihr. Ruhe ihrer Asche.

Eines Tages, da ich nach Hause kam, erstaunte ich nicht wenig, meiner Frau Mutter bei mir zu finden, die doch, so lange ich ihr Schwiegersohn war, meine Schwelle nicht betreten hatte. Meine gute Gattin trat mir mit einer Träne im Auge entgegen mit den Worten: „Lieber Mann, du wirst meine Mutter gewiß gerne aufnehmen, die mein gewesener böser Mann vom Gute gejagt und noch überdies all das ihrige zurückbehalten hat."

Dieser Augenblick, den ich auch auf die entfernteste Weise nie voraussehen konnte — denn die gute Dame Michelsohn war bei meinem Prozeß, den ich gegen Herrn Blank führte, meine stärkste Gegnerin gewesen —, frappierte mich nicht wenig. Doch faßte ich mich gleich, nahm sie bei der Hand, küßte sie und sprach: „Liebe Mama, wenn Sie mit dem wenigen, was ich Ihnen darzubieten imstande bin, zufrieden sein wollen, so ist in Zukunft mein Haus das Ihrige." Meine Frau stürzte mir dankend um den Hals, die Mutter aber sagte kalt: „Nun ja, ich will sehen, ob wir uns vertragen." Ein anderer an meinem Platze würde vielleicht die Frau Mama bei der Hand gefaßt und zur Türe gebracht haben, ich aber blickte mein gutes Weib an, das über das Betragen ihrer Mutter feuerrot ward, und schwieg.

Nun konnte ich auch die Sache meiner Frau Schwieger-

mutter gegen Herrn Blank nicht liegen lassen. Ich wendete mich an drei Herren, die mich ihres Schutzes würdigten; der erste war der Herr Bürgermeister Petfeuer, der zweite der Ratsherr Barclay de Tolling, der dritte Herr Rat Blumenthal. Durch den Einfluß dieser sehr rechtlichen Männer ward Herr Blank gezwungen, Madam Michelsohn alles verabfolgen zu lassen, was sie als das ihrige erkannte und beschwören konnte.

Die Abreise meines Freundes Koch rückte näher, und ich fühlte, was es heißt, sich von einem guten Freunde trennen. Auch meiner Gattin tat die Trennung von Madam Koch nicht weniger wehe, denn sie waren Landsmänninnen und waren heiße Freundinnen geworden. Er reiste, und wir begleiteten ihn und die Seinigen bis auf die Schmerl, wo wir uns mit nassen Augen trennten.

In Riga ging alles seinen Gang wie vor und ehe. Ich und Freund Porsch taten alles, um das Werk aufrecht zu erhalten, denn durch Herrn Koch war das erste Heldenfach ganz gesprengt, und wir mußten uns mit Ifflandischen Familienstücken durchhelfen. Auch Kozebue füllte unsere Kassa.

Ich hatte zwar die Absicht, nach Umlauf eines Jahres Herrn Koch nach Mainz zu folgen, aber so oft ich an den Rheinstrom dachte, bewegte sich etwas in meinem Innersten und es befiel mich eine Angst, deren Ursache ich nicht enträtseln konnte. Ich schrieb daher an Herrn Opitz nach Petersburg, weil ich wußte, daß er sich in seinen früheren Zeiten in jenen Gegenden aufgehalten habe, und erbat mir seinen Rat, ob ich dahin gehen solle oder nicht. Auch machte ich ihm den Vorschlag, daß, wenn einer oder der andere von uns beiden in Zukunft außer Engagement sein sollte, wir einer für den andern sorgen wollten, wie ich bereits früher für Madam Reineke in Riga getan, berief mich hierbei auf seine allgemein anerkannten Verdienste und empfahl mich ihm, wenn er wieder nach Sachsen zurückkehrte und es mir in Mainz nicht gefallen sollte.

Hierauf antwortete er mir in einem langen, ungemein artigen Briefe, den ich wörtlich, der Folgen wegen, hierher setzen muß, um der Nachwelt zu beurkunden, wie freundschaftlich Herr Opitz an mir gehandelt, daß das Papier geduldig sei und Worte von der Tat so weit abweichen, daß man auch keine Spur mehr von allen vorhergegangenen Versprechungen finde. Der Brief lautet wie folgt:

St. Petersburg, den 13. Januar 1789.

Meine Reise nach Moskau habe ich seit einigen Tagen glücklich überstanden und befinde mich nunmehr gesund und wohlbehalten wieder in Petersburg, freilich nur auf kurze Zeit, um in einigen Wochen eine weit beschwerlichere Reise anzutreten.

— — — Den Bund, den Sie mir vorschlagen, eine exschauspielerische Freundschaft unter uns aufzurichten, gehe ich mit dem innigsten Vergnügen ein und versichere Sie, daß ich meinerseits, auch ohne das vorgeschlagene Paktum, stets darauf bedacht gewesen sein würde, im Falle (was nun gar nicht zu vermuten ist) Sie wegen Engagement in Verlegenheit geraten sollten, ich gewiß auch ohne Ihre Aufforderung alle meine Kräfte aufbieten würde, Ihr Glück zu befördern. Dies wiederhole und versichere ich Ihnen nochmals. Sind Sie aber mit leeren Worten nicht zufrieden, so haben Sie hier meine Hand darauf, daß ich mit großem Vergnügen Ihren Vorschlag eingehe, einer für den andern vice versa, so viel es möglich ist, zu sorgen, mit Wiederholung Ihrer eigenen Worte (indem Kontrakte gemeiniglich gleichlautend sein müssen): bin ich ohne Engagement, so sorgen Sie für mich — sind Sie ohne dessen, so sorge ich für Sie. Hiemit schlage ich ein, und der Bruderkuß besiegle dieses Paktum!

Aus Ihrem Briefe bemerke ich überhaupt, mein Bester, als wenn Sie ungerne nach dem Rheinstrom gehen, worüber ich mich, insoferne meine Vermutung gegründet sein sollte, nicht wenig wundere. Ich kann Ihnen versichern, daß Sie, hauptsächlich in Mainz, unter sehr gute Menschen kommen.

Mainz ist ein feines und dankbares Publikum, es besteht beinahe aus lauter Noblesse, aus Leuten von der feinsten Welt, die einem Künstler vermöge ihrer feinen Einsichten Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn belohnen. Auch die Lebensart ist dort sehr angenehm, und da von seiten des Theaters Herr Koch Regisseur und Ihr Freund ist, so kann es Ihnen dort an nichts fehlen, um Ihre Zufriedenheit auf den höchsten Gipfel zu bringen, welches ich von ganzem Herzen wünsche.

Was Ihre Anhänglichkeit an Sachsen und insonderheit an den braven Bondini betrifft, macht Ihrer bekannten edlen Art zu denken sehr viel Ehre, und seien Sie versichert, ich werde Ihre gefühlvolle Äußerung zu seiner Zeit und an gehörigem Ort anzubringen wissen, besonders da vom ersten Juni a. c. an mit dem Sächsischen Theater eine große Veränderung vorgeht. Seconda ist nämlich vom Kurfürsten als Bondinis Kompagnon anerkannt worden, überdies hat der Kurfürst von freien Stücken im Kabinett den Befehl gegeben, daß, wenn Bondini stürbe, ohne weitere Anfrage das Privilegium auf Seconda verbleiben solle. Was sagen Sie zu dieser wichtigen Neuigkeit? Auch sind viele vom Sächsischen Theater entlassen worden als: Borchers, der zur Wäserin geht, Bißlers und Nabel, in deren Stelle bereits andere engagiert worden.

Ich vergaß, Ihnen in meinem letzten Briefe zu melden, daß das hiesige deutsche Theater wieder bleibt und zwar in seinem vorigen Rechte als Hoftheater. Die Abdankung geschah ohne Vorwissen der Monarchin, die, wie sie es erfuhr, darüber sehr böse wurde und augenblicklich befahl, das deutsche Theater durch Verschreibung neuer guter Mitglieder aufs beste zu verschönern; folglich bleibt hier alles wieder beim alten.

Wenn Sie nicht früher als den 21. Februar von Riga abreisen, so hoffe ich unfehlbar das Glück zu genießen, Sie daselbst noch zu umarmen, denn da am 14. Februar die letzte deutsche Komödie hier gegeben wird, so denke ich ohne

weiteren Aufenthalt am sechzehnten hier abzureisen und den zwanzigsten in Riga zu sein. Welche unaussprechliche Freude wäre es für mich, wenn ich Sie dort noch fände, und ich hoffe beinah, daß meine Ahndungen in Erfüllung gehen werden. Demoiselle Reinek empfiehlt sich Ihnen bestens, so wie ich ebenfalls bitte, mich Ihrer lieben Gattin nebst ganzer Familie angelegentlichst zu empfehlen wie auch Herrn Mayrer nebst Familie. Ihr prosit das neue Jahr! erwidere ich Ihnen hiermit mit einem eben so treu gemeinten Prosit! Das dauerhafteste Glück, Zufriedenheit und Gesundheit sei in diesem Jahre Ihr Erbteil, so wie ich in diesem und in allen folgenden Jahren unverändert bleibe

Ihr treugesinnter Opitz.

Ist dieses nicht ein Brief, wie man ihn nur von einem Freunde und notabene Bruder wünschen und erwarten kann? Aber die Taten entsprachen den so schön, süß und ehrlich klingenden Worten auch nicht im geringsten, so wie der Erfolg meiner Geschichte leider zeigen wird.

Nun drang ich aber ernstlich darauf, die mir und Herrn Porsch von der Kaufmannschaft versprochenen hundertfünfzig Dukaten auszuzahlen; denn ich schämte mich, daß man mich wie einen Knaben behandelte, dem man etwas verspricht, um irgendeinen Zweck dadurch zu erreichen, und hat man diesen erreicht, ihn hinterher auslacht. Ich sagte es also Herrn Mayrer ernsthaft, daß, wenn ich den ersten August des laufenden Jahres das Geld nicht erhielte, mich keine Gewalt der Erde hindern könnte, den ersten Februar 1789 Riga zu verlassen, um nach Mainz zu gehen, wohin ich auf Lebenszeit engagiert wäre. Herr Mayrer versprach alles anzuwenden, die Herren Kaufleute zu bewegen, ihr Versprechen zu erfüllen, aber es kamen von allen Seiten schöne Worte und Lobeserhebungen über Kunst und Künstler, nur kein Geld.

So kam denn der erste August 1788 heran, ohne daß

ich die fünfundsiebzig Dukaten, die auf meinen Teil fielen, zu sehen bekam. Ich ging zu Herrn Mayrer, dankte ihm für das mir erteilte Engagement und meldete ihm, daß ich den ersten Februar 1789 Riga verlassen würde, um in Mainz beim Hoftheater angestellt zu werden.

Herr Mayrer erschrak nicht wenig, als er sah, daß es mir mit meinem Abgang ernst sei, auch er wie viele der Herren Kaufleute hielten mein Reden vom Abgehen nur für Windhiebe, um mehr Gage zu ertrotzen. Ja, ein Herr von Gernegroß hatte sogar die Indelikatesse, mir ins Gesicht zu sagen: „O, man kennt wohl die Kniffe der Herren, die sie anzuwenden pflegen, wenn sie glauben notwendig zu sein! Wenn es Ihnen um ein paar Taler Zulage zu tun ist, so dürfen Sie nur Herrn Mayrer bitten, er ist ein guter Mann und wird wohl ein übriges tun."

Hier kam ich aus aller Fassung und sprach: „Mein Herr von Gernegroß, ich habe mein Ehrenwort gegeben, daß, wenn die Herren aus dem Handelsstande mir nicht bis zum ersten August 1788 die freiwillig versprochene Summa von fünfundsiebzig Dukaten einhändigten, ich das mir vom Mainzer Hoftheater angebotene Engagement annehmen würde. Ich sage Ihnen, mein Herr von Gernegroß, ich habe mein Wort gegeben, das ist mir heilig, und nichts in der Welt kann mich dazu verleiten, es zu brechen, auch nicht ein paar Taler Gage mehr, wie Sie sich auszudrücken belieben. Denn ich bin mit meinem Gehalte ganz zufrieden, auch brauche ich niemand um die Vermehrung desselben zu bitten, denn, was ich erhalte, muß ich verdienen, nicht erbetteln oder mir durch Winkelzüge verschaffen. Auch ist es mir um diese fünfundsiebzig Dukaten nicht des Geldes, sondern meiner Ehre wegen zu tun. Ich will kein Kind sein, dem man einen heiligen Christ bloß verspricht, — kurz, ich will mich nicht zum Narren halten lassen, auch nicht, wenn ich dadurch Ihres und Ihrer ganzen Sippschaft Vermögens Herr werden könnte. Ich glaube aus Ihrer Äußerung schließen zu können, daß Sie an meinem Platze nach den paar Talern Gage mehr grei-

fen würden, allein ich denke anders und halte es mit der Ehre und dem gegebenen Worte, mögen Sie es auch immer mit dem Gelde und den Ahnen halten." Hier wandte ich ihm den Rücken, ließ ihn witzeln über Komödiantenstolz und schöne Worte und verließ das Kaffeehaus.

Mit der ersten Post schrieb ich nach Mainz und versprach, den ersten Februar 1789 von Riga abzureisen und Mitglied des Mainzer Hoftheaters zu sein. Nach vier Wochen erhielt ich Antwort vom Freund Koch und einen Wechsel von dem Herrn Intendanten, dem Baron von Dalberg, an Kaufmann Birsen, zahlbar mit hundert Dukaten, die mir von Dalberg nur darum, daß ich „ja" gesagt, in Riga auszahlen ließ.

Nun sagten auch Herr Porsch und Madam und meine verheiratete Tochter und mein Schwiegersohn dem Rigaischen Theater auf. Dadurch ward dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Ich wurde als der Aufwiegler angesehen, ob ich gleich die heiligste Versicherung ausstellen konnte, daß ich an Porschs und Mendens Abgange auch nicht den allergeringsten Teil hätte; beide gaben Herrn Koch, noch wie er in Riga war, das Wort, ihm nach Mainz zu folgen. Allein man grollte mir, und so mußte ich an allem schuld sein und die Sünden meiner Herren Kollegen vertreten.

Nach einigen Wochen wurde ich zu meinem wärmsten Freund, Herrn Nikolaus Kriegsmann, gerufen. Nachdem er mich freundschaftlich unterhalten, leitete er das Gespräch auf meinen Abgang und sagte, er habe von der Kaufmannschaft den Auftrag, mir die fünfundsiebzig Dukaten auszuzahlen, ich sollte nur sagen, daß ich wieder bliebe; und somit zählte er fünfundsiebzig Dukaten auf den Tisch. Ich bat um Vergebung, daß ich seinen und der mir sehr achtungswerten Rigaischen Kaufmannschaft Willen nicht erfüllen könnte, indem ich bereits meine Zusicherung nach Mainz gegeben und von daher auch schon ein Gratial von einhundert Dukaten empfangen, bloß dafür, daß ich versprochen, den ersten Februar 1789 von hier ab und nach Mainz zu reisen. Indessen zählte Herr Kriegsmann immerfort, bis zweihundert

Dukaten auf dem Tische lagen. „Sehen Sie, lieber Christ," sagte er, „hier sind zweihundert Stück. Fünfundsiebzig haben Ihnen die Kaufleute versprochen, zu diesen lege ich für mich noch fünfundzwanzig, und die andern hundert sind dazu da, um dieselbe Summa, die Sie von Mainz als Gratifikation empfangen, wieder zurückschicken zu können." Ich ließ ihn ganz ausreden, dann sah ich ihm in die Augen mit den Worten: „Freund, ich erkenne Ihre Liebe ganz, aber Sie kennen mich als keinen zweideutigen Mann. Ich habe mein Maurerwort gegeben." Ohne weiter eine Silbe zu verlieren, strich er seine Dukaten zusammen, küßte mich, denn auch er war Maurer, und sagte mit feuchten Augen: „Ich verliere Sie ungerne."

Nach vier Wochen kamen die verlangten Vorschüsse für Herrn Porsch und Mende nebst dreihundert Dukaten zur Reise, in allem siebenhundertfünfzig Dukaten. Samt meinem Gratiale hatte also die Mainzer Direktion achthundertfünfzig Dukaten gespendet, ohne uns zu kennen oder nur zu wissen, was an uns war, und also zweitausendfünfhundertfünfzig Taler in die Lotterie gesetzet. Da aber Herr Porsch mit seinen vierhundert Dukaten bald fertig war, indem er Herrn Bankier Bursen alleine zweihundert Dukaten schuldete, setzte er sich auf die Hinterbeine und kündigte mir an, daß er nicht mit mir und Mende abgehen wolle.

Ich war weder beauftragt, mich hierüber zu beschweren, noch ihm etwas darüber zu sagen, ich meldete es nur an Herrn Koch nach Mainz, und nach vier Wochen kam vom russischen Residenten ein Ersuchen an den Rigaischen Gouverneur von Beglitschef, Herrn und Madam Porsch gesetzmäßig über die Grenze zu schaffen, von wo sie auf kurmainzische Requisition an gehörige Stelle sollten gebracht werden. Ich zeigte Herrn Porsch diese Verordnung, und er säumte nicht länger, sich reisefertig zu machen.

Die Zeit rückte heran, ich nahm von Freunden und den durch meine Frau erhaltenen Verwandten Abschied, Abschied von dem lieben Riga, welches man wegen der vielen guten



Demoiselle Maria Anna Christ
spätere Madam Mende, eine Tochter J. A. Christs



Eine Tochter Christs

Menschen gewiß nur einmal in Europa findet. Ich akkordierte mit einem Königsberger Fuhrmann zwei Familienschlitten, vor jedem vier Pferde, nach Frankfurt am Main (denn von Ostern bis Michaelis spielte die Hofgesellschaft daselbst), uns alle wohlbehalten dahin zu liefern, für eine Summa von einhundertvierzig Dukaten. Der Mann hieß Meißner, ein jovialischer, sehr angenehmer Mann; er machte nur die Bedingung, daß wir uns acht Tage in Königsberg aufhalten sollten, weil er neue Pferde kaufen wollte. Uns war das um so angenehmer, als wir gerne einige Gastrollen dort geben wollten, aber auch wir machten eine Bedingung: Herr Meißner müsse uns über Danzig führen, welches zwölf Meilen um ist, weil wir diese alte Stadt kennen zu lernen wünschten. Der brave Meißner war es gleich zufrieden, ohne auch nur einen Dukaten mehr zu fordern, welches unter hundert Fuhrleuten gewiß nicht ein zweiter würde getan haben.

So ging denn die Reise unter Gottes Schutz zu Schlitten fort, ohne ein einziges Korn Schnee zu sehen, sodaß, ob wir gleich im Schlitten saßen, uns der Staub in die Nase fuhr und wir immer aus vollem Halse lachten, wenn wir des Staubes wegen niesen mußten. In Mitau fanden wir ohngefähr einen Querfinger hoch Schnee, da ging die Fahrt schon etwas besser, mein Herr Meißner warf mich aber doch mit Frau und Kind um, so daß meine Frau, die eine säugende Tochter an der Brust hatte, sich sehr drückte und wenig Wochen darauf an der Brust mußte operiert werden.

Als wir des andern Tags aus Mitau fuhren, warf der zweite Schlitten um, worin mein Schwiegersohn thronte. Er wollte den Knecht, der ihn fuhr, durchprügeln, da nahm sich der Knecht recht in acht. Aber er war kaum zweihundert Schritte gefahren, so lag er schon wieder. Der Knecht ließ den Schlitten liegen und rannte, was er konnte, zu unserm Schlitten, um Hilfe zu suchen, denn mein sanfter Schwiegersohn stand mit bloßem Hirschfänger da und wollte den Kerl

erstechen. Was war zu machen? Herr Meißner, der mich und Herrn Porsch fuhr, mußte den andern Schlitten dirigieren, wenn wir anders weiterfahren wollten; denn Herr Mende schwur hoch und teuer, den Kerl zu erstechen, wenn er ihn noch einmal umwürfe. Doch kamen wir glücklich nach Memel, nachdem wir uns in Polangen des Visitierens wegen aufhalten mußten, welches aber durch einen halben Taler um vieles erleichtert wurde.

Hier wuchs der Schnee mit Macht, so daß wir am Strand bei Schwarzwasser, als wir aufs Haff fuhren, einem ganz verschneiten Fischer mit dem Schlitten über das Dach fuhren und beim Schornstein halt machten. Sonderbar genug ist es, daß im Jahr 89 in Pommern und Preußen mehr Schnee lag als in Kur- und Livland. Ohne weiteren Anstoß erreichten wir Königsberg.

Schon am andern Morgen erschien eine Deputation von der Direktion, an deren Spitze der bestbekannte Künstler, Herr Schauspieler Schredel, stand, und lud uns sämtlich zu Gastrollen ein. Wir bedangen uns aus, jeder solle dreimal für die Direktion, das vierte Mal aber zu Benefiz für uns alle spielen. Das wurde beschlossen, und so eröffneten Herr und Madam Porsch die Szene mit der „Unglücklichen Ehe durch Delikatesse", sie als Majorin Selting, er aber als Klingsberg. Ich gab den andern Tag in der „Heirat durch ein Wochenblatt" den Willibald; da ich hörte, daß mein Vorgänger in der Rolle sehr gefallen habe, legte ich geschwind ein paar Probeszenen, die nicht im Stücke stehen, ein und schoß den Vogel ab. Die folgende Rolle war der Graf Holm aus dem „Ring", welche ich nach meiner eigenen Art spiele, so daß Herr Steinberg, Schwiegersohn von Madam Schuch, der ausdrücklich diesen Abend soufflieren wollte, das Buch hinlegte und wie besessen lachte, ohne an das Soufflieren zu denken. Auch diesen Abend siegte ich, und Publikum samt Direktion dankten mir laut. Auch der dritte Tag ging glänzend vorüber. Nun aber wurde „Das Räuschchen" zu unserm Benefiz gegeben, worin Herr Porsch, auch meine

Tochter Mende, sich zeigten. Ich gab den Kaufmann Busch. Ob wir sehr oder nur wenig gefallen haben, mag die Welt selbst beurteilen, denn unsere Einnahme war siebenhundert Taler, wovon nach Abzug aller Theater- und Wirtshauskosten jede Familie ein Drittel nahm.

Nachdem wir uns acht Tage in Königsberg aufgehalten, kündigte uns Herr Meißner an, daß er den andern Tag reisefertig sei, wenn auch wir es wären. Ohne weiteres Besinnen wurden die Koffer gepackt und, nachdem wir für acht Tage Mittag- und Abendessen samt Kaffee, Licht und Quartier nicht mehr als achtundzwanzig Taler bezahlen durften, setzten wir unsere Reise über Brandenburg, Polzke, Kalbergen, Neuwelt nach Danzig fort.

Nur drei Tage hielten wir uns hier auf, darum weiß ich wenig von dieser alten, berühmten Stadt zu erzählen. Nur das einzige, daß mein Schwiegersohn einen Dukaten wechseln ließ und dafür eine große Düte vollseinsollender Silbermünze bekam, die aber aussah, als wäre sie aus Blech geschlagen. In der Stadt fand ich fast vor allen Häusern Bäume, und der Eingang in die Häuser war über Treppen, wo man links und rechts hinaufsteigen kann. Wir Männer gingen herum und versuchten in mehreren Destillateurhäusern gebranntes Wasser, bis wir in den berühmten und bestbekannten „Lachs“ kamen, wo wir vierundzwanzig Stock Ratafia nebst Kümmel und Goldwasser kauften. Doch war uns dabei, weil wir über Berlin mußten, nicht wohl zumute.

Nach drei Tagen traten wir unsere Weiterreise an. Herr Meißner hatte einen großen starken Hengst gekauft, der aber gleich beim Einspannen das Handroß schlug, daß es ausgespannt und hinterm Wagen angehängt werden mußte. Wir gingen über Redlin und Keßlin, wo wir früh halb sechs Uhr aus dem Quartier ausfuhren, bis Mittag um ein Uhr aber, des angehäuften Schnees wegen, nur eine Meile gemacht hatten und den in Danzig neu gekauften Hengst tot liegen ließen, so hoch lag der Schnee; und Herr Meißner

mußte sorgen, Wagen zu bekommen, weil mit den Königsberger Schlitten nicht weiterzukommen war.

So ging es über Kerlin, Neugarten, Massau und Stargarden, und nachdem wir indessen noch ein Pferd verloren hatten, nach dem lieben Berlin, wo ich, ob ich gleich früher fünf Jahre da gelebt, sozusagen ein Fremder war.

Ich besuchte meinen alten braven Direktor, Herrn Karl Theophilus Döbbelin. Er stutzte, da ich zur Türe hineintrat, schob seine rotsammtne Kontormütze aufs linke Ohr und sagte ganz kalt: „Was steht zu Diensten?“ Ich aber äußerte meine Freude, ihn wiederzusehen, indem ich ihm um den Hals fiel und ihn innig küßte. „Weg mit dem alten Groll,“ rief ich, „ich komme vielleicht nie wieder hierher, denn ich gehe an den Rheinstrom, wo ich auf zeitlebens engagiert bin. Also keinen Groll, lieber Vater Döbbelin, Sie sind ja selber daran schuld, daß ich Ihre mir immer noch werte Gesellschaft verlassen habe; warum haben Sie Herrn Henke, der, wie Sie wohl wußten, mein Freund war, abgedankt?“

„Was, ich hätte Henkens abgedankt? Ich will es Ihnen aus meinen Büchern beweisen, daß Herr Henke mir aufgesagt, nicht ich ihm;“ dabei holte er einen dicken Folianten von einem Bücherregal herab, den er aufschlug, wo unterm fünfzehnten September 1777 angemerkt stand: Heute hat mir Herr Henke aufgesagt und wird Aschermittwoch 1778 abgehen.

Ich war wie versteinert. Man hatte mich beredet, Herr Döbbelin habe Henkens entlassen; darüber aufgebracht, quittierte ich selbst mein gutes Brot in Berlin und ging zu meinem Unglück nach Hamburg, wo ich meinen einzigen Sohn verlor. Nun erzählte ich dem wackeren Manne, wie ich durch Henkens mir verkehrt vorgetragene Geschichte und durch von Stechaus Mitwirkung von seiner Gesellschaft gleichsam weggekapert worden sei. Die Sache war nun aber einmal verdorben und nicht mehr zu redressieren, wir umarmten uns beide und schieden als Freunde; und so hatte ich denn wieder eine Portion Menschenkenntnis mehr erhalten, wobei aber

die Menschheit nicht gewann und mein dunkles Blut nur immer schwärzer wurde.

Ich verließ Berlin mit traurigem Gefühl, nur der Gedanke heiterte mich auf, daß Döbbelin einsah, daß man mich hintergangen habe, daß ich in seinen Augen und Herzen gerechtfertigt dastand, und er wieder mein Freund war.

Siebenter Abschnitt: In Mainz und Frankfurt am Main.

Von Dalberg war nicht in Frankfurt, sondern zu Höchst, auf einem seiner Landhäuser. Freund Koch, der über unsere Ankunft vor Freude weinte, wartete mit gedeckter Tafel auf uns, wo er uns herrlich bewirtete und wir einander ewige Freundschaft schwuren, welches wir beide auch bis diesen Augenblick gehalten haben.

Noch denselben Abend kam der Fuhrmann, Herr Meißner, der seine hundertvierzig Dukaten bereits empfangen hatte, zu mir und bat mich, ihm noch zwölf Dukaten zu borgen, um nur nach Leipzig zurückkehren zu können; denn alles, was er von mir empfangen, hätte er verzehrt, auch würde er gut ausgekommen sein, hätte er nicht unterwegs zwei Pferde verloren. Ich gab ihm das verlangte Geld, welches er mir nach drei Wochen ebenfalls wieder in Gold zurückschickte. Noch lebt dieser wackere Mann, und ich finde es hier am rechten Orte, ihm nochmals für seine Ordnung, Pünktlichkeit und stets guten Humor auf der langen und höchst beschwerlichen Reise zu danken und ihn jedem Reisenden, der unterwegs gerne wohl versorgt sein will, bestens anzuempfehlen. Er kennt die guten Wirtshäuser alle und ist bei seiner Rechtlichkeit ein äußerst angenehmer und artiger Mann, welches man bei Männern seines Standes nicht häufig findet.

Des andern Tages fuhren wir nach Höchst, wo wir von Seiner des Herrn Baron von Dalberg Exzellenz sehr anständig aufgenommen wurden. Alles war ihm recht, nur mit meinen Debüts waren die Exzellenz nicht zufrieden. Sie nörgelten und wollten doch mit der Sprache nicht heraus. Endlich bat ich, mir ihre Meinung offen zu sagen. Da druckften sie heraus: „Mein werter Herr Christ, ich zweifle nicht einen Augenblick an Ihrer Virtut, auch hat mir Herr Koch schon so viel Gutes von Ihnen gesagt, daß ich fest überzeugt bin, Sie werden die Rollen, die Sie gewählt haben, vollkommen gut darstellen, aber das Vorurteil, welches die Herren Frankfurter für ihren abgegangenen Liebling, Herrn Unzelmann, haben, — da meinte ich nur, bloß der vorgefaßten Meinungen wegen, möchten Sie eine andere Rolle zum Anfang wählen als eine Unzelmannische. Auch haben Sie zum zweiten Debüt gerade die Favoritrolle von Herrn Stegmann sich ausgesucht. Ich wünschte also —"

„Verzeihen Euer Exzellenz (Notabene: er war Geheimer Rat und maître des plaisirs), daß ich auf meiner Meinung aus mehr als einem Grund bestehe. Euer Exzellenz haben im Namen des durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten achthundertfünfzig Dukaten auf „gerat' es wohl" hingegeben. Mit einem Male müssen Sie nun sehen, ob Sie das schwere Geld auf die Straße geworfen oder ob es wuchern wird. Sie haben Furcht, ich Stolz, entweder ich siege oder die Dukaten sind ins Wasser geworfen. Der morgende Tag entscheide."

Von Dalberg machte eine hofmännische Verbeugung, ich küßte der Frau Baronin die Hand und ging. — Herr Koch blieb; „der verfluchte Kerl," sagte von Dalberg, „hat einen unbändigen Stolz, er muß doch seiner Sache gewiß sein!" „Das ist er auch," antwortete Koch, „wenn nicht vorsätzliche Kabale gegen ihn vorhanden ist, so wollte ich für Christen stehen."

Beim Zuhausefahren fiel mir doch etwas bei, welches meinen Mut in etwas erschütterte. Ich habe oben vergessen zu sagen, daß ich in Berlin Herrn Unzelmann besuchte, aus

alter Kameradschaft besuchte, denn wir waren beim alten Direktor Döbbelin Kameraden gewesen; ich sagte ihm, daß ich nach Frankfurt und Mainz ginge. „So?" replizierte er, „nun da warten schöne Kabalen auf Sie!"

„O, wie ist das möglich?" gab ich lachend zur Antwort, „Sie sind ja nicht mehr da!" Er zog ein langes Gesicht, ich machte aber aus der ganzen Sache einen Scherz und nahm Abschied. Sollte Unzelmann dir diese Rede vielleicht nachtragen? Er hat viele Freunde in Frankfurt, ein Brief von ihm könnte dir wohl fühlen machen, daß Kabalen auf dich warten. Aber ich muß es Herrn Unzelmann nachrühmen, er hat meine beißende Antwort nicht geahndet.

Endlich erschien der Tag meines ersten Auftrittes, ich packte Herrn Unzelmann zuerst als Willibald in der „Heirat durch ein Wochenblatt". Wäre nicht soviel für und wider über mein Debüt gesprochen worden, so wäre ich zuerst als Amtsrat Poll im „Blatt hat sich gewendet" oder als Samuel Richard im „Schlaftrunke" aufgetreten, aber so war meine Eigenliebe gereizt und ich bestand auf Willibalden.

Zu Anfang meiner einzigen Szene war es so still, daß man sozusagen eine Maus konnte laufen hören. Da es aber zu den Proberollen kam und ich ein paar bekannte Schauspieler parodierte, da brach es los; aber bei der letzten Proberolle, welches Verzweiflungsverse des Doktor Faust noch vom alten Wiener Burleskentheater waren, da ging das ganze Parterre aus dem Händeklatschen in ein Gebrüll von bravo! über und erneuerte dies bei meinem Abgange. Man rief mich hervor, und dankend sagte ich, daß ich mich ganz belohnt fühlte, indem sie mich auf einen allgemein beliebten und so großen Künstler, wie Herr Unzelmann sei, nur hätten bemerken wollen. Von Dalberg kam aufs Theater und gratulierte mir mit den Worten: „Nun, den einen haben Sie schon herunter, ich zweifle nicht an morgen und danke Ihnen, daß Sie auf Ihrem Kopfe bestanden haben."

Den andern Tag gab ich den Holm aus dem „Ring" mit dem Glücke des vorigen Tages. Beim dritten Akt kamen

Seine Exzellenz aufs Theater und sagten: „Mein Gott, das ist ja nicht mehr dasselbe Stück, wie es sonst gegeben wurde, Sie bringen ja eine ganz neue Tournüre hinein." Verbeugend fragte ich ihn nur, ob ihm seine Dukaten leid täten. „Sie beschämen mich," replizierte er, der Beifall des Publikums sei meine Antwort.

Nach der Komödie überreichte ich Herrn Stegmann die Rolle wieder, denn er war im Besitz derselben, aber er gab sie mir mit den Worten zurück: „Sie ist in zu guten Händen, als daß ich sie wieder nehmen könnte, auch stehen Ihnen mehrere von diesem Genre zu Diensten, die Sie auf meinem Repertoire finden werden, denn ich schränke mich für die Zukunft mehrenteils auf die Oper ein."

Nachdem wir einige Wochen in Frankfurt waren, reiste ich mit Herrn Koch nach Mainz, um mir für den Winter eine bequeme Wohnung zu suchen, aber vergebens. Auf der Großen Bleiche besah ich eine Wohnung, die mir gefiel und die ich ohne Betten, — denn die hatte ich selbst, — für zehn Gulden monatlich akkordierte; da ich eben daraufgeben wollte, fragte mich der Mann, welcher Friseur war, mit wem er denn die Ehre habe zu akkordieren, und wie ich ihm sagte, ich sei Schauspieler am hiesigen Hoftheater, zog er die Hand schnell zurück, machte die Tür zu und sagte: „Na, für Komedianta hab ich kan Quartier." So ging es mir noch in einer anderen Gasse bei einem Tischlermeister, der sagte mir geradezu: „Die vorige Komedianta haba sich schlecht genug aufgeführt, die neua werda es nit besser macha." Nun kann man sich denken, wie mir zumute war, da ich mit einmal sah, in welchem Kredit unser Stand an dem Rheinstrom stand, schon verwünschte ich den Augenblick, wo ich das liebe Riga verlassen hatte. Indessen, Quartier mußte ich finden, und wäre es, wo es sein mochte. Da wies man mich zu einer Witwe Marsang, wo ich mit Frau und drei Kindern eine einzige möblierte Stube für sechs Gulden monatlich erhielt.

So ging es nun, da man uns noch nicht kannte; aber in der Folge, da die Bürger sahen, daß bei der Gesellschaft unter Herrn Kochs Leitung Ordnung und Pünktlichkeit im Zahlen war, drängten sich die Männer von allen Seiten zu und boten uns ihre halben Häuser an. Die vorige Gesellschaft muß sich wohl teilweis nicht so ganz rühmlich aufgeführt haben, weil schon der bloße Name Schauspieler uns Nachfolgenden alle Türen verschloß.

Bei meiner Zurückkunft nach Frankfurt wurde meine gute Frau eben nicht sehr erbaut, da sie hörte, wie freundschaftlich die Herren Mainzer gegen uns gesinnt seien, auch wußte sie nicht, wo wir unsere Kinder samt der Großmutter hinstecken sollten. Ich tröstete sie aber; wenn wir nur erst da seien, würde sich das übrige wohl finden. Und so war es auch; Madam Marsang, da sie uns für ordentliche Leute erkannte, indem ich ihr gleich drei Monate vorausbezahlte, gab mir noch eine Stube, wo die Mutter wohnte, die die Kinder immer um und bei sich hatte, daß wir also fürs erste wohl zufrieden sein konnten oder, besser zu sagen, sein mußten.

Da nach wenig Wochen die ganze Gesellschaft Frankfurt verließ, wurde es uns freigestellt, wer zu Wagen und wer zu Schiffe gehen wollte. Um meine Frau, die noch immer ihr jüngstes Kind stillte und eine schlimme Brust bekam, dem Stoßen des Wagens nicht auszusetzen, fuhren wir mit dem Marktschiff, welches von Dalberg bloß für die Gesellschaft bestimmt hatte, nach Höchst, welche Reise nicht nur sehr bequem, sondern auch äußerst angenehm ist. In Höchst wurde zu Mittag gespeiset. Nach Tische geht's auf dem Main fort bis an die Rheinspitze, wo man quer über den Rhein fährt und schon um vier Uhr in Mainz landet.

Nun waren denn auch die Herren Mainzer begierig zu sehen, was von Dalberg für neue Akquisitionen gemacht; unser Ruf war zwar schon von Frankfurt, und nicht zu unserm Nachteil, erschollen, aber die Herren Domherren wollten sehen und sich selbst überzeugen.

In Mainz eröffnete ich die Bahn mit dem Amtsrat

Poll aus dem „Blatt hat sich gewandt". Meine zweite Rolle sollte der Kanzler Flessel aus den „Mündeln" sein, aber auf Befehl des Kurfürsten war „Die Heirat durch ein Wochenblatt", und Willibald war wieder an der Tagesordnung. Meine Tochter Mende gefiel im „Räuschchen" als Wilhelmine ungemein, ich war Kaufmann Busch, und man war zufrieden. Herr und Madam Porsch gefielen ebenso sehr, und man pries Herrn Koch ungemein, daß er so viele brauchbare Mitglieder verschrieben habe; nur mein Schwiegersohn, Herr Mende, gefiel wegen seiner livländischen Mundart weniger, weil man diese am Rheinstrom nicht gewöhnt ist.

Von Dalberg, ganz glücklich, daß der Kurfürst mit uns zufrieden war, ließ mich am andern Tag zu sich bitten und überraschte mich sehr angenehm, indem er mir hundert Gulden Quartiergeld zulegte, doch mit der Bedingung, daß ich es vor Herrn Porsch und Mende verschwiege. So angenehm mir auch diese Zulage war, so tat ich doch Verzicht darauf, wenn nicht beide Familien sich ebendieses Beneficii zu erfreuen hätten, indem sie wie ich bloß der Ehre wegen, beim Mainzer Hoftheater angestellt zu sein, ein festes Brot verlassen hätten; „sie haben wie ich die große Beschwerde einer Reise von mehr als zweihundert Meilen mit Frau und Kindern übernommen, es ist mir Pflicht, auch für ihr Bestes zu sorgen, und ich bitte Euer Exzellenz, meinem Schwiegersohn wie Herrn Porsch ebenfalls freies Quartier zu bewilligen."

Nach manchen Debatten bewilligten Seine Exzellenz mein Gesuch, doch mit der Bedingung, daß es vor der übrigen Gesellschaft ein Geheimnis bleiben müsse, und so genoß ich die Freude, auch meine Reisegefährten mit der frohen Botschaft zu erquicken, daß jeder noch einhundert Gulden Zulage zu erwarten habe.

Nun arbeiteten wir aber auch wie Männer, denn Freund Koch war ein Regisseur, wie es wenige gibt; ganz seinem Geschäfte gewachsen, blieb er immer in Schranken des Wohlstandes. Er behandelte uns Schauspieler als Freunde, nicht nach Holzhackermanier, wie mancher, der vom Tablettkrämer

zum Regisseur emporgestiegen, die Schauspieler als Handwerkspursche oder seinesgleichen taxieret und ein gutes regelmäßiges Theater durch gemeine Manieren in eine Marionettenbude umschafft.

Ich ward in dem gräflich Ingelheimischen Hause bekannt, einer Familie, die zu den vorzüglichsten des Mainzer hohen Adels gehört. Der alte Herr Graf, Erster Marschall, ein äußerst gutmütiger Herr, im Zirkel derer, die er seines Umganges würdiget, sie seien adlig oder bürgerlich, ganz seine hohe Würde vergessend, bloß Freund. Ach, wie schön ist es, wenn die Großen den Gesichtspunkt nicht aus den Augen lassen, daß sie auch nichts weiter als Menschen sind, dann erst ist es für uns Wonne, in ihren Zirkeln zu leben. Und so war es in dem gräflich Ingelheimischen Hause, der alte Graf gut und herablassend, die Frau Gräfin liebenswürdig, human, ganz für die Wissenschaften empfänglich, eine Dame voll Geist und Verstand, der junge Graf, ein liebenswürdiger Jüngling, noch unter der Leitung seines Hofmeisters, Herrn Semmler, eines gelehrten Mannes und Dichters, ganz dazu geschaffen, aus dem jungen Grafen einen guten Menschen von Kopf und Herzen zu bilden. Schwerlich wird man ein adliges Haus finden, welches diesem an Verstande, Herzensgüte und Humanität die Wage hält. Ach, wie manche frohe Stunde habe ich in diesem Hause verlebt und wie gern war ich da gesehen!

Wenn man in dem gräflich Ingelheimischen Hause zu Tische gebeten ward, so mußte man sich schon mittags um zwölf Uhr da einfinden, weil von zwölf bis zwei Uhr alles da zusammenkam, was zum hohen Adel gehörte. Da hatte man Gelegenheit, die Großen zu studieren. Man sah ihr Benehmen unter sich und mit denen, die unter ihrem Stande waren. Es war eine schöne Schule für einen aufmerksamen Schauspieler. O, möchten doch die Schauspieler, welche gewohnt sind, ihre Rollen abzutanzen, und glauben, wahre Größe bestehe darin, daß sie nur die Nase recht hoch tragen und sich in die Brust werfen, o, möchten diese Herren oder

Damen doch ja Gelegenheit suchen, mit wahren Großen umzugehen! so würden sie lernen, daß man erhaben sein kann, ohne sich zu bäumen und auf den Spitzen zu stehen oder in jeder Periode mit einem Schritt vor und mit einem zweiten wieder zurückzutreten, sie würden das Lächerliche der immerwährenden unnotwendigen Bewegungen einsehen und lernen, fest zu stehen, welches freilich ungleich schwerer ist als das unaufhörliche Gezapple und überflüssige Gestikulieren.

Daß dieses hochgräfliche Haus eine wahre Schule für mich war, bekenne ich mit Freuden und bin stolz darauf, es öffentlich zu sagen, daß der Anstand, den man nachher bei manchen berühmten Theatern an mir schätzte, sich aus obbenanntem gräflichen Hause herschrieb, dem ich es auch jetzt noch, da ich schon lange im Ruhestand mich befinde, dankbar nachpreise.

Herr Koch war Regisseur der Lust-, Schau- und Trauerspiele, Herr Stegmann dirigierte die Oper. Letztere wird wohl nie wieder in Deutschland so zusammenkommen, wie sie in den Jahren 1790, 91 und 92 in Mainz war. Primadonnen waren: Madam Walter geborne Roberts und Madam Schick, erste Tenoristen: Herr Walter senior, Herr Euneke und Herr Walter junior, Bassisten: Herr Lux, Herr Hübsch und Herr Krug, die Mittelstimmen waren durch Madam und Demoiselle Stegmann sowie durch Demoiselle Schwachhofer besetzt. Herr Stegmann,sowohl im Schauspiele als auch in der Oper, die er dirigierte, groß, lebte in der Musik und war selbst ein braver Bariton.

Da der Neufrankenkrieg unser fürstliches Theater zerstörte, waren vierhundertsechsundneunzig Opern, kleine von ein oder zwei Aufzügen mitgerechnet, im Gange. Aus den Partituren, welche mehrere Tausend Gulden gekostet hatten, wurden Patronen gemacht. Überhaupt hat Mainz durch den Neufrankenkrieg unendlich gelitten. Man nehme die unersetzliche Zerstörung der sechsfachen Allee, wo vom Münstertore an bis nach Monbach, eine Strecke von dreiviertel Stunden, wechselweise mit Eichen und Linden bepflanzt war, alle

seit dreihundert Jahren ihre Stelle behauptend, in einer Stärke, welche sechs bis sieben Mann kaum zu umklaftern vermochten. Diese Wohnsitze der Dryaden wurden ohne Ursache, aus bloßem Mutwillen, gefället, unter dem Vorwand, einen Verhau zu machen, der aber darum doch unnütz blieb. Ich werde Gelegenheit haben, mehr von diesen Vorfällen zu reden, die mich meines geträumten ewigen Brotes beraubten, um dessentwillen ich mein ruhiges Brot in Riga aufgab und mich in eine Reihe von Unannehmlichkeiten und Unglücksfällen versetzte, die ich selbst bis heute noch nicht ganz verwunden habe.

Herr Koch übergab mir seine siebenjährige Tochter Betty, sie fürs Theater zu bilden. Was ich aus ihr gemacht, muß Mainz, Leipzig und vorzüglich Wien wissen, wo sie sowohl als Betty Koch wie auch als Betty Roose unvergeßlich bleiben wird.

Eine zweite Schülerin hatte ich in Demoiselle Schwachhofer. Der Vater war Kammermusikus bei der Mainzer Kapelle; er war Vater von neun lebenden Kindern, und bei einem Gehalt von fünfhundert Gulden wurde es ihm äußerst schwer, als ehrlicher Mann zu bestehen. Ich sah das gute Mädchen zum ersten Male als Dame Oberon; sie wußte nicht, was sie mit ihren Armen machen sollte. Sie dauerte mich, und ich selbst bot mich an, ihr Lehrer zu werden. Daß mein Anerbieten von dem Mädchen sowohl als von beiden Eltern mit Freuden aufgenommen wurde, kann man wohl denken. Ich ging zum Herrn Intendant von Dalberg und machte ihm die Proposition, daß ich das Mädchen fürs Theater abrichten wolle, weil sie ungemein viel Lust und, wie ich gesehen, viel Talent habe. Die Antwort war: „Bedaure Ihre Mühe, werden nichts aus ihr machen, ist halt zu steif, ist ein Stock!" „Verzeihen Euer Exzellenz, das ist meine Sache. Geben Sie ihr nur eine Rolle, die mehr zu sagen hat als ja oder nein, und dann verlassen Sie sich einzig auf mich." Er lachte, teilte ihr aber doch den Sohn des Gefangenwärters aus der Oper „Raulf Creky" zu, und

nun ging die Freude los; denn das Mädchen hatte Lust und viel Feuer, und da mein Ehrgefühl mit in Berührung kam, war ich unermüdet. Meine Mühe wurde aber auch belohnt, denn das Kind spielte und sang, daß die Mainzer Noblesse sowohl wie das ganze Parterre darüber erstaunte. Am andern Morgen wurde ich zur Exzellenz gerufen. Sie dankten mir und sagten: „Lieber Christ, der alte Schwachhofer ist nicht wohlhabend genug, er kann Ihre Mühe nicht belohnen, aber die Direktion, der Sie für die Zukunft eine brauchbare Aktrice gebildet haben, übergibt Ihnen diese Kleinigkeit" — es waren zwanzig Karolinen, — „Ihre größte Belohnung sei Ihnen das Bewußtsein Ihrer wohltätigen Mühewaltung und meine Zusicherung, daß ich dem Mädchen von heute an ein Gehalt von sechshundert Gulden jährlich gewähre. Behalten Sie sie aber noch immer im Unterricht, denn nur durch Sie kann sie ihres Vaters beste Stütze werden." Das gute Mädchen war fleißig, gab sich alle Mühe, und nach Ende des ersten Jahres gab ihr von Dalberg achthundert Gulden. Im dritten sollte sie tausend Gulden bekommen, sie ging aber mit Herrn und Madam Eunike nach Berlin, wo sie tausend Taler bekam und nun im Jahre 1819 noch immer als Madam Eunike dem Berliner Publikum viele Freude schafft.

Noch einen Zögling bekam ich an Herrn Walter dem Jüngeren, — eine schöne Figur, ein schöner Tenor, aber als Schauspieler nicht anzusehen. Als ich den von Dalberg davon in Kenntnis setzte, lachte er mich geradezu aus mit den Worten: „Lieber Christ, hier möchte Ihre Kunst doch wohl scheitern, für den gebe ich Ihnen nicht einen Karolin." „Darauf tue ich ohnehin Verzicht, denn Herr Walter senior hat mir zweihundert Gulden versprochen, wenn ich seinen jüngeren Bruder dahin brächte, daß er bei einem kleineren Theater sein Fortkommen finden könne."

Ich wählte den jungen Grafen aus dem „Vizekanzler". Ich muß sagen, der junge Mann kostete mich ungleich mehr Arbeit als die gute Schwachhofer. Aber auch er war uner-

müdet und entsprach ganz meinen Erwartungen; von Dalberg wie das ganze Publikum wurden überrascht, nach ihren Ausdrücken war er ein ganz anderer Mensch geworden, und auch er, der sonst nur von seinem Bruder wöchentlich einen Gulden Taschengeld bekam, ward mit jährlich sechshundert Gulden engagieret.

Um diese Zeit brach der Neufrankenkrieg im Innern aus; Ludwig der Sechzehnte floh, und Mainz ward von Emigrés überschwemmt, welche zwar viel Geld, aber auch unübersehbares Elend über uns brachten.

Die Kaiserkrönung Franz des Zweiten wurde mit allen bei solchen Begebenheiten gewöhnlichen Zeremonien vollzogen. Wir wurden befehligt, schon während der Wahl, das ist sechs Wochen vor der Krönung, nach Frankfurt zu gehen, wo wir, weil um diese Zeit die Lebensmittel und Quartiere unmenschlich teuer werden, mit einer halben Gage Zulage entschädigt wurden, so daß der, welcher monatlich hundert Gulden bekam, mit einhundertfünfzig bezahlt wurde.

Um sich einen Begriff zu machen, was bei einer Kaiserkrönung eine Schauspielergesellschaft verdienen kann, muß man bedenken, daß Baron von Dalberg dem Werke, weil es ganz neu als Hoftheater errichtet wurde, auf fürstliche Kosten dreißigtausend Gulden vorgeschossen hatte. Die ganze Gesellschaft erhielt sechs Wochen lang eineundeinehalbe Gage, was auf diese Wahl- und Krönungszeit achtzehntausend Gulden betrug. Überdies kann man die Reisekosten auch gerne noch auf tausend Gulden anschlagen. Dabei war unsere Gesellschaft nicht die einzige, die in Frankfurt spielte, es waren noch von Straßburg französische Schauspieler und von Bonn Herr Schauspieldirektor Böhme gegenwärtig, die alle in neu erbauten Tempeln Thalien opferten. Und da die Krönung vorbei war, dankte uns von Dalberg für unsere geleistete Pflicht mit der Versicherung, daß er sein vorgeschossenes Kapital wieder und über alle Kosten noch fünfzehnhundert Gulden Überschuß habe; diese schenkte er der Gesellschaft

aus Dankbarkeit als Pensionsfonds, und alle Jahre sollte die Einnahme zweier Stücke, die zum erstenmal gegeben wurden, nebst den Strafgeldern dazugeschlagen werden. Man sieht hieraus, daß wir in diesen sechs Wochen nicht weniger als fünfzigtausendfünfhundert Gulden verdient haben, und ich glaube, das ist schon ein Grund, sich zu bestreben, während einer Kaiserkrönung die Permission von Frankfurt am Main zu erhalten.

Gleich nach der Krönung ging der junge Kaiser samt dem König von Preußen nach Koblenz, welches mit Ludwigsrittern und Emigrierten angefüllt war. Der Kurfürst von Trier erbat sich von seinem geistlichen Herrn Nachbar, dem Kurfürsten von Mainz, seine Hofschauspielergesellschaft, weil er keine eigene besaß, und so wurden wir nach Koblenz berufen, wo wir frei Quartier und täglich drei Gulden Diäten erhielten.

In Koblenz wurde der eigentliche Grund zu dem großen Elend gelegt, welches in der Folge ganz Deutschland drückte, und die Wunden, welche unsere undeutschen Nachbarn uns schlugen, sind noch nicht alle verharscht.

Von Koblenz ging es wieder zurück nach Mainz, wo wir wegen inneren Unruhen nicht mehr recht froh werden konnten. Es entstanden Handwerkspurschenaufstände; diese Menschen rasten, während unsere Soldaten nach Germeshein sich zogen, mit brennenden Fackeln in der Stadt herum und drohten alles zu verbrennen, wenn man ihnen ihre ganzen, seit hundert Jahren geschmälerten Privilegien nicht wiedergäbe. Es bildeten sich Auswüchse von Jakobinerklubs, unter denen sich die Professoren Dorsch und Blau, beide Exjesuiten, Männer, mit denen ich fast täglich in Gesellschaft war, ferner ein Major Eichemeyer, ein Sekretär Metternich und ein Hofrat Wedekind an der Spitze befanden.

Der Handwerkspurschenaufstand ward bald gestillt, denn es wurde, weil unser Militär abwesend war, Darmstädter Militär requiriert, welches über Nacht einrückte, und da die

unruhigen Herren sich des Morgens den Schlaf aus den Augen wischten, war die ganze Stadt mit Blauröcken garniert, und jeder Geselle schlich in die Werkstatt seines Meisters. Die Rädelsführer wurden ausgehoben, ein Teil, welche Landeskinder waren, unter die Soldaten gesteckt, der andere Teil eingeschmiedet, und so hatte der ganze Tumult in achtundvierzig Stunden ein Ende. Aber der Jakobinerklub griff im stärksten Inkognito weiter um sich und ward der Keim zum baldigen Sturz der Haupt- und Grenzstadt Mainz. Wie verräterisch man mit dieser guten alten Hauptfeste umging, mag der Erfolg meiner Geschichte zeigen.

Die Neufranken drangen unter Custine immer weiter vor und standen schon bei Germeshein, als man anfing, die auf dem Walle eingestürzten Brustwehren zu reparieren, die toten Winkel einzuschneiden, im Graben drei Fuß breite und anderthalb Fuß tiefe Lünetten zu graben — alles nur Spielwerk, denn diese müssen wenigstens sechs Fuß breit und drei Fuß tief sein. Auch lagen eben aus dem Spessert angekommene achtzigtausend Stämme Palisaden da, wovon ohngefähr fünfzehnhundert Stück eingegraben waren, als der Feind vor den Toren war. Auf dem Münsterwalle standen Zwölfpfünder und die Munition zu Sechspfündern; hingegen bei dem Gautore lagen bei den Sechspfünderröhren Zwölfpfünderkugeln. Die Besatzung, zu welcher, um die Stadt gehörig verteidigen zu können, dreißigtausend Mann erfordert werden, bestand aus neunhundert Rekruten und dreißig Mann Husaren, welche sozusagen nur Polizeisoldaten waren und durch immerwährendes Patrouillieren im Spessert denselben von Räubern säubern und reinhalten mußten. Noch kamen durch ein Stratagem, welches der in Frankfurt am Main auf Werbung liegende preußische Herr Leutnant von Trenk unternahm, zweihundert österreichische Husaren und tausend Mann von Gulay in die Stadt.

Bei Oppenheim war eine Brücke über den Rhein geschlagen, in Oppenheim selbst lagen die Franzosen, diesseits der Brücke eine kleine Abteilung Österreicher. Da von Trenk

dieses wußte, ritt er mit zwei Wachtmeistern von seiner Schwadron auf den Hundsrücken und machte Quartier für zehntausend Preußen. Die Franzosen, welche ihre Spione allerorten hatten, erfuhren noch den nämlichen Tag, daß Preußen kommen würden, zogen sich also über Hals und Kopf gegen Germeshein zurück und ließen, um nicht überfallen zu werden, ihre Töpfe und Feldkessel am Feuer stehen. Diese Zeit benutzten die Österreicher, gingen über die Brücke, verzehrten das gekochte Fleisch und nahmen die Kessel mit nach Mainz. Durch diesen Kunstgriff des Herrn Leutnant von Trenk ward unsere Garnison — Infanterie und Kavallerie — auf zweitausendeinhundertunddreißig Mann gebracht, eine schöne Besatzung für Mainz.

Zu der Zeit kam aber Custine nach Germeshein und schlug die aus viertausend Mann bestehende Mainzer Armee total; sie hatte, bevor sie gefangengenommen wurde, eilf Stunden lang bis an die Brust im Rhein gestanden. Der Herr Obristleutnant von N. N. (zur Ehre seiner Familie will ich nicht einmal seinen Anfangsbuchstaben hierher setzen) machte gleich zu Anfang der Bataille links um und schrie allen ihm auf der Flucht begegnenden Munitionswagen zu: „Kehrt um, um Gottes willen kehrt um, es ist alles verloren, wir sind total geschlagen!“ Es ist eine Schande, wenn Stabsoffiziere die ersten sind, die dem Feinde den Rücken zukehren; pfui! was sollen dann die Gemeinen tun? So ein Mann — oder nicht Mann, sondern Memme, — hätte verdient, infam kassiert zu werden; aber da der Fürst die Familie schonen wollte und die Verdienste der Ahnen ehrte, wurde die Sache unterdrückt. Es geht ja an mehreren Höfen so, wo die nicht immer zu billigende Vorliebe eines Regenten für eine achtungswerte Familie Schafsköpfe und Grobians zu den ersten Stellen befördert, bloß darum, weil sie die Anciennität trifft.

Nun war Holland in Nöten. Die ganze Bürgerschaft wurde beim offnen Trommelschlag aufgefordert, die Waffen zu ergreifen. Mein Schwiegersohn ließ sich unter die Infanterie, ich mich zur Artillerie einschreiben, denn mein Haus-

wirt war Hauptmann der Bürgerartillerie, und ich hatte es also sehr bequem, denn ich zog mit meinem Hauptmann alle Abend um neun Uhr Arm in Arm mit einem Tischlergesellen auf die Elisabethenschanz, wo wir drei Menschen zehn Pièccen zu bedienen hatten. Überdies war der gewölbte Gang, welcher zur Schanze führte, eingefallen, und wir mußten frei, gegen das feindliche Geschütz unbedeckt, zu unseren Kanonen marschieren, wo wir, ohne Patronen, mit der Schaufel laden mußten. Wenn wir nach einer halben Stunde fertig waren (solange brauchten wir drei Männer, die Kanonen zu laden), wurde losgeknallt und dann wieder von vorne zu laden angefangen. Den Herrn Musketieren ging es noch übler, sie bekamen zwar Musketen, aber weder Patronentaschen noch Pulver und Blei.

Die Konfusion war allgemein. Custine kam vors Münstertor, schnitt sich im Gartenfeld ein, und die Bürger eilten alle mit ihren mit Mondschein geladenen Gewehren auf den Wall und sahen traurig dem Spektakel zu. Die Weiber hatten alle ihre Wäsche auf dem Gartenfelde auf der Trockne, die Feinde waren zu unserem Erstaunen so artig und hießen sie die Wäsche hinwegnehmen, daß sie nicht beschmutzt würde, was uns, als die Frauen dies in der Stadt wiedererzählten, nicht wenig wunder nahm. Weil sich aber die Bürgerschaft auf dem Wall immer mehr und mehr häufte, ließ der General ihnen über die Köpfe eine Kanone abfeuern; da rannten die Herren links und rechts den Wallgang herunter, und in weniger als fünf Minuten war kein Bürger mehr zu sehen, denn sie verstiebten wie Spreu.

Da in der Stadt alles konfus durcheinander lief, kam mein Bologneserhündchen, vom Lärm aufgeschreckt, zum Hause herausgesprungen und plaffte auf die Vorüberlaufenden. Ein österreichischer Husar, der eben vorbeiging, zog zum Scherz seinen Säbel gegen das Hündchen, welches den Schwanz einzog und schreiend ins Haus zurückkehrte. Da lachte der Husar und sagte zu mir, der ich zum Fenster herab dem Spektakel zusah: „Ha, ha, ha! Das is Mainzer Soldat!"

In dieser unruhvollen Zeit verlor ich einen Sohn von fünf Monaten. Tot lag er auf dem Tisch, als die erste Kugel in das Haus schlug, in welchem ich wohnte. Unser Schreck war nicht klein, denn ich besorgte, wo die Richtung der ersten Kanone hinging, würden die anderen wohl nachfolgen. Aber die Herren schonten uns, denn sie wußten wohl zum voraus, daß die ganze Belagerung nur eine verabredete Komödie sei, die Festung war ihnen ja gewiß. Indes wurden wir übrigen, welche in die Verabredung nicht eingeweiht waren, mit Weib und Kindern nicht wenig geängstigt. Mein Sohn, wie eben gesagt, lag in seinem Sarge tot auf dem Tisch, und niemand fand sich, der ihn zu Grabe tragen wollte, denn bei diesen Unruhen blieb jeder Hausvater selbst gerne bei seiner Familie zu Hause. Endlich erbarmte sich der Totengräber Herr selbst, nahm den Jungen untern Arm und setzte ihn in ein offnes Grab auf einen andern Sarg, und so blieb er unbedeckt stehen, bis die Stadt über war.

In Mainz war es eingeführt, daß jeder Bauerjunge vier Jahre dienen mußte. War diese Dienstzeit vorbei, so bekam er seinen Abschied, konnte heimkehren, heiraten oder seines Vaters Gewerb oder Bauergut antreten, nur mit der einzigen Ausnahme: in Feindesgefahr konnten sie wieder requiriert werden und mußten sich dann stellen, aber bloß, um hinter den Mauern zu dienen, im freien Felde waren sie exempt. Eines Abends, da ich nicht in der Schanze Dienst hatte, machte ich eine Ronde mit, wo wir denn auf dem Walle gleich zwei nebeneinander postierte Schildwachen schlafend im Grase liegend fanden. Es waren von denen, die früher gedient hatten und nun neuerdings requiriert worden waren. Man filzte sie derb, aber damit war es auch schon abgetan, wohingegen ein während der Belagerung auf seinem Posten schlafend getroffener Liniensoldat der Kugel gewiß nicht entgangen sein würde. Wir gingen weiter, und da wir auf der dritten Bleiche (eine Straße in Mainz) zu dem Posten kamen, der beim Lazarett stand, einem ebenfalls re-

quirierten Bauern, rief er richtig an: „Wer da?“ Die Antwort war: „Ronde“. Da präsentierte er, behielt die Muskete in der linken Hand, nahm dann mit der rechten Hand den Hut ab und sagte: „Rund vorbei!“ Wir lachten helllaut, er aber blieb in seiner Stellung, bis wir vorbei waren, und lachte mit.

Eines Morgens flankierte ein Generaladjutant vom Custine vor den Mauern herum und besah sich ungeniert die Werke. Im Angesicht der nur sechshundert Schritt von ihm entfernt postierten Franzosen machten vier — sage vier — österreicher Husaren einen Ausfall und nahmen den Herrn im Angesicht seiner Mannschaft, welche aus Furcht, ihren eigenen Offizier zu töten, nicht feuern durfte, gefangen und brachten ihn glücklich nach der Stadt. Er tat sehr brüsk und sagte: „Sie werd mik bald müß laß los, nous sommes trent mille soldats, ond wenn nik sein kenuk, so komm nok einmal so viel von Straßburk.“

Da wir dies erfuhren, entfiel uns das Herz, zumal, da wir des Nachts die Wachfeuer am ganzen Horizont nebst blinkenden Gewehren und bei Monbach die Sturmleitern konnten fahren sehen. Die Bürgerschaft bat den Herrn Kommandanten, die Stadt zu übergeben, um nur beim Sturm nicht alles zu verlieren. Es geschah, wie man es wünschte, man akkordierte, und die Neufranken zogen ein. An ihrer Spitze der Herr Hofrat Wedekind, der den Freiheitsbaum trug und von Musik, von Freiheitsschwindlern und einer unglaublichen Menge von Straßenjungen begleitet wurde, alle mit dreifarbigen Kokarden geziert; nach diesen folgten die dames de halle; das Militär beschloß den Zug. Mit Tränen zog ich mich und jeder rechtliche Mainzer vom Fenster sich zurück, denn der Landesherr, Kurfürst von Erthal, war gut, sein Koadjutor von Dalberg noch besser, und doch war man mit ihrer Regierung unzufrieden, rebellierte gegen sie, öffnete den Neufranken Tür und Tor und vertrieb den rechtmäßigen Besitzer von seinem Eigentum.

Die dames de halle oder Poissarden sind die gräßlichsten

ihres Geschlechtes. Man denke sich lange hagere Weiber mit von der Sonne verbrannten Gesichtern, schwarzen Augen und langen schneeweißen Wolfszähnen, auf dem Kopfe eine einst weiß gewesene Karkasse mit einer großen dreifarbigen Kokarde und Band, in braunem Deshabillé und kurzem Rocke von gleicher Farbe, der nur bis an die Wade ging, um den braunen Hals ein gleichfalls dreifarbiges Tuch, ohne Strümpfe, so daß man den ganzen gelbbraunen verbrannten Fuß sehen konnte, welcher in einem hölzernen Schuh stak, über die Schultern ein breites schwarzledernes Wehrgehenk mit einem großen Säbel, die braunen Arme bloß und in der rechten Hand eine Pike wie ein Kosake. Diese fürchterlichen Schönheiten sahen uns mit solchem Grimme an, als gelüstete es ihnen nach unserem Fleische, Uhren und Börsen.

Der Freiheitsbaum wurde vor der Domkirche gepflanzt, und Menschen von allen Ständen und Geschlechtern tanzten um ihn herum. Das Kränkendste war, daß Hofrat Wedekind, der Mann, den der Kurfürst sozusagen aus dem Staub hervorgezogen, ihn studieren lassen, ihn von Stufe zu Stufe (weil er ein geschickter Mediziner und ebenso braver Chirurg war) bis zum Hofrat mit einem Gehalt von viertausend Gulden erhoben, daß dieser Mann so undankbar handelte und sich aus Leichtsinn an die Spitze der Neufranken stellte, die Stadt verriet und, auf seine höchst unredliche Tat stolz und sich brüstend, der erste war, der die Freiheitsfahne aufpflanzte.

Kaum nahmen die Freiheitsmänner Besitz von der Stadt, so wurde uns angedeutet, daß keiner von uns, Mann oder Frau, wenn er nicht einer Mißhandlung sich aussetzen wolle, ohne dreifarbige Kokarde das Theater betreten dürfe, welches wir denn auch befolgten. Ich aber setzte mich bei dem Herrn Kommandanten in besondere Gunst, da ich in dem Nachspiele vom Herrn Grafen Brühl „Das Mädchen und der ganze Kram", worin ich den Wachtmeister Hernich spielte, welcher singend kömmt, das französische Lied anstimmte: ah, ça ira, ça ira, ça irà, l'aristocrat à lä lanterne usw. Das

ganze Parterre stimmte mit ein und sang das Lied vom Anfange bis zum Ende und zwang Herrn Schick, welcher das Orchester dirigierte, das Lied zu spielen. Ich, der von dem Lied nur die erste Strophe wußte, mußte mitsingen, nämlich das Maul aufsperren und auf der Bühne herumtanzen, bis das Lied zu Ende war.

Nach zwei Tagen erhielt ich einen Brief von Aschaffenburg vom Geheimdenrat von Dalberg mit einem Verweise, der nicht klein war, und fand ihn bei ruhigem Blute sehr verdient und an seinem Platze.

Das Komödienhaus war jeden Abend voll, aber nur die wenigeren der Herren Franzosen bezahlten; sie meinten, es wäre die Zeit der Freiheit und Gleichheit, es müsse alles frei sein. Dabei konnten wir aber nicht bestehen; denn die fürstliche Kassa war in Beschlag genommen und leistete uns keinen Zuschuß mehr, unsere eigene Kassa wollte man auch nehmen, und nur mit Mühe erhielten wir sie. Da erschien von dem von Dalberg ein Brief, worin er uns allen unseren Congé erteilte, doch mit dem Vorbehalt, daß, wenn das Werk über lang oder kurz wieder zustande kommen sollte, er erbötig wäre, unsere Kontrakte zu erfüllen.

Da mußten wir uns denn zu versorgen suchen, wie es nur immer möglich war. Die Kassa wurde geteilt, und die Gesellschaft splitterte in alle Gegenden der zweiunddreißig Winde. Ich war unbekümmert, denn der Direktor von der Bühne zu Frankfurt am Main, Herr Giron Saracin, hatte mir noch vor wenig Monaten die Regie mit zweitausendfünfhundert Gulden angeboten.

Ich verließ also Mainz. Doch vorher wollte ich meine Möbel, die mich zweiundachtzig Karolinen gekostet hatten, verkaufen. Lange fand sich kein Käufer, endlich bot sich mir der Herr Pastor von Bingen als solcher an. Ewig schade, daß ich den Namen dieses würdigen Mannes vergessen habe, denn er wäre wert, allen übrigen Pastoren als Muster hingestellt zu werden. Er besah die Möbel, bestehend in Spie-

geln, Tischen, Kommoden, Sofas und Stühlen, Porzellan und Steingut, kupfernen Küchengefäßen, alles neu, erst seit vier bis sechs Wochen im Gebrauche, — legte die Hand quer über den Mund und fragte:

„Was soll das alles kosten?“ Meine Antwort war:

„Herr Pastor, was mich dies alles gekostet hat, habe ich Ihnen bereits gesagt, alles zusammen kostet mich über neunhundert Gulden. Es ist, wie Sie selbst sehen, wenig gebraucht. Ich sehe Sie für einen rechtlichen Mann an und überlasse es Ihnen, was Sie als ehrlicher Mann mir bieten können, mir geben wollen.“

„Ja,“ hieß es, „das ist freilich wahr, aber man muß es denn doch als gebrauchte Möbel in Anschlag bringen, auch sind die Zeiten jetzt gar zu schwer, die Geldnot groß“ — und wie dergleichen Gemeinplätze mehr sind. Da stieg mir schon die Galle in den Kopf.

„Herr Pastor,“ sagte ich, „das weiß ich alles, eine Uhr, die ich heute für fünfzehn Dukaten kaufe, ist morgen nur zwölf wert, also mit einem Worte, neunhundert Gulden kostete mich vor vier bis sechs Wochen der ganze Kram. Ich will ein Drittel verlieren; wollen Sie sechshundert Gulden, wollen Sie, damit wir kurz abschließen, wollen Sie hundert Dukaten geben, so machen Sie Anstalt, lassen Sie alles auf ein Schiff laden und wegbringen. Denn meine Möbel sind meine Puppe, ich trenne mich von ihnen ebenso ungern wie von meinen Kindern,“ und die Augen wurden mir feucht.

„O Gott,“ war die Antwort, „so weit sind wir noch nicht! Es ist freilich wahr, wenn man sich so was neu anschafft, kostet es viel, aber — hm — ja — es ist wahr, viel ruiniert sind weder Tische noch Kommoden, auch Stühle und Sofas noch nicht zusammengesessen. Aber — je nun — freilich wohl — sehen Sie, mitnehmen können Sie das Zeug doch nicht; also dächte ich, ich gebe Ihnen für alles, wie es liegt und steht —“

„Mit Erlaubnis,“ schrie ich (denn ich merkte, daß ich es mit einem Pharisäer zu tun hatte), „die Betten und was

noch in den Kommoden und Schränken liegt und hängt, samt den Reisekoffern gehören nicht dazu!"

„So? Hm, die gehören nicht dazu? Nun, so gebe ich Ihnen für alles zusammen in Golde, nicht in Münze, — da kommt Ihnen das Agio noch zugute — vier Louisdor." Ich lächelte, denn ich hielt es für Scherz. Da er aber den Beutel zog und aus einem schmutzigen Papierchen das Geld aufzählen wollte, faßte ich ihn beim Arme, daß mir die Finger weh taten und er den Arm an sich zog und mit seiner andern Hand hielt, daß ich wohl merkte, ich habe ihn unsanft gepackt:

„Ist das Ihr Ernst, Herr Pastor?"

„Nun ja," replizierte er, „vier Louis sind doch Geld, sind doch kein Pappenstiel, und mitnehmen können Sie ja doch nichts."

„So," schrie ich ganz außer mir, „also weil ich's nicht mitnehmen kann, bietest du erbärmlicher Pfaff weniger wie ein Jude?" Jetzt packte ich ihn zum zweitenmal, daß er quiekte, und da er sich sträubte, schob ich ihn ganz sanft zur Türe hinaus. Er wollte es aber nicht leiden, da sprang ich an das Fenster, riß es auf und fluchte, daß ihn und mich der Teufel holen sollte, wenn ich ihn nicht zum Fenster hinauswerfen würde, wenn er nicht gleich ginge. Drohend und schimpfend verließ er meine Wohnung, und der Handel war zu Ende.

Während dieser Zeit hatte ich an meinen alten Freund Seconda und an seinen Herrn Regisseur Opitz um Engagement geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Da ich noch Geld in der Tasche hatte, bangte mir noch nicht so sehr, ich schloß mein Quartier in Mainz zu und fuhr nach Frankfurt. Aber da war wieder ein Hindernis eingetreten. Der General Custine hatte verboten, daß kein Reisender aus Mainz mehr als fünf Karolinen mit sich nehmen dürfe. Das schreckte uns aufs neue, denn ich war damals durch die gute Wirtschaft meiner Frau sowohl als vermöge meiner guten Gage noch im Besitz von einigen hundert Talern, alles in Gold

oder Laubtalern; dies Geld mußte versteckt werden, ich saß also vor meiner Abreise nach Frankfurt mit meiner Frau die ganze Nacht und vernäheten unser bißchen Besitzung teils in die Falten der Unterröcke meiner Kinder, die des Morgens nicht wußten, warum ihnen die Kleider so schwer am Leibe hingen, teils in die Strümpfe, und wo es sonst nicht in die Augen fiel.

Eben, da ich in den Wagen steigen wollte, kam der Briefträger als ein Deus ex machina und brachte mir einen Brief aus Riga vom Herrn Kaufmann Kriegsmann, der mir im Namen seines Herrn Schwiegervaters Herrn Wettherr Berenz den Antrag machte, wieder nach Riga zu kommen, wenn ich auf meine eigenen Kosten kommen könnte; er stünde für Engagement und Reisegeld. Nun war die Freude mit einmal wieder bei mir eingekehrt, ich zeigte meinem Schwiegersohn Herrn Mende diesen Brief, und er entschloß sich auf der Stelle mitzureisen; denn seiner Frau, meiner ältesten Tochter ward ausdrücklich darin erwähnt, daß ich selbe mitnehmen sollte.

Da wir an die Rheinbrücke kamen, war glücklicherweise der französische Visitator abwesend, um beim Herrn General neue Ordres in betreff der Reisenden zu empfangen. Der deutsche Visitator fragte, ob ich Geld bei mir habe. Meine Antwort war, indem ich ihm einen Gulden in die Hand drückte: „Mein Herr, wenn ich Geld hätte, so bliebe ich in Mainz, aber da ich weder Geld noch Brot habe, so muß ich mit Frau und Kindern auswandern.“ „Ja,“ sagte er, indem er in die Hand blickte, worin der Gulden lag, „ich sehe es wohl, Sie haben wenig Geld.“ Nach meinem Paß fragte er gar nicht, welches auch sehr gut war, denn ich hatte keinen Gouvernements-, sondern nur einen Kurfürstlich Mainzischen Regierungspaß.

Nun ging's die Brücke hinüber nach Castel, wo die Franzosen bereits das Dorf mit so hohen Wällen befestigt hatten, daß man weiter nichts als den Turm und das Kirchen-

dach mehr sehen konnte; auch war zu Ende der Brücke der Brückenkopf schon angefangen.

In Hochheim waren mehrere Abteilungen von Franzosen, die uns zuriefen, wir könnten nicht weiter als nach Frankfurt, welches wir nicht glauben wollten, aber hernach doch so fanden. Ohnweit Höchst kam General Custine an unsere Wagen und fragte nach dem Namen eines am Rhein liegenden Dorfes. Nachdem ich ihn berichtet, warnte er uns, nicht auf der hohen Straße zu bleiben, weil sie alle Stunden erwarten müßten, von den Preußen angegriffen zu werden, und wir zu Schaden kommen könnten. Wie mein Schwiegersohn das hörte, bog er gleich aus, rechter Hand von der Landstraße in den Wald hinein; ich blieb auf meinem Weg und kam mittags halb zwölf, Herr Mende aber erst abends um sieben Uhr in Frankfurt an.

Ich wollte mich nicht aufhalten, sondern, da der Winter vor der Türe stand, in einem fort nach Riga reisen, bekam aber von dem französischen Kommandanten Neibinger, bis die geforderte Requisition von zwei Millionen Gulden vom Magistrate nicht entrichtet wäre, keinen Paß.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt erhielt ich Gelegenheit, meine Menschenkenntnis um ein Merkliches zu bereichern. Noch vor wenig Monaten trug mir Herr Giron Saracin die Regie mit zweitausend Gulden Gage an, jetzt, da er mich in Not wußte, ließ er mir durch den Schauspieler Herrn Brand achthundert Gulden bieten, meiner Tochter Mende aber vierzehnhundert Gulden, wenn sie ohne Mann in Frankfurt bleiben wolle. Ich würdigte ihn keiner Antwort. Meine Tochter aber ließ ihm sagen, wenn schon der Herr Direktor Giron gewohnt sei, Weiber ohne Männer zu engagieren, so wäre sie doch nicht die Frau, welche ohne Mann bei irgendeinem Theater bliebe. Ihr ehrlicher Name sei ihr lieber als jährlich vierzehnhundert Gulden. Sie habe ohne Frankfurt, welche Stadt ihr gewiß ihrer braven und rechtlichen Einwohner wegen sehr schätzbar sei, ein Engagement und danke Herrn Giron für seine sehr edlen Gesinnungen.

Indessen, da ich wegen Annäherung der Hessen und Preußen noch immer nicht die Stadt verlassen durfte, harrete ich vergebens auf Antwort von Dresden. Ach, die Herren hatten damals noch keine Kriegsnot ausgestanden, sie wußten nicht, wie einem Vater zu Mut sein muß, der mit Weib und Töchtern unter feindlichen Truppen herumzustreifen gezwungen ist, um Brot zu suchen.

Alle Abende um sechs Uhr wurde der Generalmarsch geschlagen, die Franzosen rückten aus gegen die Hessen und wir Frankfurter mit ihnen. Da sahen wir ihnen zu, wie sie sich herumschossen und -hieben, und wenn es eine Stunde oder ein und eine halbe gewährt hatte, zogen wir wieder mit ihnen nach der Stadt zurück. Dieses Scharmutzieren hielt an bis zum dritten Decembris 1792.

Den zweiten kam General Custine nach der Stadt, erteilte verschiedene Ordres, die ganze Garnison war in starker Bewegung. Uns blieb freilich alles ein Rätsel, aber in der Folge erfuhren wir, daß die Stadt den folgenden Tag sollte von den Hessen und Preußen genommen werden. Er empfahl der geringen Verteidigungsmannschaft, sich des anderen Tages wenigstens bis mittag zwölf Uhr zu halten, wo er sie dann gewiß befreien würde. Den dritten früh um sieben zog er noch alle Chasseurs heraus und versprach dem Kommandanten noch einmal, ihm um zwölf Uhr mittags Sukkurs zu schicken. Er hielt auch Wort, aber es war zu spät, denn da er Punkt zwölf Uhr mit frischer Mannschaft anrückte, hatte Vanderheld schon die Stadt übergeben.

Es war Sonntag, die mehresten Menschen in der Kirche, ich in einem blauen Überrock, mit kirschfarben Seidenfelbel ausgeschlagen, außer Hause, meine Karolinen in Louisdors umzusetzen, als punkto neun Uhr der erste Schuß von den Hessen nach der Stadt geschah. Die Kugel flog nach dem Katharinenturm, und alles stürzte aus der Kirche. Auch ich eilte nach Hause, denn ging die Stadt vor meiner Heimkunft über, so riskierte ich, für einen Franzosen angesehen

und niedergehauen zu werden. Auch hatte ich hohe Zeit, meine Wohnung zu erreichen, denn kaum war ich bei den Meinigen angelangt, so attackierten die Hessen schon die Gasse herauf, die Zeile genannt, wo ich wohnte. Ich sprang geschwind in mein Haus und hatte nur noch so viel Zeit es abzuschließen, als das Gemetzle schon losging. Meine Frau machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich sie samt den Kindern in einer so kritischen Lage hätte verlassen können. Ich konnte es ja aber nicht voraus wissen, daß der Spektakel schon so früh losgehen würde; denn wir waren in der Stadt benachrichtiget worden, daß die Preußen erst um zehn Uhr eintreffen würden, und also war vor dieser festgesetzten Stunde nichts zu befürchten.

Die Hessen aber, denen die außerordentliche Schwäche der Garnison bekannt war, griffen schon um neun Uhr an, um den Preußen den Rang abzulaufen, nahmen jedoch vor dem Allerheiligentor eine sehr üble Position ein; sie kamen dicht an den nassen Graben zu stehen, und hinter ihnen war der Artillerietrain postiert, so daß sie weder avancieren noch retirieren konnten und, weil sie gerade in der Schußlinie vom Parapet des Walles standen, ungemein viele Mannschaft verloren. Denn die Franzosen dürften ihre Musketen nur auf die Brustwehr legen und losdrücken, so ging die Kugel in den Kopf, Hals oder Brust, und der Schuß war tödlich.

Es würde die Stadt auch nicht so bald genommen worden sein, wenn nicht die Bürger an den zwei Mainzer Sechspfünderkanonen, die vor dem roten Hause, wo der Kommandant Vanderheld wohnte, standen und welche die Neufranken auf den Wall führen wollten, die Räder der Lafetten zerschlagen und sie also unbrauchbar gemacht hätten. Überdies stürzten die Handwerkspursche herzu und zertrümmerten die Ketten der Fallbrücke am Allerheiligentor, daß sie niedersank und die Hessen in die Stadt sprengten. Nun war für die Franzosen alles verloren.

Die Husaren attackierten die Zeile herauf. Da sah ich aus meinem Fenster, wie ein Franzose ganz allein mitten in die Straße sprang, sein Gewehr gegen die Husaren nochmals abfeuerte, dann mitten in der Straße stehen blieb, sich niederhauen und überreiten ließ.

Vor dem Hause, wo ich wohnte, wurde ein Franzose von einem hessischen Dragoner in den Kopf gehauen. Meine Frau, die das sah, stürzte vor Schreck ohnmächtig hin. Ich brachte sie geschwind aufs Bette, nahm aber meine beiden Töchter bei der Hand, und zog sie an das Fenster, um ihnen das Elend des Krieges zu zeigen. Da kam ein hessischer Grenadier und riß mit Bärenkraft den gehauenen Franzosen von der Erde auf, sodaß ihm der Dragoner noch einen Hieb in den Kopf geben konnte, dann warf er ihn an den Boden und ließ von ihm ab. Auch ich glaubte, der Mann müsse nun tot sein, aber er stand ohne Hilfe wieder auf und wollte entlaufen. Da wandt' sich der Dragoner nochmals um und hieb ihm nach dem Kopf. Der schon zweimal Verwundete parierte mit der Hand und wurde zum dritten Mal, diesmal aber in Hand und Kopf gehauen. Da übermannte es mich, und ich rief: „Dragoner, Pardon! um Gottes willen Pardon! der Mann ist ja ohne Waffen!" In dem Augenblick ließ er den Pallasch, der an einem ledernen Riemen an der Hand hing, fallen und griff nach dem Pistol, indem er ausrief: „Ha, warte du französische Kanaille!" Kaum hatte ich Zeit, mit meinen Kindern vom Fenster wegzuspringen, um nicht auf der Stelle erschossen zu werden.

Nun ging das Massacre in allen Straßen los, aber obgleich mehr als zweihundert Blessierte da waren, belief sich die Zahl der Toten kaum auf fünfzig Mann, da doch vor dem Allerheiligentore an die vierhundert tote Hessen lagen, unter denen vorzüglich ein Herr Hauptmann Wolf als sehr rechtlicher, liebevoller Mann und braver Soldat durchgehends von Offiziers wie Gemeinen sehr bedauert ward.

Da es in meiner Nachbarschaft etwas ruhiger wurde,

schlich ich hinunter, um nachzusehen, ob mein schwer Blessierter noch atme oder ob er bereits hinübergegangen sei. Zu meiner Freude lebte er und bat mich üm ein Glas eau de vie. Darauf vorbereitet, daß ich, wenn er noch lebte, wohl etwas Stärkendes haben müßte, goß ich ihm ein Spitzglas Doppelkümmel in den Hals, welches ihn so stärkte, daß er gegen Mittag, wo man die Blessierten zusammenholte, zwischen zwei Frankfurter Grenadiers aufrecht gehend nach der Hauptwache gebracht wurde.

Ebenso widersinnig wie dieser einzelne Mann, der, wie ich eben erzählt, auf der Zeile aus seinem Hause heraussprang und, nachdem er sein Gewehr gegen die attackierenden Husaren abgefeuert, sich tothauen ließ, ebenso widersinnig handelten drei andere Franzosen, die sich dem Römer grade gegenüber bei einem Kaufmanne hinter zwei Zuckerfässer versteckten. Da die Stadt lange über war, die Patrouillen aber herumritten, um die Ordnung wieder herzustellen, und ein Dragoneroffizier mit zwei Wachtmeistern zu diesem Behuf eben am Römer vorbeiritt, feuerten diese drei Ohnköpfigten nach der Mannschaft und wurden zum Lohn für diese Bravour auf der Stelle niedergehauen.

Nachdem die Stadt bereits eine Stunde lang von den Hessen genommen war, rückten auch die Preußen ein, und ich sah Seine Durchlaucht den regierenden Herzog von Braunschweig im höchsten Grade mißmutig gute fünfzig Schritte hinter seinem Korps in die Stadt reiten.

Der Herr Kommandant Vanderheld wurde in seinem Zimmer gefangen genommen. Denn er ging keinen Schritt auf die Straße, weil man ihm des Morgens noch die letzten Chasseurs aus der Stadt wegdetachierte und er, wie er sagte, mit einer Handvoll Menschen Frankfurt nicht verteidigen konnte. Und doch glaube ich, wenn die Brückenkette am Allerheiligentore nicht wäre gesprengt worden, diese Handvoll Franzosen würde sich gehalten haben, bis Custine kam; und hätte dieser sich mit seinen sechstausend Mann in die Stadt



Friederike Schirmer geb. Christ
Eine Tochter J. A. Christs
Nach dem Gemälde von Pochmann



Andreas Daniel Schirmer

Schauspieler in Dresden und Leipzig. Schwiegersohn J. A. Christs

Nach einem alten Gemälde

geworfen, so würde es den Deutschen schwer geworden sein, Frankfurt zu nehmen.

Mit dem Schlag zwölf kam General Custine mit dem Entsatz; es wurden ihm aber gleich einige preußische Regimenter entgegengeschickt, und er zog sich, weil es doch zu spät war, wieder nach Höchst zurück.

Achter Abschnitt: Emigré.

Kaum war Frankfurt über, so machte ich mich gleich des anderen Tags mit Frau und Kind auf den Weg nach Riga. Da aber der Krieg gegen die Neufranken eben im stärksten Ausbruch war und der König von Preußen viele Pferde als Vorspann requirierte, ward das Fuhrwesen ungemein kostspielig, und ich mußte von Leipzig bis Berlin, wohin ich sonst nur zwanzig Taler bezahlte, jetzt vierzig geben, von Berlin bis Königsberg zweihundert Taler, und von Königsberg bis Riga sechsundsechzig Taler Alberts (macht über neunzig Taler), das waren von Leipzig aus dreihundertdreißig Taler ohne Zehrung. Da wir in Leipzig anlangten, verkündigte mir mein Schwiegersohn Herr Mende, daß seine Kassa leer sei. Ein panischer Schreck ergriff mich bei diesen Worten, und ich glaubte anfangs nur, er scherze. Da ich aber leider überzeugt ward, daß er Wahrheit gesprochen, so mußte ich wohl, da ich einmal diese Reise angefangen, sie auch auf meine Kosten fortsetzen, sollte es mich auch den letzten Heller kosten. Dabei fiel mir ein, daß Herr Kaufmann Berenz mir für Engagement und Reisegeld gutgesagt; also resolvierte ich mich kurz, berechnete mich mit meinem Baren und machte, daß ich aus dem teuren Leipzig kam.

Wäre ich klug gewesen und mit der ganzen Familie geradehin zu meinem Freund Seconda gereiset, ich bin fest überzeugt, wir alle würden bei ihm Brot gefunden haben. Aber mein widriges Los wollte es so, und ich machte statt

dreizehn Meilen von Leipzig nach Dresden lieber hundertundvierzig nach Riga. Doch war ich insofern zu entschuldigen, als ich das Gewisse für das Ungewisse nahm. Denn mein Engagement in Riga war mir durch die Versicherung des Herrn Berenz ja gewiß, bei Herrn Seconda aber ungewiß, und wenn ich nun vergebens nach Dresden gereiset wäre, mußte ich ja wieder über Leipzig retour und hätte für diese sechsundzwanzig Meilen samt Zehrung leicht fünfzig Taler ausgeben müssen, eine Summa, die ich, da mein Schwiegersohn nicht mehr bei Kassa war, nicht mehr riskieren durfte.

Der Anfang meiner Reise von Leipzig aus war schon so bedeutungsvoll, daß ich, wenn ich an Ahnungen hätte glauben können, gleich wieder umgekehrt und zu Hause geblieben wäre. Es war Markttag und eben acht Uhr frühmorgens, als ich auf die Gerbergasse vor dem Hallischen Tore kam. Die Zufuhr an so einem Tage ist so groß und die Gasse so schmal, daß keine Möglichkeit ist, mit bepacktem Wagen gegen diese Holz-, Getreide- und andere Lebensmittelverkäufer anzudringen: von acht bis zehn Uhr mußte ich da stille halten, es half weder Bitten noch Fluchen. Diese Halbmenschen fahren ineinander hinein, daß selbst die beste Polizei — und diese ist in Leipzig gewiß sehr exakt — sie nur mit äußerster Anstrengung auseinanderzufitzen imstande ist. Man kann sich leicht denken, wie sehr es mich verstimmen mußte, auf einer weiten Reise begriffen, wo man gerne vorwärts will, in einer engen Gasse aufgehalten zu werden und anderthalb Stunde nichts weiter zu hören als: So fahr doch zu, in's Teufels Namen! — halt Schindersknecht, du fährst mir ja ins Zeug hinein, du Ochse! — nun so weiche aus, du Eselskopf! — halt, halt, meine Achse geht entzwei, wo in's Teufels Namen ist denn die Polizei? usw. usw.

Gegen zehn Uhr verließ ich das äußerste Hallische Tor, und es ging rasch vorwärts über Eutritzsch. Wir kamen eine Stunde hinter Eutritzsch in ein Defilee von ohngefähr hundert Schritten; in der Mitte war eine vom Regenwasser zusammengelaufene Pfütze von zwanzig Ellen, wo uns vier

rasche Pferde durchzuziehen außerstande waren. Um den Wagen zu erleichtern, stiegen wir alle aus, aber die Mühe war vergebens, wir blieben stecken. Ich stieg auf die Anhöhe und sah am Horizont gegen Westen alles schwarz, wie mit Tinte begossen. Ich rief meinen Schwiegersohn und den Kutscher, dieses Wunder mit anzusehen, als sich in diesem Augenblick ein gewaltiger Sturm erhob, der von Sekunde zu Sekunde stärker wurde. Wir setzten uns ob dem Unwetter alle wieder in den Wagen, und ein entsetzlicher Orkan brauste über uns hinweg. Wir mußten Gott danken, der unseren Pferden die Kraft benahm, uns durch die Pfütze zu schleppen, denn wenn sie uns eine halbe Stunde früher aus dem Defilee herausgezogen, waren wir im Freien ohne Rettung verloren. Denn der Sturm wütete so, daß auf der Straße nach Berlin zu viele Weidenbäume darniederlagen und auf dem ganzen Weg durch die Mark, Pommern, Preußen, Kur- und Livland die Kirchendächer abgedeckt, die Kiefern umgestürzt, die Eichen entzweigebrochen waren. Ja, bei Stargard lag der ganze Wald, der von der Anhöhe herabläuft, entwurzelt darnieder, und das Kirchturmdach war zerrissen; und da wir über Polangen hinaus waren, mußten wir oft große Umwege machen, um den Bäumen auszuweichen, welche quer über die Landstraße lagen.

Alles dieses waren Fingerzeige: Du sollst nicht nach Riga gehen! Ich muß aufrichtig gestehen, oft, sehr oft fiel mir der Gedanke ein, aber meine Sicherheit: Hast ja schwarz auf weiß! verscheuchte meinen warnenden Schutzgeist, und ich verfolgte meinen Weg.

Eines Abends kam ich in Westpreußen in ein Dorf, wo wir übernachten wollten; aber der Kutscher fuhr nicht gleich in das Gehöft hinein, sondern stieg erst ab, sich zu erkundigen, ob für uns und seine Pferde oder besser gesagt, für seine Pferde und uns Platz sei. Denn allen Fuhrleuten ist an ihren Pferden und deren Bequemlichkeit mehr gelegen als an der ihrer Passagiere. Da er aber in die Gaststube blickte,

saß alles voll Zigeuner! Wie das Donnerwetter fuhr er wieder heraus und machte, daß er weiter kam. Es war ganz dunkel, die Pferde waren müde und wollten nicht mehr ziehen. Ich nahm meine Pistolen zur Hand, Herr Mende sein couteau de chasse. Schritt für Schritt ging die Reise fort, der Fuhrmann suchte den Weg mit der Hand auf der Erde, als in dem Augenblick der Wagen umschlug, einen Hügel herabkollerte und auf dem Kopfe stehen blieb.

Nun denke man sich den Schreck. Die Waffen in der Hand, — was für Unglück konnte geschehen, ging eine von meinen Pistolen los, oder was konnte das gezogene Gewehr meines Schwiegersohnes nicht für Unheil stiften! Nachdem wir uns endlich aus dem Wagen herausgefunden, fehlte uns meine ältere Tochter Friederike, die wir endlich unter dem sich losgerissenen Gepäcke auf dem Kopf stehend, noch zur rechten Zeit retteten; denn da es ihr schon vor den Augen funkelte, die Ohren ihr gewaltig sausten und alles Blut ihr zu Kopfe stieg, so wäre sie in kurzem erstickt.

Noch war es ein Glück, daß am Wagen nichts zerbrochen war und wir uns nach hergestellter Ordnung wieder weiterschleppen konnten. Halb eilf Uhr in der Nacht erreichten wir ein zweites Dorf. „Nun," sagte mein Kutscher, „und wenn hier Türken einquartiert sind, müssen wir doch bleiben. meine Pferde können nicht mehr weiter." Ohne ein Wort zu sprechen, spannte er aus und zog seine Pferde in den Stall. Wir gingen in die Wirtsstube, da fanden wir am Kamin eine sehr unreinliche Frau mit vier halbnackigten Kindern, welche Kartoffeln kochte. Da wir nicht polnisch. sie aber weder deutsch noch russisch verstand, wurde nach einer Frau gesandt, welche, beider Sprachen mächtig, mit uns reden und dolmetschen konnte.

Das erste, was wir verlangten, war Licht, aber im ganzen Dorfe war nur ein einziges Sechsertalglicht zu haben. Die Frau kochte uns Warmbier und Kartoffeln und machte uns in derselben Stube, wo der Kamin oder vielmehr der Feuerherd war und auch ihr Bette stand, eine Streue. Ich

patrouillierte indessen im Hause herum, beguckte und beschnüffelte alles, und da ich in die Küche kam und den Schornstein besah, ob denn keine Schinken vorrätig seien, denke man sich meinen Schreck, als ich vier Körper darinnen hangen sah. Kaum konnte ich die Tür finden, um meinen Schwiegersohn und den Kutscher (der eben fluchend aus dem Stalle kam, weil da eine Wand eingefallen war, und die Pferde nicht nur nicht warm standen, sondern auch beschneiet wurden), davon in Kenntnis zu setzen. Mein Schwiegersohn flog sozusagen nach dem Wagen, um alle Waffen, deren wir teilhaft waren, in die Stube zu schleppen; darüber wurde die Wirtin stutzig, die Kinder aber furchtsam. Ich zog den Kutscher nach der Küche, der anfangs auch sehr erschrak, das Ding aber genauer untersuchte und fand, daß es vier Schöpse waren, die man in dieser Gegend ganz zu räuchern pflegt. Wie ein Zentner fiel nun die Last von meinem Herzen. Ich traute aber doch der Sache nicht und beredete mich mit meinem Sohne, daß wir abwechselnd wachen wollten. Ein neuer Schreck befiel uns, als ohngefähr um zwölf Uhr in der Nacht der Mann nach Hause kam, ein Pole, nicht groß von Person, schwarze Augen und langer Bart, mit einer sehr breiten Axt über der Schulter. Er sah uns beim Eintritt in die Stube, ohne zu grüßen, sehr barsch an, zog sich nur halb aus, das heißt, er warf die Stiefel und den Pelz ab, hieb die Axt in den Boden, daß sie stehenblieb, und legte sich ohne Umstände zu seiner Frau ins Bett. Ich legte mich dann auch; Frauen und Kinder schliefen schon ganz unbesorgt, denn von den geräucherten Menschen wußten sie noch nichts. Aber noch hatte ich nicht lange gelegen, so trat eine alte Frau herein mit einem sehr langen Küchenmesser, ging aber, da sie meinen Schwiegersohn noch am Kamin und wachend fand, in ein Nebengemach, wo sie sich geradeaus auf eine Bank und das Messer neben sich legte. So berichtete mich mein Schwiegersohn, der späterhin visitierte.

Froh waren wir alle, da der neue Tag von Osten her sich zeigte. Wir machten uns auf, und da ich nach der Be=

zahlung fragte, wollte der Mann nichts nehmen. Wir hatten freilich nichts genossen, aber man hatte uns doch Dach und Fach gegeben. Ich gab also jedem Kinde so ein preußisches Fledermäuschen. Da war die Freude groß, die Wirtin küßte mir die Hand, er mir den Stiefel, auch die Kinder mußten mir etwas sagen, was ich aber nicht verstand. Endlich wurde es mir klar, daß die Armen, die ich für Mörder gehalten, uns für Räuber angesehen und sich vor uns ebenso gefürchtet hatten, wie wir uns vor ihnen.

Auf der Postierung an Kur- und Livlands Grenze kannte mich der würdige von Essen noch und freute sich innig meiner Rückkehr nach Livland, sagte mir aber im Vertrauen, daß ich einen harten Kampf zu kämpfen haben würde, denn man hielte mich für die Ursache, daß Herr Porsch und Herr Mende mit ihren Frauen damals mit mir nach Mainz gegangen wären. Er wünschte uns Glück, und wir reisten vorüber. Nach einer Stunde fuhren wir vor einer Schenke (die man nach Landessitte einen Krug nennet) vorbei, da riefen uns bekannte Stimmen zu, wir sollten halten. Wir stiegen aus und fanden vier bekannte Bürger aus Riga, die sich unserer Ankunft herzlich freuten, aber wie der von Essen sagten, daß große Kabalen unserer warteten, denn man habe es von Königsberg, wo ich bei meiner Durchreise unentgeltlich spielte, schnell hierher berichtet, daß wir im Anzug wären, und der größere Teil der Gesellschaft habe erklärt, sie spielten nicht, wenn ich auftreten würde.

Wir wurden durch diese Nachrichten immer stutziger und wußten nicht, ob wir alles glauben oder gar nichts für wahr halten sollten. Unter dergleichen Betrachtungen langten wir in dem letzten Dorfe vor der Düna an, wo uns nichts mehr als der Strom von der Stadt trennte.

Von hier aus sendete Herr Mende einen Boten an seinen Herrn Schwager, den Kaufmann Lottier, und meldete ihm seine Ankunft. Nach einer kleinen Stunde kamen Herr und Madam Lottier, Herrn Mende und meine Tochter samt ihren

Kindern abzuholen; der Jubel war groß. Um mich, meine Frau und Kinder bekümmerte man sich nicht so sehr, ja man traf Anstalt, en famille in die Stadt zu fahren, ohne mir einen gleichen Antrag zu machen. Ich bat also Herrn Lottier, mir gegen meine Bezahlung auch einen Wagen durch seinen Diener besorgen zu lassen, da gab er mir denn die Versicherung, daß, sobald er Herrn Mendens Familie würde ins Quartier gebracht haben, er mir gleich den Wagen retoursenden würde, um auch mich und die Meinigen in die mir bei meinem Schwager Götz bestellte Wohnung abzuholen. Dies geschah denn auch in einer Stunde, und unter beständigem Herzklopfen fuhr ich in das liebe alte Riga ein und trat bei meinem Herrn Schwager Götz ab.

Da war ich nun, und alle Vergangenheit schwebte vor den Augen meiner Seele; ich verlor mich in der Erinnerung, und mit einem unwillkürlichen Schauder durchbebte mich der Gedanke an die Zukunft. Was soll, was kann aus dir und den Deinigen werden, wenn alles wahr ist, was dir von Essen, was dir die vier Bürger Rigas in jenem Krug gesagt haben?

Ich verlebte eine sehr unruhige Nacht, kaum konnte ich den Morgen erwarten. Sobald es acht Uhr vorbei war, eilte ich zu Herrn Wettherr Berenz, um ihm meine Ankunft zu melden und mich sogleich zu erkundigen, wie ich mich gegen die Direktion zu benehmen habe, da ich bloß auf sein Wort hierher gereiset und an niemand weiter meines Engagements wegen geschrieben hatte. Mit einer gewissen Bangigkeit, die ich mir selber nicht zu erklären wußte, flog ich auf sein Comptoir. Ich fragte nach Herrn Berenz, alles starrte mich an wie einen Wahnsinnigen, und da ich meine Frage wiederholte, erhielt ich zur Antwort: „Lieber Herr Christ, da kommen Sie vier Wochen zu spät, denn grade so lange ist es, daß wir Herrn Berenz begraben haben." Ich bin unfähig, meine Bestürzung zu beschreiben. Ich stand, ohne ein Wort hervorbringen zu können, erst nach einer

langen Pause rief ich: „Tot?“ und wie ein Wahnsinniger stürzte ich zur Stube hinaus, ohne zu wissen wohin. Nach Hause wagte ich mich nicht, denn mit welchem Gesichte konnte ich meinem Weibe entgegentreten? Der nächste Weg wäre wohl in die Düna gewesen, aber dazu hatte ich zu viel Religion, und wäre dadurch meine Familie glücklicher geworden? Endlich, nachdem ich erst tausenderlei Gedanken durch den Kopf passieren gelassen, fiel ich auf einen, der bei gesundem Verstande eigentlich der erste hätte sein sollen: Gehe doch zu Herrn Kaufmann Kriegsmann, dem würdigen Schwiegersohn des Herrn Wettherr Berenz, er hat ja im Namen seines Schwiegervaters an dich geschrieben, er wird, er kann dich nicht verlassen! Wie auf Flügeln des Windes eilte ich zu Herrn Nikolaus Kriegsmann.

Kaum erblickte mich dieser würdige Mann, so streckte er seine Arme nach mir aus, und stumm, beiderseits mit nassen Augen, lagen wir einander an der Brust. „Ich weiß alles, was Sie mir sagen wollen, lieber Christ, es ist ein Unglück, welches uns beide betrifft, der Herr über Leben und Tod hat mir einen Vater, Ihnen einen Freund genommen; mein Verlust ist nicht zu ersetzen, den Ihrigen will ich nach Kräften erleichtern. Seien Sie ruhig; was ich Ihnen im Namen meines Herrn Schwiegervaters versprach, will ich als ein ehrlicher Mann auch halten. Ich werde Sie in allem, was Sie bedürfen, unterstützen. Verlieren Sie also nur den Mut nicht, Sie haben noch sehr viele gute Freunde hier; ich werde alles in Bewegung setzen, was ich vermag, um das Wort meines Herrn Schwiegervaters bei Ihnen zu lösen.“

Ich eilte so ziemlich beruhigt in die Arme meiner guten Gattin und fand sie weit gefaßter, als ich befürchtet hatte, ich erzählte ihr alles, was mein Freund Kriegsmann für mich zu tun versprochen, und ihre Antwort war: „Das war von diesem redlichen Manne zu erwarten.“

Ich versuchte mein Heil bei mehreren Herren, die sich vordem meine Freunde nannten, ward aber zum Teil unter dem Vorwande vieler Geschäfte abgewiesen, zum Teil sehr

frostig aufgenommen. Besonders Herr von Fischer, der mir vordem mit Auszeichnung begegnet war, benahm mir mit dem Stolze eines Ministers alle Hoffnung auf ein Engagement.

„Aber," meinte er, „ich will die Gesellschaft zu bereden suchen, daß sie eine oder zwei Vorstellungen für Sie gebe, wovon Ihnen nach Abzug der Kosten die Einnahme gereicht werde, damit Sie wieder retourzureisen in den Stand gesetzt werden, denn hier werden Sie sich vermöge unserer polizeilichen Verordnung ohne Engagement doch nicht lange mehr aufhalten können!" Nun kochte mein Blut schon über. Ich unterbrach Herrn von Fischer mit einem lachenden Gesichte, dankte für die Bemühung, bei der Gesellschaft für mich supplizieren zu wollen, und sagte, so weit wäre ich noch nicht heruntergekommen, betteln zu müssen, ich sei gekommen, um selbst zu spielen; würde man mir das nicht erlauben, so würde ich den Winter auf meine eigenen Kosten hier verleben, und solange ich keinem Bürger etwas schuldig bliebe, brauchte sich die Polizei nicht um mich zu kümmern, zumal da ich einen der ersten Kaufleute aufstellen könnte, welcher für mich kavieren würde. Somit verneigte ich mich und ging meiner Wege.

Der Direktor, Herr Mayrer, den ich auch besuchte, war ungemein artig und trug mir das Entree an, wovon ich auch Gebrauch machte; aber von Engagement oder davon, daß ich für ein Honorar spielen durfte, fiel kein Wort, denn er durfte nichts tun, was Herr von Fischer nicht wollte.

Mein Herr Schwiegersohn kam, wahrscheinlich aus Furcht, sich sein Engagement zu verderben, mit keinem Fuße mehr über meine Schwelle, doch besuchte mich meine Tochter desto fleißiger, ohne sich um das Verbot des Herrn von Fischer, meine Wohnung zu vermeiden, zu kümmern. Durch sie erfuhr ich, daß sie mit ihrem Manne wieder im Brote sei, woran ich den lebhaftesten Anteil nahm.

Da mein Herr Schwager Götz, bei welchem ich wohnte, erfuhr, daß ich wenig Hoffnung hatte, Engagement zu erhalten,

änderte sich auch seine Verwandtschaftsliebe, und er wurde von Tag zu Tag kälter. Dies tat mir wehe, und ich mühte mich, anderswo unterzukommen, welches mir auch ganz vortrefflich gelang. Denn eben dieses meines Herrn Schwagers Schwester, die Witwe Dame Sarnau, nahm mich mit Frau und Kindern, ja auch mit meiner alten Schwiegermutter für monatlich zwanzig Taler Alberts oder zehn Dukaten auf, so daß ich für nichts weiter sorgen durfte und wir für dieses Geld nicht etwa nur Kartoffeln und Rindfleisch erhielten, nein, täglich vier Gerichte, unter denen Rebhühner und Hasen nicht selten waren.

Aber ob es gleich nur zwanzig Taler Alberts waren, so hätte ich doch nicht bestehen können, wenn Freund Kriegsmann mich nicht redlich unterstützt und auf diese Weise seines verewigten Herrn Schwiegervaters Wort gelöset hätte. Dieser rechtschaffne Mann hat mich nie Not leiden lassen, und wenn ich erschien, Geld zu fordern, erhielt ich es jederzeit, ohne Murren, mit freundlichem Gesichte. Gott segne ihn noch heute dafür, denn Hunderte seines Standes würden gesagt haben: Ja, was geht mich das an, was mein Herr Schwiegervater versprochen hat? Mit Achselzucken würden sie mir die Tür vor der Nase zugeschlagen haben.

Der Kummer, welcher immer an mir fraß, warf mich aufs Krankenbett. Aber ich verbarg meine Leiden vor meiner guten Gattin, welche selbst so krank war, daß ich den Arzt mußte rufen lassen.

Ich war bei dessen Besuch nicht gegenwärtig, konnte ihn also nicht fragen, worin ihre Krankheit bestand. Aus dieser Ursache ging ich selbst zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hause, an seiner Stelle seinen Vater. Nachdem ich ihn mit der Ursache bekannt gemacht, warum ich seinen Sohn habe besuchen wollen, zuckte er mit den Achseln und sprach: „Mein lieber Christ, Sie müssen sich fassen, fort muß sie, aber es kann noch ein paar Jahre währen.“ Man stelle sich meinen Schreck vor; nicht im Traume konnte es mir beifallen, daß meine Gute so schwer krank sei; ich hielt ihre Unpäßlichkeit

für einen Katarrh, der noch nicht zum Ausbruch gekommen, weil sie in immer kürzeren Perioden hustete. Ich fragte ihn: „Was für einen Namen hat denn diese Krankheit, weswegen ich ihren Tod zu befürchten haben soll?" Die Antwort war: es seien die kleinen Lungengeschwüre; diese entstehen, kommen zur Reife und gehen auf; kaum sind sie vorüber, so setzen sich wieder neue an, bis die Lunge durch ist, dann geht die Reise fort.

Mit welchem Herzen ich den Mann verließ, mit welchem Herzen ich meine gute Leidende bei meiner Heimkunft betrachtete, kann nur der Mann würdigen, der eine Gattin verloren, die er so einzig liebte wie ich mein gutes Weib. Ich stellte mir die Folgen schrecklich und unüberstehbar vor. Ich sollte ein Weib verlieren, das ich so über alle Beschreibung liebte, ein Weib, das mir das wenige, was ich zu ihrem Nutzen, zu ihrer Zufriedenheit getan, mit so unendlich vieler Liebe und Dankbarkeit gelohnt hatte. Das war zu viel für mich, es warf mich so dahin, daß mich noch am selben Abend ein Schwindel ergriff, der mich im Zimmer bei meiner Guten zu Boden warf.

Doch ermannte ich mich bald wieder, denn, wenn ich krank darnieder lag, was sollte aus meiner armen Gattin, was aus meinen Kindern werden? Mit Gewalt riß ich mich empor, und ich künstelte Kräfte und Gesundheit, welche beide mir doch fehlten.

Aber die Unterdrückung meiner inneren Leiden wirkte so nachteilig auf mich, daß ich auf der Straße nicht gehen, sondern nur so dahinschleichen konnte. Doch erhielt mich Gott zum Besten der Meinigen, und da das Frühjahr sich näherte, stärkten sich meine Kräfte, daß ich den großen Teil meiner Leiden, der noch meiner wartete, zu tragen imstande war.

Das Frühjahr kam mit Macht, und mein Freund Kriegsmann besuchte mich.

„Lieber Christ," sprach er, „ich sehe, daß alle meine

Mühe, Sie hier in Engagement zu bringen, vergebens ist, wir müssen dahero auf Ihre Zurückreise nach Deutschland denken. Mein Schiffer Koop wird ehestens mit einer Brigg nach Lübeck segeln; da reisen Sie mit Gott wieder dahin ab, die Reise soll Sie nichts kosten, denn das Schiff ist mein."

Ich dankte ihm herzlich, doch wagte ich nicht, zu gestehen, daß meine ganze Barschaft in vier Talern acht guten Groschen bestand. Er bat mich, einen Brief an einen Lübecker Kaufmann mitzunehmen, und gab mir die Versicherung, für Zehrung unterwegs zu sorgen. Er verließ mich schnell, denn ich sah, daß ihm die Augen feucht wurden, und ließ mir den Brief, ohne weiter etwas zu sagen, zurück.

Jetzt war ich wirklich von allem entblößt, von aller Welt verlassen, hinausgestoßen; denn was konnte mir die freie Fahrt nach Lübeck, was die freie Zehrung bis dahin helfen, da ich nichts in der Tasche hatte, wovon ich weiter zu reisen imstande war? Die Verzweiflung würde mich ganz gewiß ergriffen haben, hätte mich meine liebe Kranke nicht getröstet und mehrmalen gesagt: „Lieber Mann, das Unglück muß erst recht austoben, bevor es wieder besser werden kann; habe nur Geduld und bleibe Mann!"

Ich nahm nun von meinen wenigen mir noch gebliebenen Freunden Abschied; die Tante meiner Frau, Madam Sarnau, bei der wir wohnten, gab mir einen ganzen Speisepaudel Zwieback mit. Ich wollte ihn durchaus nicht annehmen, aber sie ließ sich nicht zurückweisen, und ich mußte mein Reisegepäck damit vermehren. Dank noch heute dir, du Teure, denn ohne diesen Vorrat wären wir alle Hungers gestorben, wie der Erfolg dieser Geschichte zeigen wird.

Da ich, wie ich oben gesagt, nur wenig Geld besaß, mußte ich mir Gewalt antun, zu Herrn Kriegsmann zu gehen und ihn, da er doch so viel für mich getan, zu bitten, daß er meine Börse von der schrecklichsten Schwindsucht kurieren möge, aber ich fand ihn nicht zu Hause. Ich wiederholte meinen Besuch noch zweimal, fand ihn aber ebensowenig, und da der Schiffer bei mir gewesen, mir zu melden, daß ich

morgen, den eilften Juni 1793, mich gegen fünf Uhr abends an der Düna einfinden sollte, wo mich sein Boot aufnehmen und zu seinem Schiff auf die Reede bringen würde, lief ich nochmals zu Herrn Kriegsmann und fand ihn wieder nicht. Ich sah also klar, daß er mich nicht sprechen wollte, um uns beiden den Abschied zu ersparen, doch ließ er mir durch seinen Buchhalter glückliche Reise wünschen und mir den Brief an den Kaufmann in Lübeck bestens anempfehlen.

Verzweiflungsvoll rannte ich nach Hause, und ist es wohl ein Wunder, wenn mich alle männliche Kraft verließ? Eine Reise von mehr als zweihundert Meilen hatte ich vor mir; so unbedeutend meine Habseligkeiten waren, so besaß ich doch einen Koffer zu zweieinhalb Zentner, einen Wäschekoffer zu drei und einen Bettsack zu dreieinhalb Zentner, zusammen neunhundert Pfund, und mich samt Familie von Lübeck aus bis Berlin, Dresden oder Leipzig zu transportieren, besaß ich vier Taler acht gute Groschen. Im halben Wahnsinn packte ich über Hals und Kopf, um nur bis zum andern Tag fertig zu werden. Ich nahm weinend von Freunden und Verwandten Abschied, nur mein Schwiegersohn, Herr Mende, ließ sich nicht bei mir sehen. Mein Herz blutete sehr, denn ich ließ außer meiner Tochter Mende noch Menschen zurück, die mir gewiß ewig teuer bleiben werden.

Sonnabend, den eilften Juni 1793, abends um fünf Uhr verließ ich das mir unvergeßliche Riga, wo es so unendlich viele gute Menschen gibt, und doch begleitete mich keine Seele als meine Tochter. Da ich in das Boot stieg, segnete ich sie, aber der Schmerz mußte sie zu sehr ergriffen haben, denn ihr Auge blieb trocken; ich stieß vom Ufer mit einem Gefühl, das nur dem bekannt sein kann, den man aus seinem Vaterlande vertreibt.

So fuhren wir die zwei Meilen bis dahin, wo sich die Polteraa in die Düna ergießet, und blieben diese Nacht am linken Ufer der Aa im Wirtshause über Nacht.

Sonntag, den zwölften Juni, am ersten Pfingstfeier-

tag früh vier Uhr bestiegen wir das Schiff „Jungfrau Maria", vom Kapitän Koop geführt, und gingen, nachdem die Anker gelichtet waren, unter Segel. Es war der schönste Morgen, und wir schwammen gleich einem Schwan vor dem Leuchtturm an der Reede vorbei.

Montag, den dreizehnten, hatten wir ungemein viele Windstille. Ich bemerkte in den Gesichtern der Matrosen eine Unruhe, die ich mir nicht zu erklären wußte, es war ein Treiben auf dem Verdeck, ein Besichtigen aller Taue. Endlich fragte ich den Kapitän um die Ursache, da antwortete er: „Wir werden einen Sturm bekommen, darum muß man sehen, ob alles in Ordnung ist. Komm jetzt in die Kajüte und siehe, was dir Herr Kriegsmann auf die Reise mitgegeben hat." Er führte mich in die Kajüte, da stand ein Korb mit zwölf Bouteillen Wein, eine Tonne Heringe, sechs Bouteillen Rum, vierundzwanzig große saftige Zitronen nebst einem Hut Zucker und einem großen abgekochten Schinken. Beschämt stand ich da, denn ich fühlte, daß ich diesem redlichen Manne im Herzen unrecht getan. Wir brachen einer Bouteille den Hals und tranken auf Herrn Kriegsmanns Gesundheit. Da wir wieder aufs Verdeck traten, sahen wir ein Segel mit Stangen und Tauen treiben, welches von einem Schiff kam, das in voriger Nacht gescheitert war. Der ganze Tag blieb heiter und klar, nur daß der Wind stark aus Süden, also uns entgegen, blies.

Dienstag, den vierzehnten, stürmte es von früh halb drei Uhr an immer stärker aus Süden, daß wir, um vorwärts zu kommen, lavieren mußten, wo wir denn auf die schwedische Küste zusteuerten und dann, nach einem Marsch von dreißig bis vierzig Meilen, wieder umlegten und uns der deutschen Küste näherten. Dies geschah so oft, daß wir nach überstandener Reise, die von Riga nach Travemünden ohngefähr hundertundzwanzig Meilen zu Wasser austrägt, in dreiundzwanzig Tagen mehr als siebenhundert Meilen zurückgelegt hatten, da wir doch sonst bei guter Fahrt den Weg in fünf Tagen gemacht hätten.

Mittwoch, den fünfzehnten, verstärkte sich der Sturm und hielt den ganzen Tag bis drei Uhr an. Da legte er sich zwar, die See aber blieb unruhig, ging sehr hohl, und das Schiff schwankte auf eine so entsetzliche Weise, daß man in der Kajüte nicht stehen konnte. Meine beiden Töchter, eine im vierten, die andere im sechsten Jahr, kamen bei unsrer großen Angst nicht aus dem Lachen; wenn sie mit den Köpfen zusammenrannten oder sonst einen derben Stoß erhielten, daß sie sich auf den Boden setzen mußten, lachten sie wie die Kobolde, da wir armen Eltern, mit der Gefahr mehr bekannt, in Todesangst die Hände falteten und Gott unsere Seelen empfahlen.

Donnerstag, den sechzehnten, abends um sieben, stürmte es neuerdings aus Süden, und dabei fiel ein so dicker Nebel, daß man kaum zwei Schiffslängen sehen konnte. Der Kapitän, welcher wußte, daß mit uns hundertunddrei Segel unsere Straße fuhren, befahl, die Schiffslaternen anzuzünden, damit wir nicht Gefahr liefen, durch einen Dreimaster übersegelt zu werden.

Freitag, den siebzehnten, hob sich der Nebel, und wir bekamen bis nach Tisch schönes Wetter, wo es mit einmal entsetzlich aus Süden stürmte und uns so weit rechts von unserer Fahrt abwarf, daß wir vom großen Mastkorbe Ostgotland zu sehen bekamen.

Sonnabend, den achtzehnten, blieb es still, aber abends ward die See außerordentlich unruhig, ohne daß der Wind sich stärker erhoben hätte. Der Schiffer glaubte, es müsse zu Land ein Erdbeben sein.

Am neunzehnten, es war Sonntag, war wieder ein ungemein starker, dicker und modrig stinkender Nebel, so daß die Schiffslaternen angezündet werden mußten. Die See blieb unruhig.

Montag, den zwanzigsten, dieselbe Witterung. Nachmittags um vier Uhr trieb ein Fischernetz vorbei, wahrscheinlich war ein Fischerkahn gescheitert. Die Nacht aber erhob sich der Sturm von neuem.



Henriette Bergmann geb. Christ
Eine Tochter J. A. Christs
Nach einem alten Gemälde



J. G. Bergmann

Opernsänger in Dresden und Leipzig. Schwiegersohn J. A. Christs

Nach einem alten Gemälde

Dienstag, den einundzwanzigsten, den ganzen Tag hohle See, die Nacht aber verstärkte sich der Sturm.

Mittwoch, den zweiundzwanzigsten, stieg der Sturm aufs höchste. Er wütete solchergestalten, daß die Matrosen samt dem Schiffer sich an den Strickleitern festhalten mußten, um nicht abgespült zu werden. Der Schiffer rief mich aus der Kajüte, und da ich die Türe öffnete, fuhr ich wieder zurück, denn der Anblick war schaudervoll. Die Wellen standen wie Berge und überstiegen an Höhe den großen Mast. Wer solch ein Schauspiel der Natur nicht selbst gesehen, kann sich keinen Begriff davon machen. Ein Schiff, einzeln betrachtet, eine ziemlich große Maschine, wird auf diesem furchtbaren Elemente wie ein Hobelspan herumgeworfen. Versunken, rings-um mit Wasserbergen umgeben, welche es bei ihrem Einsturz zu verschlingen drohen, steht es in demselben Augenblick wieder turmhoch auf der höchsten Spitze einer Welle, und diese schnelle Bewegung geschieht in dem Zeitraum einer Minute wenigstens fünfzehn bis zwanzigmal. Man denke sich die Spannung der Menschen, welche, in so einem Kasten eingeschlossen, diese Himmelreise und Höllenfahrt in einer Stunde neun- bis zwölfhundertmal machen müssen. Ganz erschlafft und abgemattet sinkt man in seine Koje und entschlummert trotz aller Gefahr doch sanft und wundert sich beim Erwachen, daß man noch da ist. — Abends ließ der Sturm zwar nach, aber in der Nacht um eilf Uhr kehrte er mit verstärkter Wut zurück und raste bis Donnerstag, den dreiundzwanzigsten, früh fünf Uhr, von wo an er dann in Pausen von ein oder zwei Stunden bald wütete, bald nachließ.

Freitag, den vierundzwanzigsten, legte sich der Sturm, und es regnete den ganzen Vormittag. Nach Tische aber wütete er um so stärker, und ein Segel, der Klüver genannt, ging in Stücke, auch führte uns der Sturm das obere Bramsegel vom Besanmast davon. Um vier Uhr ließ er nach, kam aber um acht Uhr in seiner ganzen Stärke wieder und blies zugleich aus Westsüdwest und Nordnordwest. Es war gräßlich, diese Winde kämpfen zu hören, denn jeder hat in

den Schiffstauen einen anderen Ton, welches denen, die nie zur See gereiset sind, unglaublich, ja wohl gar lächerlich scheinen mag. Indes ist es doch richtig, jeder Wind hat einen anderen Ton, der Ostwind hat den tiefsten und scheint gleichsam einen Baß zu brummen. Der Sturm oder vielmehr diese beiden Stürme, der von Westsüdwest und der von Nordnordwest, dauerten die ganze Nacht und auch Sonnabend, den fünfundzwanzigsten, früh in gleicher Stärke fort, so daß die See nicht nur über Bord spülte, sondern auch zum Kajütenfenster hereindrang, ein Zeichen, daß wir diese Nacht fast mehr unter als über Wasser gewesen.

Gegen Mittag wurde es ruhiger, aber der Wind blieb konträr, und bereits fingen wir an, an Wasser und Brot Mangel zu leiden. Denn der Schiffer hatte sich nur auf vierzehn Tage verproviantiert, und so lange waren wir nun unterwegs. Er verteilte den Schiffszwieback, natürlicherweise nicht in gleichen Portionen. Die Matrosen mußten den größeren Teil empfangen, denn da bei beständigem Sturm kein Feuer unterhalten werden konnte, mußten die, welche die größten Strapazen auszuhalten hatten, auch am reichlichsten bedacht werden. Nun nahm ich meine Zuflucht zu den Kaffeezwiebäcken der guten Sarnau, die nebst rohem geriebenem Stockfisch und Wasser meine ganze Kost waren; meine Heringe waren verschwunden, da ich doch mit den Meinigen keine zwölf Stück mochte verspeiset haben.

Unser Schiff war ganz mit Flachs befrachtet, welcher unten im Schiffsraum sehr ordentlich und fest gepackt war. Es waren aber drei Handwerkspursche als Passagiere auf dem Schiff, zwei Bäcker und ein sehr naseweiser Friseur. Nun ist es gebräuchlich, daß diese Passagiere, welche an der Kajüte keinen Anteil haben, die Nacht über im Schiffsraum, das heißt unter dem Verdeck, schlafen müssen; die Luke wird dann mit einem darauf passenden Brett zugemacht. Eines Morgens hörte ich einen grausamen Lärm auf dem Verdeck; der Schiffer fluchte, sprach von Aufhängen, die Matrosen schrien: „Schlagt den Hund tot!" Ich fuhr schlaftrunken

heraus, wußte nicht, was es gäbe. Da stand der Monsieur Friseur wie ein armer Sünder und zitterte. Schon glaubte er, über Bord wandeln zu müssen, als ihn ein Matrose vorn bei der Brust festhielt, der Steuermann aber mit einem dreifach zusammengeflochtenen Schiffstau ihm den Buckel zerkeilte. Nach der Exekution erfuhr ich, daß der Patron unten im Schiffsraum mitten unter den Flachsschichten Feuer angeschlagen und Tabak geraucht habe und uns der Gefahr preisgegeben, mitten im Wasser zu verbrennen. Ich glaube, daß dieser Monsieur den fünfundzwanzigsten Juni 1793 so wenig vergessen wird als seinen Geburtstag.

Sonntag, den sechsundzwanzigsten, blieb es beim Westnordwestwinde ziemlich ruhig, und es gingen viele Segel bei uns vorbei. Zu Mittag verstärkte sich der Wind, und um ein Uhr war der Sturm wieder da, um drei Uhr ein zweiter und um sieben Uhr ein dritter aus Osten. Diese drei Wüteriche warfen uns bis nach ein Uhr in der Nacht so unbarmherzig bald hierhin, bald dorthin, daß wir glaubten, das Schiff müsse zertrümmern. So unbändig schlugen die Wellen an die Schiffswände, daß es dröhnte, als wolle die ganze Maschine bersten. Um ein Uhr in der Nacht wurden diese drei Stürme schwächer, und um zwei Uhr hörten sie ganz auf. Es war aber nur ein Atemholen, denn Montag, den siebenundzwanzigsten, früh drei Uhr, fing es schon wieder an zu toben, und um vier Uhr wütete der Wind dergestalt, daß er uns die Stange des Bugspriets zerbrach. So stürmte es fort bis früh neun Uhr, dann ließ der Wind nach. Abends sahen wir links den preußischen Berg Revkal. In der Nacht ward der Wind ganz stille.

Dienstag, den achtundzwanzigsten, war schön Wetter, und da wir halben Wind hatten, gingen wir eine ziemliche Strecke vorwärts. In der Nacht trieb ein toter Mensch vorbei.

Mittwoch, den neunundzwanzigsten, war ein kostbarer Morgen. Es wurde, weil es windstill war, Pökelfleisch und Erbsen gekocht, wo wir denn natürlich wie die Wölfe zulangten. Aber wir hatten kein Brot dazu, denn es war nur noch

ein Schiffszwieback für die Matrosen da, und meine Familie nebst dem Kapitän und Steuermann mußten zum Pökelfleisch meine süßen Kaffeebrötchen beißen; die Handwerkspursche hatten gar nichts. Des Abends sahen wir Bornholm, und am nämlichen Abend wurde das letzte Faß Wasser aufs Verdeck gebracht. Der Schiffer empfahl uns allen, sparsam mit dem Wasser umzugehen, denn wir waren dreizehn Personen auf dem Schiff und hatten noch vierzig Meilen nach Travemünden.

Donnerstag, den dreißigsten, war schwacher Wind, und wir kamen wenig vorwärts. Frühmorgens, da ich eben aus der Kajüte ging, trat mein Monsieur Friseur ganz geschäftig ans Wasserfaß und wendete den Hahn um, um sich die Hände zu waschen, als die Matrosen zusprangen und der Steuermann ihm eine Ohrfeige gab, daß er an den Boden fiel. „Du Lusangel, du lusige Dev," schrie der Steuermann, „hest du vergeten, wat de Schipper sechten? Mut du dat Water so vergeiden, du unnütze Dev?" Wahr ist es, wir hatten noch an die vierzig Meilen bis Travemünden; er konnte sich ja die Hände mit Seewasser waschen. Der Wind durfte nur wieder konträr werden und frisch blasen, so waren wir wieder zurückgeworfen. Zur Strafe bekam Monsieur den ganzen Tag keinen Tropfen Trinkwasser, und eine Wache wurde seinetwegen an das Faß gestellet.

Gegen Mittag liefen wir an Bornholm östlich vorbei und sahen mehrere Delphine.

Freitag, den ersten Juli, blieb das Wetter zwar schön, aber der Wind blieb und wankte nicht von Süden; wir mußten wieder zum Kreuzen unsere Zuflucht nehmen. Abends um fünf Uhr holten wir eine Galiote ein; wir fragten, ob sie uns Wasser geben könnten, sie litten aber an derselben Not.

Sonnabend, den zweiten, hatten wir guten Wind bis abends um sechs Uhr, dann aber sprang er um und wurde wieder konträr.

Sonntag, den dritten, trübes Wetter. Wir waren, wie ich oben gesagt, dreizehn Personen auf dem Schiff; ich hatte

noch zwanzig Stückchen Zwieback. Diesen verteilte ich, zwei Mann gab ich drei Zwiebäcke, den Rest behielt ich für meine Kinder. Auch das Wasser war bis auf anderthalben Tag alle, und noch waren wir zehn Meilen zurück. Nach Sonnenuntergang kam halber Wind, und wir gingen ziemlich vorwärts.

Montag, den vierten Juli, waren wir so nahe am Lande, daß wir die Vögel singen hören und das frisch gemachte Heu riechen konnten. Aber doch stand uns der Wind entgegen, und wir konnten nicht in die Trave kommen, ob wir gleich die Türme von Travemünden sehen konnten. Da blieb dem Schiffer nichts übrig, als das große Boot in See zu lassen und uns nachmittags in die Trave bugsieren zu lassen, wo wir denn, nachdem wir die Lotsen eingenommen, glücklich, aber sehr verhungert, ans Land traten. Ich gab den Matrosen alles, was ich in Barem noch besaß, es betrug nach sächsischem Gelde vier Taler, und fuhr mit dem Kapitän nach Lübeck. Auf Ordre des braven Herrn Kriegsmann setzte er mich im Gasthof ab und ließ mir den andern Tag unentgeltlich meine ganze Fracht bringen.

Hier war ich nun mit meiner kranken Frau und zwei Töchtern in dieser fremden Stadt ohne Geld. Ich hatte zwar noch ein paar goldene Uhren und silberne Tisch- und Potagenlöffel, aber, was bekommt man, wenn man in Not ist, für dergleichen Habseligkeiten von beschnittenen oder unbeschnittenen Juden? Den Brief, welchen mir Herr Kriegsmann an einen Lübecker Kaufmann mitgegeben hatte, abzugeben, blieb meine erste Sorge. Ich ward ungemein artig empfangen, indessen wurde von nichts wie gleichgültigen Dingen gesprochen. Ich kam, mit vielen Komplimenten abgespeiset, sehr betrübt nach Hause.

Meine Frau sah es mir gleich am Gesichte an, daß ich nicht gute Geschäfte gemacht haben müsse, unterließ es also, mich zu fragen, was der Kaufmann mit mir gesprochen habe,

und da es Zeit zu Tische zu gehen war, begaben wir uns an die Table d'hote.

An dieser Wirtstafel speiste ein Hochländer mit seinem Sohne, welcher halb weiß war, denn er hatte ihn in Indien mit einer Negerin gezeugt. Dieser Mann, als er hörte, ich sei ein Emigré aus Mainz, gewann mich so lieb, daß er mir samt Frau und Kindern so lange freie Kost und Wohnung anbot, bis ich wieder mein Brot fände. So angenehm mir dieses Anerbieten auch sein mußte, so schlug ich es doch aus, weil ich den Mann gar nicht kannte und nicht wußte, welche Nebenabsicht er etwa haben mochte; indessen war es mir doch lieb, für die höchste Not einen Zufluchtsort gefunden zu haben. Ein gleiches Anerbieten machte mir noch ein andrer edler Mann, ein Lübecker, und ich kann versichern, man nahm in dieser grauen biederen Hansestadt den wärmsten Anteil an uns armen vertriebenen Mainzern; jedermann gab sich Mühe, es uns zu erkennen zu geben, wie sehr man an unserm traurigen Lose teilnahm.

Nach Tische saß ich traurig bei meiner Frau und Kindern und zerbrach mir den Kopf, wie ich es anfangen sollte, nach Hamburg, welches nur sieben Meilen von Lübeck entfernt ist, zu Herrn Schauspieldirektor Schröder hinüberzukommen, als es an meine Türe klopfte und der Kommis des Kaufmannes, welchem ich diesen Morgen den Brief aus Riga überbracht hatte, hereintrat. Er meldete mir, daß sein Herr Prinzipal vom Herrn Kriegsmann aus Riga beauftragt sei, an mich zweihundert Mark auszuzahlen, und somit öffnete er den Geldsack und zählte, während ich mit nassen Augen den Empfangsschein unterschrieb. Kaum war der junge Mann zur Türe hinaus, als ich mich auf die Knie warf und Gott zuerst, dann meinem erprobten Freund Kriegsmann für unsere Rettung dankte. Gott schenke diesem trefflichen Mann noch lange Gesundheit und Tätigkeit; in seinen Kindern empfange er den Lohn, welchen diese große Handlung verdient.

Nun war mein Entschluß bald gefaßt, ich fuhr mit der

ordinären Post nach Hamburg, um zu versuchen, ob ich nicht bei Herrn Schröder engagiert werden könnte. Ich stieg bei Herrn Stegmann ab, mit dem ich schon früher in Hamburg im Jahr 1778 und nachher 1789 in Mainz, bis uns die Neufranken vertrieben, bei einer Gesellschaft gestanden. Herr Stegmann und seine gute Gattin nahmen mich liebevoll auf und gaben mir alle Ratschläge an die Hand, wie ich es mit Herrn Schröder anzufangen habe, um in Engagement zu kommen. Pünktlich befolgte ich ihren Rat, aber er blieb, wie man gleich sehen wird, ohne Erfolg.

Ich meldete mich bei Herrn Schröder. Nach langem Warten ward mir endlich die große Gnade, vorgelassen zu werden. Da er mir und ich ihm nicht fremd war, erzählte ich ihm kurz die Unglücksfälle, die mich seit beinahe einem Jahr betroffen hatten, und bat ihn um Anstellung. Kalt, wie der ganze Mann war, hörte er meine Leiden, ungerührt blieb er bei meiner Not. Seine Gesellschaft sei zu sehr schon besetzt, sagte er, die Einnahmen reichten nicht mehr zu, die Gagen zu bezahlen, er müsse selbst daran denken, einige Mitglieder zu entlassen. Nach mehreren solchen kahlen Entschuldigungen ging er in einen aufgeweckteren Ton über und nötigte mich zu Tische. Ich nahm es an, teils um dem braven Stegmann nicht zu sehr zur Last zu fallen, teils um vielleicht bei einem Glase Wein Schrödern für mich günstiger zu stimmen.

Ich kam und wurde viel freundlicher empfangen als den Morgen. Wir sprachen von vergangenen Zeiten und riefen Angenehmes und Unangenehmes ins Gedächtnis zurück. Wir speisten in einer Laube, wo man die Aussicht auf die Alster und über diese hin auf die Turmspitze der Sankt Johanniskirche hat, wo mein Sohn, wie meinen Lesern noch von früher bekannt sein wird, begraben lag.

„Dieser Anblick verbittert mir die Freude," sagte ich, „die mir heute widerfährt, mit Ihnen zu speisen." „Was," rief er, „der Anblick der Johanniskirche, die Erinnerung an

Ihren Sohn? Ha, der hat schon lange vor vielem Halleluja-schreien keine Zunge mehr im Halse."

Da fuhr es mir kalt über den Rücken, meine Eßlust war vorüber, und ich zerdrückte eine Träne zwischen meinen Wimpern. So sprach der Mann, der nie ein Kind gezeugt, zu dem Vater, den der Tod seines Kindes, durch jenen Anblick frisch vor seine Seele hingemalt, dem bittersten Schmerze preisgab. Aber die Wunde, welche mir Schröder diesen Mittag schlug, war nicht die einzige, es folgte gleich nach Tisch eine zweite und den andern Morgen, kurz vor meiner Abreise, noch eine dritte und, gottlob, die letzte von diesem Manne, der nicht so gut war, als ihn seine Freunde schildern. Man frage seine Frau, diese Märtyrerin, aufs Gewissen, und man wird erstaunen, wenn man von ihr hören wird, daß unbändiger Stolz und kalte Bosheit seine Lieblingsleidenschaften waren. Er war groß vor der Welt und klein, ja kleinlich in seinen vier Pfählen. Gelang eine Sache nicht, entsprach der Erfolg nicht seinem angelegten Plane, so konnte er, wenn er sich unbemerkt glaubte, in seinem Garten herumrennen und sich mit beiden Fäusten den Kopf zerklopfen. Ich frage euch, ihr Freunde Schröders, ist dies das Benehmen eines Mannes von Größe, wie ihr ihn bei jeder Gelegenheit ausposaunt, ist dies das Benehmen eines Maurers?

Nach Tische bat ich ihn nochmals, mich nur so lange zu beschäftigen, bis ich von irgendeiner andern Direktion Briefe bekäme; aber auch das wurde nicht bewilligt. Nun zog ich zwei goldene Uhren aus der Tasche, die eine kostete mich fünfzehn und die Kette neun Dukaten, die andere kostete mich vier Karolinen. Ich bat ihn, mir fünfzig Taler darauf zu leihen, weil ich fürchtete, wenn ich weiter reisen müsse, mit meinem Gelde nicht auszulangen. Kalt sagte er mir: „Ich leihe nicht auf Pfänder, wir haben hier Juden genug, da können Sie Ihre Uhren versetzen." Das tat mir wehe. „Herr Schröder," sagte ich, „weder dem Schauspieldirektor noch dem reichen Manne habe ich das Anerbieten getan, sondern dem Bruder. Wäre ich an Ihrer, Sie an meiner Stelle,

Sie wären nicht so von mir gereiset, wie ich von Ihnen. Leben Sie wohl!“ Und somit ging ich meiner Wege.

Des andern Morgens kam der Theaterkassierer und brachte ein Kompliment vom Herrn Schröder mit dem Vermelden, er gebe sonst für durchreisende Schauspieler aus der Kassa nur zehn Mark, aber da ich früher Mitglied der Gesellschaft gewesen, so habe Herr Schröder dreißig bewilliget und ließe mir eine glückliche Reise wünschen. Ich wurde blaß vor Wehmut und Ärger und sprach zum Kassierer: „Danken Sie Herrn Schröder in meinem Namen und sagen Sie ihm, noch wäre es nicht so weit mit mir gekommen, daß ich betteln müßte, ich sei im Besitz von beinahe zweihundert Mark Banko und bedürfe dieses Geschenkes nicht; ich sei Künstler wie er und folglich auch so stolz wie er. Ich wollte vom Bruder auf ein reichliches Pfand nur fünfzig Taler borgen, aber er wies mich an die Juden; dieserwegen durfte ich nicht nach Hamburg reisen, Juden gibt es auch in Lübeck. Leben Sie wohl!“

„Sie wollen das viele Geld nicht nehmen?“

„Nein, mein Freund, machen Sie meine Empfehlung, und ich dankte.“

„Nun, so was ist mir noch nicht vorgekommen!“ sagte er, und ich machte die Türe vor seiner Nase zu.

Ein Teil der Gesellschaft hat sehr die Nase darüber gerümpft, daß ich das Geld nicht genommen, wie ich nachher durch meine Freundin Madam Starke erfuhr. Diese gab mir einen Brief nach Schwerin an die Prinzeß von Mecklenburg mit, weil ich auf meiner Reise nach Leipzig diese Stadt berühren mußte. Freund Stegmann bewirtete mich noch mit einem guten kräftigen Frühstück, dann setzte ich mich wieder auf meine ordinäre Post und holperte zurück nach Lübeck. Meine Frau hatte mich so bald nicht erwartet und schloß aus meiner Eile mit Recht auf meine unerfüllten Wünsche.

Um meine paar Taler nicht in Lübeck zu verzehren, machte ich schleunige Anstalt zu meiner Weiterreise, und gleich den andern Tag ging ich mit einem Mietwagen weiter.

Der Weg war gut, und ich traf wohlbehalten mit den Meinigen in Schwerin ein, wo ich bei Herrn Schnell auf der Schelle abtrat.

Des anderen Tages machte ich dem Herrn Grafen von Passewitz meine Aufwartung; er war maître des plaisirs und folglich Theaterintendant. Er schien Gefallen an mir zu finden und bestellte mich auf den andern Tag; das machte mich etwas verdrießlich. Da ich aber nun einmal angekleidet war, wollte ich der Prinzeß die Hand küssen und meinen Brief abgeben. Ich eilte dahero nach Hof, kam ins Vorzimmer von Ihro Durchlaucht und bat, mich zu melden. Man ging, man kam, man begaffte mich von vorn und hinten. — Endlich wurde ich gefragt, notabene: von einem Lakaien gefragt, wer ich denn eigentlich wäre, und was ich bei Ihro Durchlaucht wolle: „Was ich bei der durchlauchtigen Prinzeß will, werde ich ihr selbst sagen; ich habe einen Brief an Ihro Durchlaucht, den ich ihr selbst überreichen muß." Er ging. Unterdessen kamen männliche und weibliche Wesen, die mich beguckten. Dann erschien der Bediente wieder und sagte, Ihro Durchlaucht wären unwohl, ich möchte ihm nur den Brief geben, und wenn eine Antwort darauf nötig wäre, könnte ich in einigen Tagen wiederkommen und die Antwort holen. Das fuhr mir in die Nase. Ha, dachte ich, das mag so ein Leiblakai sein wie der in „Elisa Valberg" oder der in „Dienstpflicht"! „Mein Herr," sagte ich so laut, daß es die Prinzeß drinnen hören konnte, „sagen Sie Ihrer Prinzeß, ich sei kein Bettler. Der Brief, den ich nicht aus meinen Händen gebe, sei von einer ihr einst sehr wert gewesenen Person; da sie mich aber nicht sprechen wolle, so habe ich keinen Brief für sie." Und somit wandt' ich dem Monsieur den Rücken und ging mit aller Gravität die Treppe hinab.

Den andern Tag erschien ich wieder beim Herrn Grafen von Passewitz; aber da sollte ich mich noch drei oder vier Wochen hinlegen, um auf ein ungewisses Engagement zu

warten. Ich sah also, daß auch hier nichts für mich sei, und ging, mein Bündel zu schnüren.

Indem ich mich nach einer Fuhre umsah, blieb ein Mann auf der Straße stehen, der mich aufmerksam betrachtete, daß es mir auffiel.

„Mein Gott, sind Sie es denn?"

„Nun, wer soll ich denn sein?"

„Herr Christ?"

„Ja, der bin ich — —"

„Ich? ich bin Schüller, der Vater von Madam Eunekin, mit der Sie in Mainz beim Hoftheater zusammen gewesen. Kommen Sie doch, Sie müssen, da Sie die Tochter kennen, auch Vater, Mutter und Bruder kennen lernen!" Und da zog er mich mit sich und zeigte mir sein Habeignes. Er hatte einen kleinen Weinschank, der Sohn war zu Hause und eben der, welcher in der Folge die einst sehr berühmt gewesene buona Secla heiratete. Es war sehr gut, daß ich diese Familie kennen gelernt hatte, denn Herr Schüller verschaffte mir für sieben Friedrichsdor einen Fuhrmann, der mich samt Familie und meiner ganzen Fracht von Schwerin nach Leipzig brachte.

Hier trat ich vor dem Peterstor im Blauen Rosse ab, weil es der bald folgenden Michaelismesse wegen schwer war, in der Stadt unterzukommen.

Kaum war ich abgestiegen, so eilte ich zu meinem alten Freund, Herrn Kommissionsrat Reinhold, und erzählte ihm meine gehabten Fata. Vor allem aber mußte er mir die von Schwerin aus dem Fuhrmanne verakkordierten sieben Friedrichsdor vorschießen, welches er auch ohne Schwierigkeit sogleich tat; denn meinen guten Seconda fand ich nicht in Leipzig, er war mit der Gesellschaft in Prag.

Da ich meinen Fuhrmann abgefertigt hatte, ging ich auf Richters Kaffeehaus und bot dem Obermarqueur, Herrn Gottlob, meine beiden Uhren zum Versatz an.

„Wieviel brauchen Sie, Herr Christ?" fragte der brave Mann.

„Sieben Louisdor!"

Nach fünf Minuten gab er mir sie und nahm durchaus die Uhren nicht zum Pfande: „Nein, Herr Christ, Sie müssen bei der Gesellschaft glänzend, nicht wie ein Bettler erscheinen." Auch nicht einmal eine Handschrift wollte er von mir nehmen, doch drang ich ihm selbe wegen Leben und Sterben auf. Oh, Schröder, dachte ich, dieser Mann ist kein Maurer, aber er handelt im Geiste eines Maurers; und du? — Stille, de mortuis nil nisi bene!

Nun eilte ich zum Herrn Kommissionsrat Reinhold, meine Schuld zu bezahlen. Er stutzte nicht wenig, freute sich aber herzlich, daß ich so schnell an Zahlung dachte, und machte mir einen Antrag, der mir bei meinen jetzigen Umständen sehr akzeptabel schien. Nämlich er wolle meiner Frau, die ihrer zunehmenden Krankheit wegen in Leipzig zu bleiben gezwungen war, einige Louisdor zurücklassen, mit mir aber so lange eine Reise unternehmen, erstlich nach Prag, dann nach Brünn, Wien oder Preßburg, bis ich engagiert sei; dann sollte ich meine Frau und Kinder nachkommen lassen und ihm seine ausgelegten Spesen nach Bequemlichkeit abtragen. Mit Freuden nahm ich dieses Anerbieten an, segnete meine Frau und Kinder und reiste mit meinem Freunde mit der Diligence nach Prag.

In Peterswalde wurden wir strenge visitiert, sogar die Taschen wurden betastet. Der gute Reinhold hatte einen Wasserbruch, welcher sehr groß und auffallend war; ein Visitator ging immer um ihn herum und besah ihn nach allen Richtungen. Ich merkte es und machte meinen Freund darauf aufmerksam. „So," sagte er, „wollen Sie mir, mein Herr Visitator, meinen Kontraband abnehmen?" Der Visitator meinte, unter dem Vorwand eines Leibschadens könnte man halt allerlei hereinschwärzen. „Wenn Sie meinen," sagte Reinhold, „so sehen Sie nach!" und in demselben Augenblick ließ er die Bekleidung fallen. Der Visitator schrie: „Jesus Maria!" schämte sich und ließ sich nicht wieder sehen.

Wir fuhren auf die Post, mußten lange auf die Pferde warten; endlich wurden sie vorgelegt. Aber kaum waren sie angespannt, als sie auch wieder weggenommen wurden. Da fing mir das Blut an heiß zu werden, und ich fuhr aus dem Wagen heraus, um nach der Ursache zu forschen. Man sagte mir, es sei soeben eine Extrapost gekommen, und diese müsse gleich weiterbefördert werden. „Was," schrie ich, „eine Extrapost soll das Recht haben, der Kaiserlichen Post die Pferde auszuspannen? Nun, das werde ich in Prag gleich anzuzeigen wissen." Aber all mein Toben half nichts; es geschah, was der Herr Postmeister wollte, denn hier war er der Stärkere. Der Schaffner bat mich, nur ruhig zu sein, wir würden Pferde, Bauerpferde, bekommen, die uns ebenso bald nach Aussig bringen würden. Was wollte ich machen! Es schlug eben acht, Reinhold aß sein Abendbrot, ich drückte mich aus Ärger und Bosheit in die Wagenecke und schlief ein. Eine ganze Stunde schlief ich, denn als ich über vielem Geräusch, welches beim Wagen entstand, erwachte, schlug es neun, und die Bauerpferde wurden vorgelegt. „Fahre brav," schrie der Schaffner, „die Herren geben dir ein gutes Biergeld, wenn du die Extrapost, die um acht Uhr wegging, noch einholst." „Hm, Spaß!" brummte der Bauer, und klitsch! klatsch! flogen die vier Rappen mit uns davon, unter beständigem Blitz und Donner den Kninitzer Berg herab, daß wir, durch entsetzliche Stöße hin und her geworfen, mit den Köpfen an der Wagendecke anprallten. Und so ging es die ganze Station fort bis vor Aussig, wo wir die Extra noch vor dem Tore klingelnd fanden und die Pforten noch nicht geöffnet waren. Der Postmeister in Aussig war billiger als der in Peterswalde und gab uns die ersten Pferde. Denn die Passagiere der Extra waren Juden, und er mochte eben kein Freund dieser Herren sein.

Nun ging es ohne Anstoß nach Prag, wo wir abends um acht eintrafen und auf der Kleinen Seite, dem Bade gegenüber, in einem Wirtshause abstiegen. Freund Rein=

hold gab mir die Weisung, mich ruhig zu halten, er wolle erst mit Herrn Seconda reden und mir heute noch Bescheid bringen, wie die Sachen stünden. Diese Vorbereitungen waren mir so mysteriös, daß ich nicht wußte, ob denn auch alles wirklich wäre oder ob ich nur träumte. Ich war in der Stadt, wo mein ältester Freund und einziger Duzbruder, den ich durch die langen Jahre meiner theatralischen Laufbahn hatte, Entrepreneur einer mir nicht fremden Schauspielergesellschaft war, deren Mitglied ich vor wenig Jahren gewesen und deren Mitglied ich wieder zu werden wünschte; der Regisseur, Herr Opitz, war mein Freund, der mir noch vor wenig Jahren, nämlich den 13. Januar 1789 von Petersburg aus, versicherte, daß er, wenn ich je eines Engagements wegen in Verlegenheit sein sollte, gewiß auch ohne meine Aufforderung alle seine Kräfte aufbieten würde, mein Glück zu befördern. Was habe ich denn zu befürchten? fragte ich mich selbst, nun, ich will's abwarten!

Da ich so in Gedanken im Lehnstuhle saß, trat mein alter Kamerad Herr Henke herein, welchen Reinhold unterwegs getroffen und ihm unter Anbefehlung des heiligsten Stillschweigens das große Geheimnis anvertraut hatte: Der Schauspieler Christ ist hier. Henke stürzte mir in die Arme und freute sich, wie ich glaube, ernstlich, mich wiederzusehen, aber auch ihm war das Warum dieses so geheimnisvollen Wesens nicht bekannt. „Es müßte denn die Fuchtel sein," meinte er, „unter welcher Herr Opitz Herrn Seconda hält, daß er ohne seinen Willen nichts tun darf." „Wir wollen's abwarten," sagte ich, „bis Reinhold kommt, der mir sein Wiederkommen heute vor anderthalb Stunden versprochen hat."

Kaum hatte ich ausgesprochen, so trat Reinhold ins Zimmer: „Nun, alte Knaben, habt ihr euch gefreut, euch wiederzusehen? Ihnen, lieber Christ, läßt Seconda sagen, morgen früh, nach sieben Uhr, wird der Theaterbediente Schulz Sie zu Opitzen bringen; Sie sollen an der Mauer dahingebracht werden, damit Sie niemand sehe. Opitz wäre bereits instruieret, was er mit Ihnen abzumachen habe."

„Aber mein Gott, warum denn dieses geheimnisvolle Benehmen? Ich bin ja ein ehrlicher Mann und brauche mich vor niemand zu verbergen!“ Reinhold zuckte die Achseln, wünschte mir eine gute Nacht und zog Henken mit sich zur Tür hinaus.

Die halbe Nacht wurde, wie ganz natürlich, durchwacht, aber trotz aller Reflexionen konnte ich nicht herausklügeln, was diese Mysterien zu bedeuten haben könnten, und schlief dann ganz ermattet im Großvaterstuhl sanft ein, wo mich am Morgen der Theaterdiener Schulz noch so vorfand, wie ich die Diligence verlassen hatte.

Kaum ließ man mir so viel Zeit, die Hände zu waschen und den Mund zu spülen. Man brachte mich durch zehn kleine Gäßchen ins Quartier des ersten theatralischen Ministers Herrn Opitz, bei dem ich, nachdem wir im Vorzimmer angekommen waren, erst gemeldet werden mußte. Da verlor ich die Geduld; „was,“ schrie ich ziemlich laut, „mich melden? bei meinem ehemaligen Kameraden mich melden? der Teufel hole solche Zeremonien! Herr Opitz ist mein Freund, der wird und kann es nicht übelnehmen, wenn ich die Türe forciere.“ Und im Moment war ich mit der Hand auf dem Drücker und in der Stube, wo ich meinen Freund Opitz unter den Händen seines Friseurs antraf, in einen Pudermantel gehüllt, der am Hals mit einer rosa Schleife zusammengebunden war. Er maß mich von oben bis unten, und mit einem langen Ministergesicht, das sich etwas ins Lächeln zog, redete er mich auf folgende Art gnädig an: „Seien Sie mir willkommen, mein werter Herr Christ, schon gestern abend erfuhr ich durch Herrn Seconda Ihre so unvermutete Ankunft“ —

„Unvermutet?“ unterbrach ich ihn, „das ist nicht möglich! denn ich habe mir die Ehre gegeben, einmal von Mainz und ein zweites Mal von Frankfurt am Main aus an Sie und Herrn Seconda zu schreiben, habe aber weder vom letzteren noch von Ihnen eine Zeile gesehen.“

„Bitte sehr um Vergebung, ich habe Ihnen gleich und

mit umgehender Post geantwortet." Und somit zeigte er mir seinen Rappeleur, worin alle seine empfangenen sowohl als seine beantworteten Briefe notiert waren.

„Ja, hier steht es," sagte ich, „aber daß ich keinen Buchstaben erhalten, können Sie mir auf Brudertreue glauben."

Nun war wieder eine Pause, während welcher ich mich ohngebeten niedersetzte, denn mein alter Freund hatte wohl der vielen Geschäfte wegen vergessen, es mir zu heißen.

Unterdessen war der Friseur fertig geworden, und wir waren allein. „Herr Seconda," sprach ich, „den ich zwar noch nicht gesehen, hat mich durch den Theaterdiener Schulz zu Ihnen bringen lassen. Ich bin wie ein Mensch, der sich nicht öffentlich sehen lassen darf, durch zehn Nebengäßchen zu Ihnen gebracht worden, eine Behandlung, die mich, ich gestehe es, äußerst frappiert. Ich kann mich vor aller Welt zeigen, bin auch nicht abgerissen, bitte also, mich mit der Ursache dieses geheimnisvollen Betragens bekannt zu machen."

Sich in die Brust werfend, sprach der Minister Opitz: „Wir, ich nämlich und Herr Seconda, sind mit dem Schauspieler Herrn Emmerich sehr unzufrieden; er spielt die ersten zärtlichen Väter. Da er einen großen Teil des Publikums auf seiner Seite hat und selbes zu seinem Vorteil zu benutzen versteht, so haben wir diese Précaution gebraucht, Sie sozusagen im Dunkeln hierher bringen zu lassen, damit seine Spione ihn von der Ankunft eines Fremden nicht gleich in Kenntnis setzen. Es ist allerdings unser Wunsch, diesen gefährlichen Mann zu entlassen, und wenn Sie in dieses Fach einschlagen, so wird sich vielleicht für Sie Brot finden. In dieser Hinsicht bin ich beauftragt, Ihnen die Rolle des Kaufmann Wagner aus dem „Vetter von Lissabon" einzuhändigen, womit Sie die erste Probe ablegen können."

Ich wurde bald blaß, bald rot, konnte nicht gleich antworten; endlich, nachdem ich mich wieder gefaßt und tief Atem geholt, drängten sich folgende Worte aus meinem gepreßten Herzen: „Herr Opitz! Ihnen wie mir und wie jedem



Joseph Anton Christ,
der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten
Nach einem alten Gemälde



J. A. Christs dritte Frau
Johanne Amalie Karoline Schröder aus Freiberg
Nach einem alten Gemälde

Schauspieler von Namen ist es bekannt, daß es dem Neuankommenden erlaubt ist, seine Debüts selbst zu wählen; warum will man bei mir von dieser Regel eine Ausnahme machen? Seit den letzten eilf Jahren habe ich nur hochkomische und launige Väter gespielt, — wie kann ich vor einem fremden Publikum in einem mir ebenfalls fremden Fache zum erstenmal auftreten?"

„Ja," erhielt ich mit Achselzucken zur Antwort, „wenn Sie dies nicht wollen, so ist kein Brot für Sie bei uns; und überdies haben Sie ja vor zwölf Jahren noch lauter zärtliche Liebhaber gespielt, es kann Ihnen also nicht fehlen."

Alle meine Einwendungen galten nichts, ich war in der Klemme, denn Brot mußte ich haben, es mochte so bitter sein, wie es wolle. Ein Gedanke an Frau und Kinder machte mich nachgiebig, und ich nahm den Kaufmann Wagner zum Memorieren mit mir nach Hause.

In acht Tagen wurde das Stück gegeben, ich muß sagen, mit Angst betrat ich die Bühne. Denn das Fach der zärtlichen Alten war mir fremd, und ich verlor beinahe allen Mut, da ich im ersten Aufzug abging und sich keine Hand bewegte. Ehrlich gesagt, es lag wie ein Zentner auf meiner Brust, und ich zerdrückte hinter den Kulissen eine Träne, die sich langsam aus meinem Auge hervorstahl. Ich muß wirklich nicht gut gespielt haben, denn sonst würden mich die guten Prager doch wenigstens des Wohlstandes wegen als einen alten Bekannten empfangen haben. Das spöttische Lächeln des Herrn Emmerich, an dessen Platz ich treten sollte, hätte mich beinahe ganz außer Fassung gebracht, wenn nicht ein Gedanke an Weib und Kind mir wie durch einen Zauber die gehörige Kraft wiedergegeben hätte. So ermannte ich mich und spielte meine Szene im zweiten Aufzuge mit aller Anstrengung so, daß bei meinem Abgang das ganze Haus einstimmig in ein Händeklatschen ausbrach. Da wurde mir leichter, Opitz machte mir ein flüchtiges Hofkompliment, und Emmerich schlich sich fort. Mein alter braver Seconda drückte mir die Hand, indem er sagte: „Nun, warum geht's denn

nicht? Komm morgen nach neun Uhr zu Opitz, der wird dir das weitere sagen."

Das Stück ging ebenso gut zu Ende, und ich eilte froh und hoffnungsvoll nach Hause. Ich saß eben beim Abendbrot, da ging die Türe auf, und Freund Reinhold trat herein. „Seien Sie ruhig," sagte er, „Sie sind engagiert, denn Sie haben der Demoiselle Künzel gefallen, und das gilt bei Seconda mehr als die Stimme des ganzen Publikums." Demoiselle Künzel war damals die Freundin des Herrn Seconda und wurde nach wenig Jahren, da seine Frau starb, seine Gattin. Noch heute danke ich ihr, der Besten, daß ihre Fürsprache mir in meiner wirklich hochgestiegenen Not Brot gab, denn ohne sie hätten meine Feinde obgesiegt, und ich hätte weiterreisen müssen.

Neunter Abschnitt: Bei Seconda in Dresden, Leipzig und Prag.

Den andern Tag erschien ich beim Fürsten Opitz, der mir wieder bei der Toilette im Pudermantel Audienz gab. „Herr Seconda hat mir zwar aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Sie vorderhand auf ein Jahr bei uns angenommen sind, indessen haben Sie noch zwei Debüts zu überstehen, das erste in Leipzig, wohin die Gesellschaft in wenig Wochen gehen wird, das andere in Dresden, wo es einzig auf den Kurfürsten ankommen wird, ob Sie bei uns bleiben können oder nicht. Herr Seconda hat mich beauftragt, mit Ihnen gegen eine wöchentliche Gage von zwölf Talern auf ein Jahr abzuschließen."

„Zwölf Taler!" rief ich, und das Wort erstarb mir auf der Zunge.

Endlich fand ich die Sprache wieder, indem ich Herrn Opitz bei der Hand faßte: „Zwölf Taler bietet man dem Manne, welcher vor zehn Jahren bei ebendieser Gesellschaft eilfhundert Taler jährliches Gehalt bezogen, zwölf Taler dem Manne, der in Petersburg zweitausend Silberrubel, am Rheinstrome fünfzehnhundert Gulden und frei Quartier gehabt — o Gott, so tief bin ich gesunken!"

„Ja," unterbrach er mich, „wenn Sie das nicht wollen, so ist hier kein Brot für Sie," und dabei wandte er sich gegen seinen Schreibtisch.

Was konnte ich tun? Frau und Kind in Leipzig, erstere schon sehr krank, — Herrn Reinhold war ich das Reisegeld bis hierher schuldig — ich mußte diesen Kelch des Leidens trinken, ihn bis auf den letzten Tropfen leeren und diese zwölf Taler annehmen.

Mit Tränen setzte ich mich bei meiner Zuhausekunft an den Schreibtisch und schrieb meiner in Leipzig Zurückgelassenen: „Sei ruhig, Mütterchen, Brot habe ich, aber auch nur Brot, denn ich bin nur mit einem geringen Gehalt angestellt, und wir werden sehr wirtschaften müssen, um bestehen zu können."

Herr Seconda besuchte mich, meinte, die Gage würde sich bessern, sowie ich mich in den mir neuen Charakter der zärtlichen Alten mehr würde eingearbeitet haben, und legte mir als Gratifikation für die Reise nach Prag vier Dukaten auf den Tisch. O Gott, ich hatte eine Reise von hundertundsechzig Meilen auf meine Kosten bestritten und erhielt vier Dukaten! Es ist freilich wahr, Herr Seconda war mir gar nichts schuldig, denn ich war ja nicht verschrieben, aber es tat mir wehe von einem Freunde, welchen ich seit 1774 kannte, dem einzigen beim Theater, der mein Duzbruder war, — der Mann, der meine große Not kannte, gab mir für hundertsechzig Meilen vier Dukaten Reisegeld!

Zum zweiten Debüt in Prag gab ich den Kaufmann Busch im „Räuschchen" und wurde durch rauschenden Beifall belohnt.

Die Zeit in Prag war um, die Gesellschaft fuhr nach Leipzig zur Messe. In Leipzig angekommen, floh ich in die Arme meiner Familie, die mich mit Sehnsucht erwartete. Ich erzählte ihr, wie es mir ergangen, und wir trösteten uns beide mit der Hoffnung einer besseren Zukunft.

Ich ging mit Frau und Kind, weil ein sehr schöner Tag war, spazieren, und der Zufall brachte uns auf den in der Grimmaischen Vorstadt liegenden Sankt Johannis-Kirchhof. Wir besahen viele sehr antike, mehrere moderne, einige

ganz verfallene Grabstellen; auf einmal blieb meine Frau vor einem Monumente, welches ihr sehr gefiel, stehen, nahm mich bei der Hand und sprach: „Lieber Mann, küsse mich!" Ganz erstaunt sah ich sie an und fragte verwundert, wie sie an diesem feierlichen Orte auf die Idee komme. „Nun, küsse mich nur, ich will es dir gleich sagen, warum." Ich fiel ihr um den Hals, sie küßte mich heiß und innig mit den Worten: „Ich danke dir, lieber Mann, daß du mich heute, den zehnten September, an meinem Geburtstag, an den Ort gebracht, wo ich bald wohnen werde."

„Ach Gott," rief ich, „verzeih', Beste, daß ich im Taumel meiner häuslichen Sorgen nicht an deinen Geburtstag dachte und dich gerade heute auf den Kirchhof führen mußte." Ich und meine Kinder weinten, und ganz verstimmt schlichen wir alle nach Hause. Und sonderbar, nach zehn Monaten lag sie da eingesenkt, wo wir an ihrem Geburtstag gestanden und sie mich um einen Kuß gebeten.

Mein erstes Debüt in Leipzig war der Hofrat Wacker aus Schröders „Porträt der Mutter". Die guten Leipziger empfingen mich als alten Bekannten, noch ehe ich sprach, und ich fand allgemeinen Beifall. Dies war nun freilich manchem von der Gesellschaft nicht recht, und ein Teil von nicht guten Menschen, da sie sahen, daß mir der Regisseur nicht wohlwollte, fingen ebenfalls an, mir hier und da Szenen zu verderben. Da sie aber mir nicht so recht zu Leibe konnten, so machten sie sich an meine Kinder.

Es sollte „General Schlenzheim" gegeben werden; die Rolle des Königs, die ich schon im Auslande gespielt hatte, wurde mir zuteil. Ich bat Herrn Opitz, mir zulieb die darin vorkommenden Soldaten blau anziehen zu lassen, weil ich im Könige Friedrich den Großen kopierte und selben in Riga, Mainz und Frankfurt am Main mit allem Beifall gegeben hätte. Er versprach es auch, hielt aber schlecht Wort. Denn bei der Aufführung waren die Soldaten weiß und rot angezogen, und ich allein spielte in der Maske des preußischen

Königs. Da ich aber fragte, warum dies geschehen, erhielt ich zur Antwort: „Wir haben's immer so gegeben."

Noch mehr. Meine Tochter Friederike, ein Mädchen von sechseinhalb Jahren, spielte den Knaben darin, ein hübsches Röllchen. Da es von jeher meine Gewohnheit war, meinen Kindern jede Szene, die sie zu spielen hatten, sowohl von der rechten wie von der linken Seite einzustudieren, damit sie nie verlegen wären, wenn abends bei der Vorstellung Zufall oder Vorsatz den Mitspielenden auf einen anderen Fleck führten, als bei der Probe verabredet worden, so konnte man dem Kinde, ob man es gleich öfter versuchte, auf diese Weise nicht beikommen. Herr Emmerich, der den Schlenzheim gab, nahm das Kind, um doch seinen boshaften Zweck zu erreichen, bei der Hand und setzte sich mit ihm in den Hintergrund bei der Mitteltüre, indem er es auf den Schoß nahm und hätschelte, daß es sein Stichwort verhören sollte. Aber das Kind war zu fest und antwortete den im Proscenio Stehenden pünktlich, daß das Publikum es fühlte und im Parterre laut darüber sprach. Um aber der Schurkerei die Krone aufzusetzen, nahm Madam Franziska Romana Koch (seligen Andenkens) das Kind, welches mit einem Monolog den Akt schließen mußte, bei der Hand und schleppte es zur Tür hinaus, daß es seine schöne Rede nicht sagen konnte — und zu alle diesem schwieg mein Freund Seconda!

Die Messe ward überstanden und die Reise ging nach Dresden. Graf Bose war Direktor, ich wurde ihm nicht vorgestellt. Der Kurfürst sagte zum Maler Müller, der mit ihm noch täglich Zeichenstunde hielt: „Weiß Er was, unser Christ ist wieder da und spielt jetzt den Alten." Der Hofmaler kam gleich, so alt er auch war, zu mir gerannt und erzählte, daß sich der Herre (wie er sich ausdrückte) meiner Wiederkunft freute. Ach Gott, auch für mich war es Freude, daß der Fürst sich meiner noch erinnerte.

Ich spielte als Debüt aus Jüngers „Revers" den Grafen Frohburg. Der Fürst lachte viel, das Publikum applau-

dierte, Herr Opitz machte mir hinter der Kulisse, wo es niemand sehen konnte, ein verbindliches Kompliment über die Rolle.

Ich erhielt auf einmal zwei gute Rollen, welches mich nicht wenig wunder nahm; die eine war Kriegsrat Dallner aus Ifflands „Dienstpflicht", die andere der Präsident d'Arner aus der „Aussteuer". Was ist das? dachte ich, soll es eine Falle sein, oder hat die beste Fürstin meinetwegen ein Wort fallen lassen? Denn ich kann es nicht leugnen, ich war zweimal bei ihr gewesen und hatte ihr aufrichtig gesagt, wie ich mit meinen Kindern gedrückt würde. Auch legte mir Herr Seconda von freien Stücken wöchentlich drei Taler zu, daß ich also fünfzehn Taler die Woche hatte.

Ich bekam mehrere Rollen, aber nur unbedeutende; „Dienstpflicht" und „Die Aussteuer" kamen nicht aufs Repertoire.

Wir reisten nach Leipzig zur Ostermesse, von da nach Prag, wo wir das Unglück hatten abzubrennen. Herr Seconda hatte enormen Schaden, denn nicht nur seine Dekorationen, sondern auch ein Teil seiner Garderobe ging zugrunde. Nur weniges ging durch Diebstahl verloren, welches nicht zu erwarten stand, denn das gemeine Volk, welches wußte, daß die sächsischen Komödianten nicht von ihrer Religion waren, haßte uns. Mir kam der Beweis hiervon sehr derb in die Hände, denn da ich mit Frau und Kind in der Nacht halb zwei zum Haus hinauseilte, — es war die höchste Zeit, denn da ich unterm Tore war, fielen die brennenden Balken neben uns auf die herrschaftliche Haupttreppe, — rannte ein derber Böhmak auf mich zu: „Wo brennt, sag, wo brennt?" Ganz betrübt antwortete ich ihm: „Im Thunischen Hause, das Theater brennt!" „Ha, bravida," schrie er, indem er sich die Hände klopfte, „bravida, is gut, sakramentski komedianski, sakramentski luteranski!" und rannte, was er konnte, zum Feuer, um zu stehlen oder so einen lutherischen Hund auf den Kopf zu schlagen.

Durch das Feuer verlor ich nichts, aber desto mehr wurde mir gestohlen. Der Hauptverlust, den ich auch heute nach siebenundzwanzig Jahren noch beweinen möchte, war mein Diarium, das ich vom ersten Tage an geführt hatte, wo ich mich der Bühne weihte, nebst einem Kasten mit allen Requisiten, vorzüglich einer preußischen Schärpe von der Königsmaske. Der gute Seconda war zu bedauern, denn er hatte mit Seiner Exzellenz dem Herrn Grafen Thun, in dessen Stammhause das Theater auf der Kleinen Seite war, einen Kontrakt, bei Feuersgefahr für allen Schaden zu stehen; Seconda war ruiniert, wenn nicht die Großmut Seiner Exzellenz sich seiner erbarmt, die Verbindlichkeit aufgehoben und ihm den Ersatz geschenkt hätte.

Noch müssen wir alle der braven Bürgerschaft von Prag mit dankbarem Herzen es nachrühmen, sie nahmen uns alle in ihren Häusern auf, weil wir kein Obdach hatten, und speisten und tränkten uns die Tage über, die wir uns noch in Prag aufhielten.

Von Prag gingen wir wieder nach Leipzig, um dort die Messe über zu spielen. Aber weder „Dienstpflicht" noch die „Aussteuer" kamen aufs Repertoire, und wir reisten ohne diese Vorstellungen nach Dresden zurück. Ich hatte hierüber einige starke Auftritte mit Herrn Opitz, unter anderem einmal in Herrn Secondas Stube, wo ich den Herrn Regisseur packte und aufs Kanapee schmiß, daß er quiekte, und wenn Herr Seconda nicht dazwischensprang, zu meiner Schande muß ich es sagen, wir hätten uns geprügelt wie Handwerkspursche.

Es war gerade um die Zeit, wo die Revolution in Frankreich aufs höchste gestiegen war und Ludwig der Sechzehnte mit Antoinetten bluten mußte. Am Dresdner Hof war alles von Traurigkeit ergriffen, und das Theater wurde weniger besucht wie sonst. Da erhielt ich vom Herrn Opitz ein Billett, mich bereitzuhalten, denn „Dienstpflicht" samt der „Aussteuer" würden ehestens herauskommen. Eine

Freude, die ich nicht beschreiben kann, durchströmte mein ganzes Wesen. Schon wollte ich hin zu ihm und ihm herzlich danken, daß er mir endlich Gelegenheit verschaffte, mich dem Publikum in einer besseren Rolle, als bisher geschehen, zu zeigen, als ich auch vom Herrn Seconda ein Billett erhielt, worin er mir meine Entlassung erteilte. Oh, wie berechnet war der Bubenstreich, der mir gespielt wurde! Ich wurde so lange mit unbedeutenden Rollen hingehalten, bis der würdige Herr Intendant, Graf Bose, es endlich überdrüssig ward, mich zu sehen, und Herrn Seconda den Auftrag erteilte, ein anderes Individuum an meine Stelle zu verschreiben, welches mein Freund Seconda denn auch — doch, wie ich glaube, mit betrübtem Herzen, — befolgte. Nun hatte Monsieur Opitz seinen Zweck erreicht, ich war entlassen, „Dienstpflicht" konnte erscheinen, ich mochte darin gefallen oder nicht, der Stab war über mich gebrochen, ich mußte fort. Dieser Schlag war zu hart. Meine arme Frau konnte schon nicht mehr aus dem Bette, verheimlichen konnte ich ihr diesen Katzenstreich nicht, denn sie las es in meinem Gesichte, daß ein wichtiger Unfall mich müsse getroffen haben, es wirkte also auch auf sie, und meine häusliche Glückseligkeit wurde zerstört durch einen Menschen, den seine Handlungen schon längst zum Bösewicht gestempelt hatten.

„Dienstpflicht" wurde gegeben. Der Landesvater samt dem übrigen Hofe kam der dekollierten Königin Antoinetten wegen nicht ins Theater; abgedankt war ich, ich mochte spielen wie ein Gott, mir konnte nichts mehr helfen. Dies alles war von dem herzlosen Bösewicht berechnet, doch mit all seiner Klugheit und Pfiffigkeit hatte sich der Monsieur diesmal verrechnet.

Graf Bose, welcher sonst vermöge seines Amtes in der Loge hinter dem Fürsten stehen mußte, war diesen Abend, weil der Hof nicht ins Theater kam, in seiner eigenen, der Intendantenloge, sah dem Spiel ungestört und mit aller Aufmerksamkeit zu, ward davon ergriffen und ließ Herrn

Seconda sagen, er solle den andern Tag früh neun Uhr zu ihm kommen. Seconda befolgte den Befehl. Gleich beim Eintreten in die Stube fragte der Herr Graf:

„Haben Sie Christen schon entlassen?"

„Ja, Ihro Exzellenz!"

„Und einen andern an seinem Platz angenommen?"

„Alles nach Euer Exzellenz Befehl!"

„Christ muß bleiben, dem andern können Sie wieder abschreiben."

„Verzeihen Euer Exzellenz, das geht nicht so, ich habe an Christs Stelle Herrn Nuth verschrieben, der sein Engagement aufgekündigt hat und Ende Mai hier eintreffen wird."

„Das können Sie nun machen, wie Sie wollen, aber Christ muß bleiben. Macht es, daß ich immer hinter dem Fürsten stehe und den Mann nicht recht habe beurteilen können, oder hat er nie eine gute Rolle gehabt, in welcher er dies zeigen konnte, kurz, Christ muß bleiben und wird, wenn er Rollen bekömmt, die ihm angenehm sind, dem Fürsten gewiß gefallen, denn die Rolle des Dallner hat er sehr brav gegeben."

Es half nichts, der Befehl des Intendanten mußte befolgt werden, aber wie dies machen? Christen anreden konnte weder der Herr Entrepreneur Seconda noch der großnäsige Herr Regisseur. Aber wie in der Welt fast alles der Zufall macht, so geschah es auch hier. Das neue Jahr rückte heran, und der alte Gebrauch, sich zu dieser Zeit etwas zu wünschen, was uns gegen viele sehr, gegen die meisten aber gar nicht vom Herzen geht, dieser Gebrauch führte mich zur guten Zucker, die mit wahrhaft freundschaftlichem Herzen an meinem Schicksal teilnahm. Dort traf ich Herrn Seconda, dem ich mit schwerem Herzen meinen Glückwunsch abstattete. Ich hielt mich bei meiner lieben Zuckern nicht lange auf, sondern empfahl mich bald, weil mehrere von der Gesellschaft gegenwärtig waren und mir unter diesen Herren die Luft zu enge wurde. Aber zu meiner Verwunderung sprach Herr Seconda: „Nimm mich mit, ich gehe mit dir

einerlei Weg!" Recht gerne bot ich ihm meinen Arm, und wir wandelten auf den Jüdenhof zu Orlandi. Es wurde etwas Weniges gefrühstückt; er ließ sich Gebacknes in Papier wickeln und gab es mir beim Herausgehen für meine Kinder mit der Frage: „Hast du schon ein Engagement?"

Mit nassem Auge mußte ich nein sagen, denn bei den Kriegszeiten, die im Jahre 1795 noch sehr stürmisch waren, konnte man, weil sich fast alle Direktionen einschränkten, nur äußerst schwer Unterkommen finden.

„Nun," sprach Seconda, „ich will dich eben nicht vertreiben, wenn du kein Brot hast, bleibe so lange bei mir, bis du Engagement bekommst."

Ich fiel ihm um den Hals, Worte hatte ich keine, die das ausdrücken konnten, was ich empfand; aber ich eilte nach Hause und verkündigte meiner Kranken die frohe Nachricht.

Erst zwei Jahre nachher erfuhr ich, wem ich es zu verdanken hatte, daß ich in Dresden geblieben, welches ich doch im ersten Augenblick einzig der Herzensgüte meines alten Freundes Seconda zuschrieb. Aber freilich konnte Seconda nicht handeln, wie er wollte, er hatte seine Gewalt in die Hände des Despoten Opitz gelegt und sich seine eigenen Hände gebunden.

Lange nachher sprach ich mit dem Herrn Grafen Bose. Er wunderte sich, daß ich ihn gar nicht besuchte und erstaunte nicht wenig, da ich ihm berichtete, Herr Opitz habe mich versichert, der Herr Graf habe sich alle Besuche der Mitglieder verbeten, deswegen sei e r da, wer was anzubringen habe, müsse es i h m sagen, er sei der Referent. „Gut," sagte der Graf, „überlaufen will ich freilich nicht sein, wer aber etwas Notwendiges mit mir zu sprechen hat, was hier der Fall gewesen sein würde, dem ist meine Türe nie verschlossen. Ich werde mit Monsieur Opitz darüber sprechen. Übrigens gratuliere ich Ihnen, ich habe es dem Fürsten bereits gesagt, daß Sie die Rolle des Kriegsrat Dallner sehr brav gegeben haben, und es wird eines der

ersten Stücke sein, die der Herr sehen will. Er hat überhaupt viele Vorliebe für Sie, und ich werde durch Zuteilung mehrerer dergleichen Rollen suchen, Sie in seiner Gunst zu erhalten."

In diese Zeit tritt eine der schrecklichsten Epochen meines kummervollen Lebens. Die Krankheit meiner Gattin nahm dermaßen zu, daß ich sie bei ihrer letzten Reise nach Leipzig in den Wagen und wieder heraus heben mußte. Nur derjenige, welcher selbst ein geliebtes braves Weib verloren, welches eben in dem Grade Gattin wie Mutter war, kann es würdigen, was ich gefühlt habe, als der Arzt mich die schrecklichen Worte hören ließ: „Es gibt kein Rettungsmittel für sie, auch wenn sie eines Kaisers Tochter wäre."

Da sie fühlte, daß ihre Leiden sich bald ganz endigen würden, wollte sie noch ein Werk der Versöhnung stiften und ließ Opitzen zu sich bitten. Schon lag sie auf der Stelle, von welcher sie nach wenig Tagen hinüberschlummerte, als er in ihre Stube trat. Sie strengte die wenigen Kräfte an, die sie noch hatte, und richtete sich sitzend auf, sprach mit Innigkeit an sein Herz, fragte ihn, warum er mich seit dem Augenblick meiner Ankunft bei der Secondaischen Gesellschaft verfolge. Es müsse ein Mißverständnis zwischen ihm und mir obwalten, denn sie kenne mich genau und wisse, wie sehr ich seine Verdienste zu schätzen verstehe. Sie bat ihn mit aufgehobenen Händen, ihre Töchter nicht mit dem Vater zugleich unglücklich zu machen.

Mit hofmännischem Lächeln und verzogenem Munde gab er ihr zur Antwort, es sei bloße Einbildung von mir, Hypochondrie, die man durchs Aderlassen vertreiben müsse, er habe nichts gegen mich, und damit machte er sich mit krummem Rücken zur Türe hinaus.

Meine Wohnung war nur eine Treppe hoch. Es waren die ersten Tage im Mai, die Fenster standen auf, und das Krankenlager nahe bei selben, so daß meine Frau jedes Wort, das unter unserm Fenster gesprochen wurde, deut=

lich hören konnte. Eben da Opitz aus dem Hause trat, begegnete ihm ein anderes Mitglied der Secondaischen Gesellschaft.

„Woher, lieber Opitz?"

„Von Christs."

„Ei, ei! Der Mann ist bei der Probe, und Sie besuchen unterdessen die Frau?"

„Gott bewahre! Die Närrin hat mich rufen lassen, wollte mich über mein Betragen gegen ihren Mann zur Rede stellen, aber ich machte, daß ich fort kam, denn ....."

Mehr konnte mein braves Weib nicht hören, weil beide Herren weitergingen. Tränen traten ihr ins Auge, daß der Sünder sie ihrer guten Meinung wegen eine Närrin nannte. Bei meiner Zuhausekunft verschwieg sie mir zwar aus Schonung den ganzen Auftritt, aber es fraß ihr am Herzen, und auf mein dringendstes Begehren entdeckte sie mir die Sache, nachdem sie mir zuvor mein Versprechen als Mann abgefordert, die ganze Sache zu ignorieren.

Wenige Tage darauf, den achten Mai 1795, starb sie und hinterließ mich ganz trostlos mit zwei Töchtern, eine im neunten, die andere im siebenten Jahre. Wenn andere meiner Herren Kollegen sich auf dem Lande divertierten, schlich ich mit meinen Kindern ins Rosental oder auf den Kirchhof, wo wir den Grabhügel mit Blumen bestreuten. Auch zwei Pappelstämme ließ ich, einen beim Kopf, den andern zu den Füßen, setzen und freute mich ihres schönen Fortkommens, bis Anno 1813 die Russen einen von diesen Bäumen fällten, wo sie denn auch mehrere Gräber des Johanniskirchhofs destruierten und profanierten.

Nun war mein Zustand wirklich bejammernswert. Denn niemand hatte ich, dem ich meine Leiden klagen konnte, alles zog sich vor mir als dem erklärten Feind des Regisseurs aus Furcht zurück. Nur die gute Madam Seconda geborne Künzel nahm sich meiner Kinder an, und durch ihre Vermittelung erhielten selbe einige gute Röllchen, die sie mit Beifall gaben.

Allein die Wirtschaft mit einer Magd, die nichts verstand und mich noch überall übervorteilte, konnte nicht lange bestehen. Ich schrieb also nach abgelegter Trauer an einen meiner ältesten Freunde, den Herrn Kreisamtmann Meißner zu Freiberg, ohngefähr in diesen Ausdrücken: Freund, schafft mir eine Frau, ich brauche zwar keine, aber meine Töchter bedürfen einer Erzieherin, ich habe bereits das dreiundfünfzigste Jahr erreicht. Habt Ihr in Eurem Freiberg kein Mädchen oder Witwe, welche sich auf die Erziehung der Kinder versteht? Notabene, sie darf keine Schulden haben und muß lutherischer Konfession sein, weil meine Töchter aus Riga und von einer evangelischen Mutter geboren und bereits in dieser Religion die Anfangsgründe erhalten haben. Übrigens kann sie lahm oder schief sein, wenn sie nur eine Wirtin ist und die Erziehung der Kinder versteht.

Seine Antwort war ebenso lakonisch: Wir haben ein solches unverheiratetes Frauenstück, die sich mit weiblichen Arbeiten und Kindererziehen ernährt; ich glaube, sie wird für Sie passen.

Darauf schrieb ich: Fragt sie, ob sie einen Mann von meinem Alter haben will, welcher auch keine Schulden und eine Einnahme von achthundert Talern hat, aber sie muß sich aufs Kindererziehen verstehen.

Die Antwort war: Sie will die Kinder sehen.

Mir blieb also nichts übrig, als mich samt meinen Töchtern in einen Wagen zu packen und nach Freiberg zu fahren, welches auch gleich den andern Tag geschah, denn bei mir muß alles, was getan werden muß, rasch geschehen.

Abends halb sieben kam ich im Amthause an. Mein Freund samt seiner Frau empfingen mich warm und präsentierten mir eine schlanke weibliche Figur als personam quaestionis. Meine Kinder sprangen auf sie zu, sie nahm beide in ihre Arme, auch ich nahte mich ihr, die Präliminarien wurden eingeleitet, und um neun Uhr abends, nachdem wir uns zwei und eine halbe Stunde gesprochen hatten, hielten wir Verlobung. Den folgenden Abend begingen wir mit Zu-

ziehung mehrerer Freunde die gestrige Zeremonie feierlicher, und ich fuhr mit dem Versprechen, sie nach sechs Wochen heimzuführen, mit meinen Kindern nach Dresden zurück.

Nach verflossener Zeit holte ich sie, und da ich dieses schreibe, in meinem achtundsiebzigsten Jahre, nachdem ich bereits ins sechsundzwanzigste Jahr mit ihr verheiratet bin, haben ich und meine Kinder noch nie Ursache gehabt, es zu bereuen, daß ich diesen Schritt so rasch getan.

Meine Töchter haben unter ihrer Leitung so viel von weiblichen Arbeiten profitieret, daß sie zur Not imstande wären, auch ohne Theater von ihrer Hände Arbeit sich zu ernähren.

Weil ich Katholik bin, mußte unserer Trauung eine Beichte vorhergehen, und hier könnte ich einige Blätter anfüllen mit Beschreibung der Schwierigkeiten, die mir hierbei von einem gewissen Pater Philipp gemacht wurden. Bei Verweigerung der Absolution wollte er haben, daß ich meine beiden Töchter, welche schon mehrere Jahre lang lutherischen Unterricht erhalten hatten, von jetzt an katholisch erziehen sollte. Wir debattierten etwas in dieser Beicht', da ich aber von einem Berichte sprach, welchen ich nach Dresden an das Konsistorium ergehen lassen wollte, gab er nach und schenkte mir sein absolvo te.

Meine ältere Tochter Friederike war zu einem Mädchen von vierzehn Jahren herangewachsen, aber man brauchte sie fast gar nicht beim Theater, unter dem in diesen Jahren eintretenden, öfters sehr wahren Vorwande, sie sei zu Kinderrollen zu groß, zu Liebhaberinnen aber zu klein. Bei meiner Tochter war es nicht ganz der Fall, denn sie hatte für ihre Jahre einen ziemlichen Wuchs, aber man wollte sie nicht brauchen, und da fand man leicht eine Ursache dazu. „Die kluge Frau im Walde" kam heraus; Freund Seconda übertrug mir das Geschäft, den in diesem Stücke vorkommenden Fackeltanz zu arrangieren. Ich war artig genug, ihn zu fragen, ob er erlaubte, daß ich meine Friederike mit zum Tanz ge-

brauche. Er aber sagte: „Sie wird wohl zu klein sein, rede mit Opitzen darüber, was er meint." „Nein," gab ich ihm zur Antwort, „mit dem rede ich nicht, denn was dazu gehört, verstehe ich besser als er. Sei nur ruhig, ich werde es so einrichten, daß der Fürst, du und das Publikum zufrieden sein sollen, und um die andern bekümmere ich mich nicht."

Nun eilte ich zu Madam Seconda und entdeckte ihr mein Anliegen. Sie putzte meine Tochter nach Möglichkeit heraus, ich ließ dem Mädchen Schuhe mit hohen Absätzen machen, ließ sie hoch frisieren, steckte ihr ein halbes Dutzend Schwingfedern auf den Kopf, und so ausgerüstet, in einer Robe, stand sie abends neben Madam Seconda in der Kulisse. Mein kurzsichtiger Freund Seconda kam aufs Theater, belorgnierte sie, zog mich beim Arme auf die Seite und fragte: „Wer ist denn die Dame?" Ich lachte aus vollem Halse, seine Frau desgleichen. „O herrje," rief sie, „kennst du denn Christs Fritzchen nicht?" Nun besah er sie erst in der Nähe und freute sich, daß ich sie so gut herausgeputzt und groß gemacht hatte.

Von der Zeit an befahl er, vielleicht in seinem Leben zum ersten Male, befahl er, sage ich, Herrn Opitz, meine Tochter in Rollen zu setzen, welches auch geschah. Denn bei der zweiten Vorstellung der „klugen Frau im Walde" spielte sie schon die Adolfine zur Befriedigung des Publikums mit Beifall. Auch meine jüngere Tochter Henriette kam in Rollen, und ich bekam den Auftrag, alle in den Stücken vorkommenden Tänze zu arrangieren.

So zog sich das Schlaraffenleben ein paar Jahre hin. Aber so nach und nach schlief das Rollenverteilen wieder ein und meine Töchter gingen müßig. Darüber beklagte ich mich gar stark bei Herrn Seconda, als ich auf einmal in der Zeitung las, daß man fürs Dresdner Theater eine zweite Liebhaberin suchte. Wütend lief ich hin zu Opitz. Sein Bedienter Hahn, nunmehriger Logenmeister Herr Hahn, mochte wohl instruieret sein und wollte mich nicht vorlassen. Ich aber forcierte die Türe, und wir gerieten so hart zusammen, daß er dem Diener klingeln mußte, um Wasser für uns beide zu



Friederike Schirmer geb. Christ mit Söhnchen
Tochter und Enkel J. A. Christs. Nach einem alten Gemälde


J. A. CHRIST

bringen; denn wir waren so ermattet, daß wir uns laben mußten. Auch fand uns der Bediente, mich im Großvaterstuhl, Opitzen auf dem Sofa, beinah ohnmächtig liegen.

Indessen fruchtete doch dieses Zusammentreffen so viel, daß keine zweite Liebhaberin verschrieben wurde.

Ein neuer Bubenstreich wurde in Leipzig eingeleitet, der aber ungünstig für den Einleiter ausfiel und ihm beinahe den Hals gebrochen hätte.

Die Mutter der Madam Hartwig wurde sehr krank, wollte ihre Tochter vor ihrem Ende noch sprechen, Madam bat um Urlaub und reiste ab. Nun kochte der Patron Opitz ein Ragout, an dem ich und meine Tochter ersticken sollten. Freundlich nahte er sich mir auf dem Theater: „Lieber Christ," sprach er, indem er mich freundlich bei der Hand nahm, „die kleine Frau (so pflegte er Madam Hartwig zu nennen) ist, wie Sie wissen, zur Mutter gereiset. Das Publikum aber wünscht Abelino zu sehen; ich kann mir nicht anders helfen, Ihre Tochter muß die Rosamunde spielen."

Ich erschrak, wollte Einwendungen machen, aber er ließ mich nicht zu Worte kommen, indem er sagte: „Dabei hat Ihre Tochter Gelegenheit, sich zu zeigen —"

„Und den Hals zu brechen," warf ich ein; „eine Anfängerin wie meine Tochter soll auf die Meisterin Hartwig diese Rolle spielen? Das geht durchaus nicht an."

Er ließ mich aber nicht los, bis ich die Rolle annahm, und dann kündigte er mir an, daß das Stück in acht Tagen gegeben werden müsse. Auch das machte mich stutzen; indessen ward mein Ehrgeiz rege, ich nahm die Rolle und eilte damit nach Hause.

Der Streich war fein ausgedacht: auf Madam Hartwig konnte nach seiner Meinung meine Tochter unmöglich gefallen; in acht Tagen war es schwer, diese große Rolle zu memorieren, sie mußte umwerfen; dadurch wurde dem Alten das Maul gestopft, und er durfte nicht verlangen, daß man ihr weiter Rollen anvertraue. Das Mädchen wurde vielleicht ausgelacht, prostituiert, und verlor den Mut, ferner zu spielen; Seconda

würde sie sehen, und die ganze Familie würde dadurch ins Hintertreffen kommen. Alles dieses fühlte ich beim Nachhausegehen, aber es schlug mich nicht nieder, sondern es spornte meinen Ehrgeiz, und ich griff, vereinigt mit den guten Talenten meiner Tochter, das schwere Werk mit aller Anstrengung an. Jede Szene wurde von der rechten wie von der linken Seite probiert, um jedem möglichen Katzenstreich begegnen zu können. Die acht Tage waren um, ich wartete auf die Probe. Allein mit der Probe war es nichts. Es könne keine Probe sein, sagte er, denn das Stück sei zu oft gegeben, es wäre hart, wenn man die Gesellschaft unnötig strapazieren wollte; die Tochter habe das Stück ja mehrmalen mit angesehen, und es würde schon gehen, denn er werde sie gewiß aus möglichen Kräften unterstützen, und was dieses Unwesen noch alles schwadronierte. Bei Herrn Seconda sprach er ganz anders; denn als ihn dieser befragte, warum er denn keine Probe vom Stück gehalten, antwortete er: „Ei, das naseweise Ding wollte durchaus keine Probe haben; sie meinte, sie würde wohl ohne Probe heute abend fertig werden."

Hier frage ich jeden unparteiischen Mann, ob dieser nun modernde Bube nicht ein ausstudierter Kabalist und des Postens, den er bekleidete, höchst unwürdig war.

Das Stück wurde gegeben. Leipzig erstaunte über das Talent der jungen Künstlerin, jede Szene wurde gewürdigt. Opitz biß die Zähne zusammen, und das Mädchen wurde hervorgerufen. Dieses schlug dem Fasse, wie man zu sagen pflegt, den Boden aus. Herr Seconda ging nach dem Stücke mit mir ums Tor nach Hause. Er umarmte mich, indem er ausrief: „Nun weiß ich, was ich an meiner Gesellschaft habe. Deine Tochter hat vom künftigen Freitage an jährlich fünfhundert Taler." Notabene, sie bekam damals dreihundert Taler Gehalt und hätte noch ein ganzes Jahr für diesen Gehalt spielen müssen; der brave Seconda aber, hingerissen von ihrem glücklichen Spiele, setzte sie von diesem Tage ihres Triumphes an gleich in die Gage von fünfhundert Talern und gab mir noch dazu sein Ehrenwort, daß, wenn ich noch

dieselbe Nacht sterben sollte, ich mit der Beruhigung sterben könnte, daß meine Tochter vom künftigen Freitag an nicht fünfhundert, sondern achthundert Taler bekommen sollte. Notabene, die Gage wurde damals nicht monatlich, sondern jeden Freitag ausgezahlt.

Von dieser Zeit an fiel der Kredit des Herrn Regisseurs von Tag zu Tag in den Augen meines guten Seconda. Aber nach und nach kam es doch wieder ins alte Geleis, und wo er seine Macht zeigen konnte, ermangelte er nie, davon Gebrauch zu machen. —

Um diese Zeit schrieb ein Herr Ochsenheimer von der Döbbelinischen Gesellschaft an mich und suchte Engagement. Ich hatte diesen Mann in Mainz kennen gelernt, wo er von Silhouettenmachen lebte. Er war der Sohn eines Kurfürstlich Mainzischen sogenannten Bratenmeisters. Schon früher hatte er große Lust zum Theater; Iffland ließ ihn nach Mannheim kommen, schickte ihn aber nach einem halben Jahr als unbrauchbar wieder zurück. Nun lebte er, wie gesagt, vom Schattenbildermachen, und während mich die Franzosen aus Mainz verjagten, wurde er Schreiber beim Amtmann in Germesheim, wo auch ihn die Neufranken verscheuchten, daß er samt seiner Frau, die damals bei der Frau Amtmännin Stubenmädchen war, hinter der Türe Abschied nahm und sich bei Madam Döbbelin, die von ihrem Gatten Karl getrennt lebte, engagierte.

Ochsenheimer ward eingeladen, Gastrollen zu spielen; er kam, gefiel und ward engagiert.

Er hatte in Mainz studiert, war ein sehr braver Künstler als Bösewicht und überdies ein sehr gründlicher Entomologe.

Wir gingen viel miteinander auf die Schmetterlingsjagd, denn auch ich bin kein Laie in der Entomologie; indessen saßen die Weiber beisammen und sprachen von ihren häuslichen Geschäften. Eines Tags war Madam Ochsenheimer

sehr betrübt, zog mehrmalen das Schnupftuch heraus und wischte sich das Gesicht. Das mußte meiner Frau auffallen.

„Sie sind heute sehr verstimmt, gute Ochsenheimer, was fehlt Ihnen?"

„Ja, gute Christ, das bin ich und habe auch Ursache, es zu sein; denn wenn ich das Glück Ihrer Ehe gegen die meinige halte, so fühle ich es erst, daß ich ganz unglücklich bin. Mein Mann tyrannisiert mich, und werde ich dann auch heftig, so heißt er mich dann wieder hingehen, wo ich hergekommen bin, und auf diese Weise hat er mir schon oft die Tür gewiesen."

„Ei, liebe Freundin, Zwiste fallen in jeder Ehe vor, aber so weit darf es nicht kommen, daß man sich die Türe weiset. Doch kann man zu so etwas lachen, denn fürs erste geht man nicht gleich, und fürs zweite hat das Konsistorium auch noch ein Wörtchen mitzusprechen."

„Ja, bei Ihnen, aber bei mir!"

„Sie meinen, weil ich lutherisch bin? Das tut nichts, Trauung ist Trauung, und auch ich bin mit meinem Manne hier in der katholischen Kirche getraut."

„Ja, liebe Christ, aber — —." Sie stockte.

„Nun, was denn aber?"

Unter einem Strom von Tränen schrie sie: „Wir sind gar nicht getraut!"

Hier stutzte meine Frau, faßte sich aber gleich wieder und sagte: „Seien Sie ruhig, liebe Ochsenheimer, es ist nicht brav von Herrn Ochsenheimer — denn Ihren Mann kann ich ihn nicht nennen —, daß er Ihre Schwäche benutzt und Ihr gutes Herz, welches ihm getraut, indem es ihn für einen redlichen Mann gehalten, nun zu seinem Vorteil gegen Sie anwenden will. Sagen Sie mir ehrlich und offen, wollen Sie mit ihm getraut werden? Denn da mein Mann auch katholisch ist, wird er schon Mittel wissen, den Herrn zu seiner Pflicht zu führen, aber eine gute Ehe läßt sich auf diese Art freilich nicht voraussehen."

„Liebe Christ, ich habe ja schon einen Sohn und bin

wieder in diesen Umständen. Die Ehe mag werden, wie sie will, ich bin meinen Kindern und ihrem künftigen Fortkommen dieses Opfer schuldig."

„Gut, sobald mein Mann nach Hause kommt, werde ich mit ihm reden, und die Sache soll in aller Stille abgemacht werden."

Und so war es auch. Nachdem meine Frau bei meiner Zuhausekunft mich über die ganze Sache in Kenntnis gesetzt, eilte ich gleich zu Herrn Ochsenheimer und machte ihm die Hölle recht heiß mit der Drohung, daß er sein gutes Brot gleich verlieren würde, wenn man in Dresden nur die geringste Spur davon bekäme, daß er in der sogenannten wilden Ehe lebe, und daß auch mehrere Damen der Gesellschaft, wenn es bekannt werde, sich weigern würden, mit der sogenannten Madam Ochsenheimer ferner das Theater zu betreten. Er wollte mir zwar einwenden, daß wir ein dergleichen skandaloses Beispiel bei der Gesellschaft durch Herrn Opitz schon hätten, ich aber bestand schlechterdings auf Trauung, und er bewilligte selbe ohne fernere Einwendung. Bei so bewandten Umständen ging ich gleich den andern Tag zum katholischen Pater Superior, dem hochwürdigen Herrn Spalt, welcher auch mich mit meiner dritten Frau getraut hatte, und entdeckte ihm die Sache, wie sie war, und die Notwendigkeit, daß die Trauung geheimgehalten würde. Er bewilligte dies auch gleich und bestimmte die Zeit, wo die Trauung vor sich gehen sollte. Ich brachte alles in Ordnung, und an einem Morgen, den Tag habe ich vergessen, wurde das Ochsenheimerische Paar nur in meiner und meiner Frau Gegenwart in Pater Superiors Stube bei geschlossenen Türen getraut.

Nachwort Hier bricht die Handschrift ab. Christ blieb bei der Secondaschen Gesellschaft, aus der später das Dresdner Hoftheater hervorging, und die im Winter in Dresden, im Sommer in Leipzig auftrat. Nicht nur er, sondern auch andre empfanden, daß man seine Gaben und sein Können brach legte. Im Jahre 1800 klagt ein Kritiker (im ersten Bande der Allgemeinen Theaterzeitung, herausgegeben von Rhode) darüber, daß ihn Opitz nur in edlen Vätern beschäftige, obwohl die ganze Kunst sein Fach sei.

Am vierzehnten September 1815 feierte der „alte Christ" in Leipzig unter herzlicher Anteilnahme des Publikums in einer Lieblingsrolle, dem Kriegsrat Dallner in Ifflands Dienstpflicht, sein fünfzigjähriges Bühnenjubiläum. Zunehmenden Alters wegen ward er 1817 mit einem Gnadengehalte von jährlich vierhundert Talern in den Ruhestand versetzt. Noch ward er hier und da in Rollen beschäftigt, in denen ihn seine zahlreichen Anhänger zu sehen gewohnt waren, aber das geschah immer seltener, und als sechsundsiebzigjähriger Greis sandte er dem Regisseur eine Rolle zurück, weil er „durch sechsmonatliche Untätigkeit dermaßen außer Routine gekommen sei, daß er es nicht mehr wage, vor einem sehr geschätzten Publikum zu erscheinen." Das Lebenslicht war im Verflackern, am dreizehnten März 1823 erlosch es.

Von Christs Schauspielkunst in seiner spätern Zeit geben die folgenden Ausführungen ein gutes Bild:

Kritik des sämtlichen Personale der Churfürstlich Sächsischen Hofschauspieler-Gesellschaft vom Verfasser des Klugen Mannes auf dem Theater 1799

Herr Christ. Spielt edle Väter, Soldaten und polternde Alte.

Unbestimmter sind wohl noch nie die Rollen eines Schauspielers von einer Direktion angegeben worden, als diese von Herrn Christ. Der Präsident in Kabale und Liebe, Philipp im Dom Karlos, Marinelli in Emilia Galotti, der Abt in der Zauberin Sidonia — der Kanzler in den Mündeln von Iffland, der Vormund in dem Stücke gleichen Namens von Iffland, der Vizekanzler in dem Stücke von Kratter, der Hofrath Stahl in dem Hausfrieden von Iffland, der

Schulmeister in Ifflands Reise nach der Stadt, der Lizentiat Wanner in dem Herbsttage, der alte Rektor in dem Spieler, der Wachtmeister in Jüngers Strich durch die Rechnung — das sind einige von dieses Künstlers so heterogenen Rollen, wie sie mir gerade beifielen. In den erstern stellt er so boshafte, als in den letztern edle Charaktere dar, in einigen so komische, als in andern ernste, würdige. Unter allen diesen hat er nur eine Soldatenrolle, warum also angeben, er spiele Soldaten? Es kommt ja weit weniger auf den Stand an, in welchem eine Person auftritt, als auf das Charakteristische, was diese Person auszeichnet. In Edelsinn und Armut, und in den vier Vormündern hat Herr Christ den Stand eines Kaufmanns. Wäre es nun wohl nicht lächerlich, zu sagen, Herr Christ spielt Kaufleute? — Doch, genug hiervon!

Eigentlich hätte von Herrn Christ gesagt werden sollen, er spielt alle schweren und nicht selten undankbare Rollen.

Als was Herr Christ aber auch auftrete, so sieht man überall den Künstler, und er macht durch seine Darstellung den Dichter zu seinem Schuldner. Er kopiert den feinen Höfling, wie den geraden Bauer, den verschlossensten Schurken, wie den offensten Biedermann mit gleicher Wahrheit, und bringt auch in sonst unbedeutende Rollen ein Leben und eine Wärme, die zur Bewunderung hinreißen. Als Kriegsrat Dallner reißt er den Zuschauer so sicher zur Achtung, als in der Rolle des Marinelli zum Abscheu, als Hofrath Stahl so gewiß zur herzlichsten Freude, als im Gewissen zum innigsten Mitleiden hin.

Bei andern Bühnen hat Herr Christ bloß komische Alte gespielt, allein dieses Fach war hier durch Herrn Bösenberg schon besetzt, und man sähe sich genöthigt, ihm andere Rollen zu ertheilen. Herr Christ und das Publikum haben beide gleich viel dadurch gewonnen. Nur dadurch konnte Herr Christ sich als Künstler zeigen, denn derjenige Schauspieler, welcher nur die Rollen gut spielt, die seinem eigenthümlichen Charakter gemäß sind, ist lange noch kein Künstler.

Wer gern wissen möchte, was es heiße, die Natur kopieren, der sehe Herrn Christ. Dabei vergißt er aber nie, daß er nicht rohe, sondern schöne Natur darzustellen habe, weshalb besonders komische Schauspieler bei Herrn Christ zur Schule gehen möchten. Er vermeidet alles Karikaturähnliche, ja Grotesk-burleske, sogar im Äußern schon, und selbst wenn er einen Bauer darzustellen hat, ist es nie der besoffene Bauer in der Schenke. Hat er einen Betrunkenen, so wankt er wohl, aber taumelt nicht von einer Ecke des Theaters zur andern, als wenn er alle übrigen Schauspieler umwerfen wollte, wie ich wohl eher gesehen habe. Statt dessen gibt er andere Eigenheiten des Trunkenen in Stellung, Miene und Ton,

die dem Zuschauer über seinen Zustand keinen Zweifel lassen, ohne der feineren Klasse Ekel zu erregen.

Sonst ist er in keinem Stücke, der er im vorigen war, er ist stets ganz der, der er sein soll. Gang, Haltung des Körpers, Blick und Miene ist jederzeit seiner Rolle angemessen. Er überladet nie, sondern ist im Gegenteil äußerst sparsam, ohne doch karg zu werden. Mit einem einzigen Blicke, einem einzigen Zuge seiner Augenbrauen, einer einzigen Wendung der Hand erreicht er aber mehr, als andere mit zehn Gesichtern, die sie schneiden. Oft habe ich an ihm bewundert, wie geschickt er sich kleiner äußerer Nebenumstände zu bedienen weiß, etwas, worauf in der Tat sehr viel ankommt, um den Zuschauer zu täuschen. Wer bloß seine Rolle hersagt, wird immer daran erinnern, daß er sie auswendig gelernt hat, denn während er schweigt, scheint er dann in den meisten Fällen bloß selbst Zuschauer. Dies weiß Herr Christ trefflich zu vermeiden, und ich kann nicht beschreiben, welche Wirkung er in den Verleumdern von Kotzebue, worin er den Minister spielt, in der Szene, wo Smith mit ihm wegen Moorlands Befreiung redet, durch das bloße Drehen seiner Tabatiere hervorbrachte. Wenn auch Herr Christ kein Wort gesprochen hätte, aus seiner etwas nachlässigen Stellung, seinem gerade vor sich hin auf einen Punkt fixierten Auge, dem gleichgültigen, jedoch halb lächelnden Zuge um seinen Mund, der etwas erhöhten Richtung seines Kopfs, und diesem Drehen seiner Dose in der Hand, würde man doch augenblicklich — diesen Minister erkannt haben.

Als Herr Iffland hier war, gab er auch den Hofrath Stahl, und wie sich von einem Iffland erwarten ließ, gut. Er spielte in den meisten Szenen Christen gleich, allein in mehreren blieb er doch hinter ihm zurück.

Hier höre ich ein Mordgeschrei, und mir ist sogar, als spräche dieser oder jener Schauspieler: „ja, die Rolle spielt sich von selbst." — Gehorsamer Diener, meine Herren, ich kenne manche ähnliche Rolle, die doch verdorben wurde. Lassen Sie sich also ein paar Worte von Herrn Christs Delikatesse sagen, die selbst Iffland nicht erreichte.

Der Hofrath Stahl ist ein im Dienste redlicher, in seinem Hause recht guter Mann, der seine Gattin so schätzt als liebt, auch in ihrem Besitze sich überaus glücklich fühlt. Sonst aber ist er jachzornig, und, wie fast alle jachzornige, hitzige Menschen, von leichtem Blute und reizbarem Herzen, dadurch aber zuweilen leicht bewegt, das Gute auf Augenblicke dem Schönen aufzuopfern. Es ist möglich, daß ein solcher Mann in seinem Leben nur einmal geliebt hat, aber daß er nicht mancherlei Liebschaften gehabt haben sollte, ist unmöglich. Jedes hübsche Mädchengesicht wird ihm gefallen, und er

wird dem hübschen Mädchengesicht zu gefallen suchen. Weil er nicht liebt, sondern nur liebelt, wird er natürlich nicht den blöden Schäfer spielen, sondern gewissermaßen kokettieren. Durch öftere Wiederholung hat ihm dies Spiel — denn mehr ist es nicht bei ihm — zur Routine werden müssen, aber sein savoir faire hat sich dadurch auch ganz dem schönen Geschlechte zugebildet. Seine Wendungen sind ihm Gewohnheiten, Artigkeiten zweite Natur, und die feinste Lebensart Sitte geworden. So nimmt er jede Dame ein, wird sie zwar nicht bezaubern, aber ihr unfehlbar gefallen. — Mehr wünscht er nicht, denn da er seine Gattin liebt, macht er zwar wohl einen Seiten-pas, aber läuft nicht ganz weg. Darauf kennt ihn auch seine Gattin, und lächelt gutmüthig über den guten Stutzer.

Jetzt ist er über eine gewisse Mamsell Heimfeld erbittert, und geht in der Absicht zu ihr, ihr den Text zu lesen. Zum Unglücke muß er aber erst zu ihr gehn, und da verliert sich schon manches von der Hitze. Nun kommt er zu ihr. Sie sitzt am Klaviere, spielt und singt. Eine schmelzende Arie, eine sanfte Mädchenstimme, sind zwei Dinge, denen ein Hofrath Stahl nicht widersteht. Sein Herzchen ist geschmolzen. Aber nun sieht er vollends eine schöngeformte weiße Hand auf den Klaven in lieblicher Bewegung, und er kapituliert. Noch mehr, er erblickt auch ein interessantes Gesichtchen, und er ist kriegsgefangen. — — Wird nun aber dieser Hofrath Stahl, so wie er ist, nicht alles aufbieten, um es zu einem kleinen Tauschhandel zwischen den Herzen zu bringen? Das ist natürlich. Wie aber wird es? — Auf keine andere, als die oben beschriebene Weise. Er wird jeden Blick vermeiden, der nicht der feinsten Lebensart gemäß wäre.

Was that nun Herr Iffland? Was Herr Christ?

Herr Iffland stellte sich dem gefährlichen Mädchen gegenüber, stemmte beide Hände auf das Klavier, und sah ihr scharf ins Auge. Ich muß gestehen, daß nach meinem Gefühl Herr Iffland nicht wohl tat. Dies tut man nur der Kokette. Freilich ist die Vermuthung da, daß Stahl sie dafür hielt. Aber eben dieser Stahl ist jetzt schon verliebt, und in verliebten Augen ist die Kokette selbst ein Engel, mithin mußte er sie dadurch zu beleidigen fürchten.

Wie gemäßer für Stahls Charakter handelte dagegen Herr Christ! In einer wahrhaft malerischen Stellung blieb er hinter dem Stuhle stehen, so daß der Zuschauer, aber noch das Mädchen nicht das Wachsen seiner Leidenschaft und sein ganzes Wohlgefallen sehen konnte. Hiezu kommt noch, daß Stahl Friederiken nach Endigung ihres Spiels die Hand küßt. Wie natürlich war es, wenn sie hier Herr Christ gleichsam noch von dem Klaviere weghaschte, statt dessen Herr Iffland erst um dieses wieder herumgehen mußte, wodurch das Spiel etwas von seiner Raschheit verlor.

Ich könnte von der Art noch einige Beobachtungen mitteilen, wenn ich weitläuftiger sein könnte. Man kann übrigens, däucht mich, aus dieser einzigen Probe schon auf die Feinheit in Herrn Christs Spiele schließen.

Was die Natur Herrn Christ versagt hat, ein geschmeidiges Sprachorgan, das darf die Kritik nicht rügen, auch ist dies doch nie unangenehm. Bitten aber dürfen wir Herrn Christ, daß er etwas fleißiger memoriere. Diesen Mangel würde der Verfasser gerügt haben, wenn er gewiß wüßte, ob es hier mehr an der Natur des Gedächtnisses oder am Fleiße bei Herrn Christ fehle. Sonst dürfte wohl auch schwerlich ein andrer Künstler es ihm hier nachtun, daß sein Gesicht dann fortspricht, wenn sein Mund auf einen Augenblick schweigt.

Iffland sagt zu dem Verfasser, daß Herr Christ in Deutschland zu den Künstlern des ersten Ranges gehöre, und der Verfasser, der mancherlei Bühnen gesehen, mit theatralischer Art und Kunst sich lange beschäftigt hat, unterschreibt dies Urteil aus voller Überzeugung. Gewiß ist Herr Christ eine Zierde unserer Bühne. Wir wollen auch hier, Herrn Christen zum Troste, mit einer Stelle aus Hamlet schließen!

„Wird etwas übertrieben, oder auch zu matt und unter dem wahren Leben gemacht, so kann es zwar die Unverständigen zum Lachen reizen, aber Vernünftigen wird es desto anstößiger sein, und das Urteil von diesen soll in euren Augen allemal ein ganzes Haus voll von jenen überwiegen. Ich kenne Schauspieler, und sie wurden von gewissen Leuten gelobt, so sehr man loben kann, die ihre Rollen so abscheulich heulten, sich so ungeberdig dazu spreizten, daß ich dachte, irgendeiner von der Natur Tagwerksjungen habe Menschen machen wollen, und sie seien ihm nicht geraten, so abscheulich grotesk ahmten sie die menschliche Natur nach."

Über seine Arbeit hat der Herausgeber folgendes mitzuteilen: Der erste Band der Handschrift, der über Christs frühere Schicksale Aufschluß gab, ist leider verschollen. Vielleicht hat diese Veröffentlichung den erfreulichen Erfolg, ihn ans Tageslicht zu bringen! Ein unveränderter Abdruck der erhaltenen Aufzeichnungen, die in festen, klaren Zügen geschrieben sind, war nicht tunlich. Es wurde manches gestrichen, was kein allgemeines Interesse beanspruchen kann oder sonst störend empfunden wurde. Vielfach wurde Zusammengehöriges verbunden. An einer Stelle — es ist der Bericht Christs von seinem Auftreten vor der Kaiserin Katharina und seiner Entlassung — machte sich die Beseitigung eines störenden Wider-

spruchs notwendig. Hier und da wurden fremdsprachliche Ausdrücke und schwer verständliche Fremdwörter verdeutscht. Im übrigen wurden sprachliche Änderungen vorgenommen, soweit sie durch den Zweck, eine leicht lesbare Ausgabe herzustellen, geboten waren. Eine korrekte stilistische und grammatikalische Überarbeitung dagegen lag dem Herausgeber fern, weil die Eigenart, Kraft und Lebendigkeit der Sprache Christs darunter gelitten haben würden.

Die Bilder und Schattenrisse entstammen dem Nachlasse Christs und seiner Familie und befinden sich ebenso wie die Handschrift im Besitze des Herausgebers. Auch sie werden hier zum ersten Male veröffentlicht mit Ausnahme des Graffschen Bildes, das schon von der Photographischen Gesellschaft in Berlin vervielfältigt worden ist.

Kurze Bemerkungen

über einige von Christ erwähnte Schauspieler. Teilweise der 1783 anonym erschienenen „Gallerie von teutschen Schauspielern und Schauspielerinnen der ältern und neuern Zeit" von Johann Friedrich Schink entnommen.

Madam Ackermann, nach dem Tode ihres zweiten Mannes, des großen Komikers Ackermann, das Oberhaupt der Schauspielerfamilie Ackermann-Schröder. Eine Schauspielerin von feinem Kunstverständnis widmete sie sich als „Prinzipalin" sowohl der Ausbildung der zur Truppe gehörigen jungen „Frauenzimmer" wie der Herstellung der Theatergarderobe. Durch ihren ersten Mann, einen verkommenen Organisten, war sie die Mutter Friedrich Ludwig Schröders, der nach dem Tode seines Stiefvaters die Leitung der Ackermannschen Bühne übernahm. Ihre Töchter **Dorothea Ackermann,** spätere Frau Doktor Unzer, und die von ganz Deutschland gefeierte, frühverstorbene **Charlotte Ackermann** waren hervorragende Mitglieder der Hamburger Bühne.

Bergobzomer ging als Schauspieler auf die stärksten Effekte aus. So schüttete er als Richard III. sich Erbsen in die Stiefel, um recht natürlich zu hinken, in Wutszenen nahm er Seife in den Mund, um recht natürlich Wut zu schäumen. Er erzielte auch tatsächlich starke Wirkungen und war der erste deutsche Schauspieler, dem ein Hervorruf zuteil wurde (in Wien im Jahre 1774).

Borchers, ein hochbegabter, vielseitiger Künstler, der „Typus des wilden Theatergenies" (Devrient). „Nur sein Genie reißt ihn öfters aus großen Verlegenheiten, worin ihn sein nachlässiges Memorieren verwickelt. Seine heftige Leidenschaft zum Spiel, die so

weit ging, daß er im dringendsten Falle sogar seine Frau auf eine Karte setzte, machte ihn Hamburg in Nacht und Nebel verlassen. So wie er auf dem Theater und am Pharaotische glänzt, ebenso brilliert er im gesellschaftlichen Umgange durch seinen reichströmenden Witz, womit er die Hälfte der Schauspieler des heiligen römischen Reiches versorgen könnte. Durch eben diesen Witz stattet er manche kahle Rolle in den nüchternsten Stücken eines Goldoni und der meisten unserer Dramatiseze gar väterlich aus. Die meisten seiner extemporierten Einfälle wären des Drucks würdig." (Gallerie.)

Brandes, der Sohn eines verkommenen Theologen. Als Schauspieler weniger erfolgreich wie als Theaterdichter, besonders als Verfasser des Melodrams Ariadne auf Naxos (komponiert von Benda). Seine temperamentvolle Frau **Esther Charlotte Brandes** geb. Koch ward von Lessing in der Schauspielkunst unterwiesen; ihre beste Rolle war die Ariadne. Sie war die erste Schauspielerin, die antikes Gewand anlegte; denn bisher waren alle Rollen, sogar solche wie Mars, Venus und Amor, in einem Kostüm gegeben worden, welches sich eng an die französische Hofkleidung anschloß. Beider Tochter, ihrem Paten Lessing zuliebe nach seiner Lustspielheldin Minna genannt, ward von der berühmten Mara zu einer vortrefflichen Primadonna ausgebildet. Auch im Schauspiel (Ophelia, Emilia Galotti) war sie vorzüglich.

Brockmann, wie Christ ein Jesuitenzögling. Er war ein liebenswürdiger und beliebter Schauspieler, durch die Unermüdlichkeit Schröders sogar zu einem Tragöden ersten Ranges gebildet. Von seinem Hamlet war man im kritischen Berlin so begeistert, daß man ihm zu Ehren eine silberne Medaille schlagen ließ, und Chodowiecki stellte auf größeren Blättern Szenen aus dem Hamlet in der damaligen Besetzung dar.

Brückner, älterer Schauspieler, Anhänger der französischen Kunstrichtung, für Kavalierrollen besonders geeignet, weil er den Ton der vornehmen Welt zu treffen wußte, was man zu seiner Zeit begreiflicherweise noch nicht von vielen deutschen Schauspielern sagen konnte.

Brunian, aus adligem Geschlechte, trat anfangs als Luftspringer auf, spielte dann Hanswürste sowie erste Liebhaber und zweite Liebhaberinnen, zog mit Marionetten, später an der Spitze lebendiger Schauspieler umher. Seine Prunkliebe brachte ihn in Schulden, er ward in Prag mit seiner Unternehmung unter die Kuratel des Baron Hennet gestellt, kam später tief herunter und starb als Prinzipal einer elenden Wandertruppe.

Döbbelin, nach Schinks Urteil „auf dem Theater wie im Umgang der wahre Held aus den Zeiten der Haupt- und Staatsaktionen, voller Bombast und schwülstiger Deklamation". Er war ein sehr unternehmender Schauspielerprinzipal. Mit Eifer warf er sich auf Lessing, vor allem führte er 1768 in Berlin Minna von Barnhelm viele Tage hintereinander mit ungeheurem Erfolge auf. Er ward der Begründer des Königlichen National-

theaters in Berlin, das er 1786 nach Friedrichs des Großen Tode im alten französischen Schauspielhause auf dem Gendarmenmarkt eröffnen durfte. Einen Beleg zu Schinks Urteil bildet die Anrede, mit der er Friedrich Wilhelm II. nach Friedrichs des Großen Tode erfreut haben soll: „Die teutsche Kunst in silbergrauen Haaren (auf sich zeigend) erkühnt sich, sich Eurer Majestät heißen Strahlen zu nähern, um eine Erwärmung, deren sie bedarf, zu empfangen, indem seit einem Dezennium die heftigsten Nordwinde auf sie eingestürmt haben."

Ekhof, Konrad, geboren 1720 zu Hamburg als Sohn eines Stadtsoldaten, ein redlicher, treuer Mann, ein wenig spießbürgerlich zwar, dazu von schlechtgewachsner Gestalt, aber auf der Bühne von ungeheurer Macht über die Gemüter durch den Klang seiner Stimme, den Ausdruck seiner Rede, die Wahrheit seines Spiels. Er war der rechte Mann für Lessing im Kampfe für eine deutsche, von der Naturbeobachtung ausgehende Schauspielkunst gegen die französierende Gottsched-Neubersche Manier. Männer wie Ekhof waren es, die dem Komödiantenstand die Achtung der bürgerlichen Gesellschaft erwarben. Mit vollem Rechte hat man ihm den Ehrennamen „Vater der deutschen Schauspielkunst" beigelegt.

Euneke (auch Eunicke), ein hervorragender Tenor. Seine erste, später von ihm geschiedene Frau, Henriette geborene Schüler (bei Christ Schüller), eine blendende Schönheit und große mimische Künstlerin, erregte später unter dem Namen Hendel-Schütz Aufsehen und Bewunderung durch ihre lebenden Bilder, eine von ihr geschaffene Kunstgattung. Seine zweite Frau, die von Christ ausgebildete Therese geborene Schwachhofer, ward als Soubrette der Liebling des Berliner Hoftheaters.

Großmann. „Er eröffnete seine theatralische Laufbahn nicht als Neuling in der Kunst, sondern betrat mit einem reichhaltigen Schatze von theoretischen und praktischen Kenntnissen zu dem ihm eignen Fache die Bühne zum erstenmal als Marinelli. Wer Bösewichter der ersten bis hinunter zur letzten Klasse, wer impertinente Burschen sehen und kennen will, der geh' und seh' ihn. Als Direktor übertrifft er an Schlauigkeit und intriganter Feinheit seine Zeitgenossen, so wie in Vernachlässigung der eigentlichen Pflichten eines Direktors. Einige seiner Stücke fürs Theater haben den Beifall der meisten Zuschauer, obgleich nicht ganz der wahren Kenner erhalten." (Gallerie.)

Henisch. „War nichts als Komikus und zwar von der niedern Gattung. Einige Rollen der Art mißglückten ihm nicht." (Gallerie.)

Madam Hensel, neben Ekhof und Ackermann eines der berühmtesten Mitglieder der Hamburger Entreprise (1767 und 1768), an der sich ihr damaliger Liebhaber, späterer Gatte Abel Seyler ihrem Ehrgeiz zuliebe beteiligte. Sie war eine gewaltige Tragödin, auch Lessing bewunderte sie, zog sich aber ihren Unwillen zu, als er von einer Rolle, für die sie zu groß war, meinte, ihm dünke, einen Riesen mit dem Gewehr eines Kadetts exerzieren zu sehen.

Iffland, geboren 1759 zu Hannover, der hervorragendste Verbreiter der Schröderschen Natürlichkeitsrichtung als Schauspieler und Bühnenleiter, berühmt durch seine Verbindung mit Schiller. Er brachte im Jahre 1782 dessen Räuber zum ersten Male zur Aufführung und gab selbst den Franz Moor, nach Schillers Urteil mit erschütterndem, ja zermalmendem Eindruck. Seine Begeisterung für die Kunst war ebenso groß wie seine geschäftliche Tüchtigkeit. Er machte aus der Mannheimer und später der Berliner Bühne Musteranstalten. Bekannt ist er auch als fruchtbarer Theaterschriftsteller.

Koch, Gottfried Heinrich, trat 1728 als Student in die Truppe der Neuberin ein, jener kampffrohen und überzeugungstreuen Frau, die im Bunde mit dem Leipziger Professor Gottsched es sich zur Lebensaufgabe machte, die deutsche Bühne von dem Unsinn, Bombast und Schmutz der Haupt- und Staatsaktionen und Hanswurstiaden zu säubern. Auf der „gereinigten" Bühne führte sie, da gute deutsche Theaterstücke nicht vorhanden waren, das hochentwickelte, aber in Formen erstarrte, lebensfremde französische Drama ein. Das bedeutete für den Schauspieler, daß er Witz und Erfindung nicht mehr im freien Stegreifspiel wie lustiges Feuerwerk sprühen und prasseln lassen durfte, sondern seine Rolle, die ihm jetzt von Anfang bis zu Ende vorgeschrieben war, Wort für Wort lernen mußte. Das bedeutete ferner, daß er die vornehme, gemessene, leider auch posenhafte, unnatürliche Spielweise der Franzosen annahm, bis ihn Lessing, Ekhof und Schröder durch den Hinweis auf die Natur von diesem unnatürlichen Regelzwange erlösten. Koch ward der Neuber eine kräftige Stütze als Schauspieler und sogar als fleißiger Theatermaler, besonders aber dadurch, daß er den empfindlichen Mangel an „regelmäßigen" Stücken beseitigen half, indem er übersetzte, einrichtete und selbst französierende Stücke schrieb. Später ward auch er ein Theaterunternehmer, klüger und glücklicher als die Neuberin, und es gelang ihm, in den Jahren 1750 bis 1758 die deutsche Bühne von dem Fluche der Heimatlosigkeit zu erlösen und in Leipzig das erste ständige deutsche Schauspiel einzurichten, nachdem in Deutschland bisher nur französische Schauspieler- und italienische Operngesellschaften sich der Seßhaftigkeit hatten erfreuen dürfen. Koch war es auch, der die Komposition des ersten deutschen Singspiels (Hillers „Teufel ist los" 1752) veranlaßte und die (deutsche) Oper dem Repertoire der deutschen Bühnen dauernd einverleibte. Von nun an wurde von jedem Schauspieler verlangt, daß er singen und tanzen konnte. Als Schauspieler war Koch namentlich in Molièreschen Rollen bedeutend und suchte sich von dem französischen Regelzwange wieder freizumachen, was ihm aber nie ganz gelang.

Koch (richtig Eckhardt), Siegfried Gotthelf, der Rigaer und Mainzer Regisseur, ein klassisch gebildeter Mann, hervorragender Shakespearedarsteller, tüchtiger Direktor und Regisseur. Den Namen Koch hatte er zu Ehren seines ersten Vorbilds Gottfried Heinrich

Koch angenommen. Seine Tochter **Betty** später verehlichte **Roose** ward eine gefeierte Hofschauspielerin in Wien.

Ochsenheimer, bedeutend als Darsteller schleichender Bösewichte. Sein „Wurm" in Kabale und Liebe wurde vorbildlich.

Opitz, ein erfolgreicher Schauspieler, aber eine flache Natur, und deshalb zum Regisseur in der Zeit Schillers und Goethes ganz und gar ungeeignet. Er war, sagt Devrient, der rechte Mann für Kotzebue.

Reineke (Reinek, Reinicke) war ein begeisterter Anhänger der Schröderschen Natürlichkeitsrichtung und suchte sie als Regisseur der Bondinischen Truppe zur vollen Geltung zu bringen. Der Natürlichkeitssinn seiner Zeit ging so weit, daß für Stücke in gebundener Rede kein Verständnis vorhanden war, die besten Schauspieler waren nicht imstande, Verse zu sprechen, und Schiller mußte sich auf Zureden Reinekes zur Umarbeitung seines Don Carlos in Prosa bequemen.

Madam Schirmer, geborne **Christ**, war ein gefeiertes Mitglied der Leipziger und Dresdner Bühne, erfolgreicher als ihr Gatte Andreas Daniel Schirmer. Tieck beurteilt sie folgendermaßen: „Von Natur mit Grazie und einem wohltuenden Organ begabt, durch Studium und Fleiß von geistreichem und gebildetem Anstand und Ausdruck, ist ihre Lebhaftigkeit und Charakterzeichnung immer liebenswürdig und edel — eine wahre Künstlerin fürs Lustspiel, vorzüglich des feinern, welches auf unserm Theater immer mehr zurückgestellt wird. Ihr gelingt der Ausdruck des Mutwillens, des Leichtsinns, der Feinheit, und alles, was sie im Lustspiel wagt und versucht, ist vortrefflich."

Schröder, Friedrich Ludwig, gleichaltrig mit Christ, bildete sich aus einem Tänzer und Luftspringer zum größten deutschen Schauspieler des achtzehnten Jahrhunderts. Sein scharfer Geist drang bei sich und andern auf unbedingte Wahrheit des Spiels, bekämpfte mit bitterm Spott die Überreste des posenvollen französierenden Stils. So ward er der ruhmvolle Vollender der von Ekhof und Lessing angebahnten Natürlichkeitsrichtung, der später Goethe seinen Weimarischen klassischen Stil entgegenstellte. Bezeichnend für seine Kunstauffassung ist, was er von einem Gastspiel als Lear erzählt, das er in München und Wien gab: „Brockmann, der sonst den Lear gespielt hatte, war bei den Worten ‚Ich will dir predigen' mit festem Schritte auf einen Block gestiegen, der zum Sitze des alten Gloster herausgeschoben war. Mir fiel dasselbe Spiel ein; aber ich konnte mich vor Schwäche kaum zum Blocke schleppen. Dies wirkte allgemein." Sein künstlerischer Wahrheitssinn begeisterte ihn auch für Shakespeare, und so ward er es hauptsächlich, der den englischen Dichter in Deutschland auf die Bühne brachte, wenn auch, dem Zeitgeiste entsprechend, in stark abgemilderten Bearbeitungen. In der Durchführung seiner künstlerischen Absichten kannte Schröder keine Rücksichten, nicht einmal die auf sein Publikum; ihm zum Trotze zwang er ihm Shakespeares Heinrich IV. auf.

Spengler. Geboren zu Montfort in Schwaben 1748, debütierte 1768. Er hat viel theatralische Talente und benutzt sie glücklich. Er singt einen sehr angenehmen Tenor. Den jungen, ländlichen Rollen widerspricht seine Figur, die etwas zu stark ist. Als Schauspieler hat er wirkliche Verdienste, und vorzüglich gelingen ihm die Charaktere, worinnen Eifersucht und verbissene Wut herrschen.

Madam Spengler, geb. Gieranek. Aus Dresden gebürtig, debütierte 1769. Sie ist eine der schönsten Figuren fürs Theater. Zu innigem, hochauffliegendem Affekt hat sie weniger Anlage, als zum leidenden und schmachtenden. Ein wenig mehr Feuer würde sie zu einer der ersten Schauspielerinnen im Fach der zärtlichliebenden Mädchen gemacht haben. Sie wählt ihren Anzug immer mit dem besten, feinsten Geschmack. In der Operette singt sie die zärtlichsten Rollen, und hat dazu eine überaus glückliche und biegsame Stimme, die zwar nicht von einem großen Umfange, aber doch rein, sanfttönend und angenehm ist.

Madam Starke, in zärtlichen, später in Mutterrollen als erste Schauspielerin Deutschlands gepriesen, die erste Sara Sampson (1756).

Stegmann. „Zu Dresden 1751 geboren, debütierte 1772. Wenige Schauspieler werden so viel Talente für das komische Fach erhalten haben wie er, wenige werden ihnen solche Ausbildung gegeben, wenige ein solches Muster, als Schröder ist, so studiert haben wie er; wenige würden es so glücklich kopieren können, und wenige verstehen's, ihren ganzen Vortrag mit solcher Feinheit und mit solchem Humor zu machen. Komische Alte, einfältige Landjunker, biedere, schlichte Kerle, feine Valets, kurz all die Rollen, worin ehemals Schröder so sehr glänzte, sind diejenigen, worin er vom Publikum mit dem größten Beifall aufgenommen wird; auch fremde Publikums, bei denen er Gastrollen spielte, haben ihm Beifall im höchsten Maße gezollt. Als Sänger betrachtet, hat er einen angenehmen Tenor, und als Tonsetzer gebührt ihm kein unbeträchtlicher Platz unter seinen Kollegen. Das Fortepiano spielt er aufs meisterhafteste.“ (Gallerie.)

Thering. Zum Komischen gab ihm die Natur eine Gesichtsbildung, die auf dem Theater alles bewirkt, was man nur wünschen kann. Er darf nur auftreten, so muß man über ihn lachen. Die trockne Art, mit der er seine Einfälle vorbringt, ist um so viel eindringender, je weniger man ihm irgendeinen Zwang ansieht. Er studiert seine Rollen sorgfältig und genau.

Unzelmann, in komischen Rollen hervorragend, leichtsinnig, gelenkig, im Leben wie in der Kunst. In Frankfurt durch die Freundschaft der Frau Rat Goethe ausgezeichnet.

Wahr, österreichischer Prinzipal, von dem man rühmte, daß auf seiner Bühne nie eine Burleske (Hanswurstiade) gegeben worden sei. Früher war er selbst ein Stegreifspieler gewesen. Bedeutender Hamletdarsteller. Für die Musikgeschichte von Bedeutung durch seine Verbindung mit Haydn.

